Volksmährchen

von

Friedrich Bresemann.

Erster Band.

Das Zauberblättchen der Blumenkönigin.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin.
Verlag von C. A. Wolff.
1846.

Ex
Bibliotheca
Hamburgensi

Vorwort.

Nachdem in neuerer Zeit das Interesse für Mährchen und wunderbare Sagen, welches, wie die Volkspoesie, lange geschlummert, durch die Brüder Grimm mit so vielem Geschmack und Kunstsinn wieder geweckt wurde, und nicht nur in Deutschland, sondern fast in ganz Europa Mährchen und Sagen aller Art aus dem Munde des Volks gesammelt und ein Eigenthum der Litteratur geworden. So Viel nun durch dieses Bestreben, den Schatz der Volkspoesie wieder aus dem Volke selbst ans Licht hervorzurufen, für die Dichtkunst im Allgemeinen bereits gewonnen ist, so Wenig ist je

doch bisher noch gethan, diesen Schatz durch neue
ständige Dichtungen zu vermehren. Und warum sol
nicht auch wir, wie die Dichter früherer Zeiten,
Bildungen dieser Art gestalten können! Wer kann
Phantasie Schranken anlegen und ihren freien F
hemmen! — Wohlan! lasst uns denn aus dem u
schöpflichen Born den Becher aufs neue füllen und d
eigenthümliche selbständige Dichtungen den Schatz
Volkspoesie vermehren!

Kopenhagen im December 1845.

F. Bresemann

Das

Zauberblättchen der Blumenkönigin.

Das

Zauberblättchen der Blumenköniginn.

Es war einmal ein König, der hatte einen großen herrlichen Pallaſt, und darin viele ſchöne Frauen und liebliche Mädchen, und ſeine Schatzkammer war angehäuft mit Gold und edlen Geſteinen von unten an bis oben. Und hinter dem Schloſſe war ein geräumiger Hof, und hinter dieſem ein groſſer ſchöner Garten. Der Hof aber war angefüllt mit Statüen von edler Bildhauerarbeit, und im Garten waren Blumen von tauſend Farben und tanzende Waſſerquellen und ſchattige Lauben und kühle Grotten. Und Alle, ſo an des Königs Hof kamen und ſeine Reichthümer und ſeine Herrlichkeiten ſahen, prieſen ihn glücklich vor allen Königen der Welt. Der König ſelbſt aber empfand keine Freude über alles dieſes; denn der Himmel hatte ihm Das verſagt, wonach er ſich am meiſten ſehnte, nämlich einen Leibeserben. Schon war er geſonnen, alle ſeine Frauen und Mädchen zu verſtoßen, als ſein Vezier ihm rieth, er ſolle noch das Letzte verſuchen und ein Kleid aus dem feinſten und koſtbarſten mit Gold durchwirkten indiſchen Stoffe verfertigen laſſen, und das ſollt' er reichlich beſetzen laſſen mit Edelſteinen und Juwelen, und zu dieſem Kleide ſollte er fügen ein Käſtchen von ſchwarzem Ebenholz, ganz

mit Edelsteinen angefüllt, doch oben darauf sollte er ein köstliches Perlenhalsband legen. Dann sollte er alle seine Frauen und Mädchen zusammenrufen und ihnen diese Kostbarkeiten zeigen und sagen, daß er sie Derjenigen geben wolle, die ihm einen Prinzen, oder eine Prinzessinn schenken würde. Der König that ganz, wie es der Vezier ihm gerathen hatte. Und als seine Frauen und Mädchen alle diese Kostbarkeiten sahen, wurden ihre Augen ganz davon geblendet, und sie wußten vor lauter Erstaunen gar nicht, Was sie sagen sollten. So viel Mühe sie sich aber auch gaben, diesen kostbaren Schatz sich zu erwerben, so wollte es doch keiner einzigen von ihnen gelingen, und der König blieb nach, wie vor, ohne Erben. Da wurde der König zornig auf sie und wollte sie alle insgesammt verstoßen. Der Vezier aber rieth ihm, er solle nun noch das Allerletzte versuchen und zu der Fee Mandane gehen, die am Ende des Waldes wohnte, die würde ihm gewiß einen guten Rath ertheilen können. Da ging der König eines Tages zu der Fee Mandane am Ende des Waldes und sagte ihr sein Begehren. Die Fee aber sprach zu ihm, er solle acht Tage lang jeden Tag auf die Jagd gehen und jeden Abend ein Ei essen von dem Vogel Goldschwan. Die Frau, oder das Mädchen aber, von der er einen Leibeserben zu haben wünsche, solle jeden Abend, wenn sie zu Bette ginge, an beide Seiten ihres Bettes ein Waschbecken hinstellen und darein thun Rosen- und Lavendelwasser und Lindenblüthen und Gewürznägelein und darein solle sie beide Hände halten die ganze Nacht über und nicht eher herausnehmen, als bis am andern Morgen, wenn sie vom Bett aufstehe, und damit solle sie fortfahren acht Nächte lang nach einander. Hierauf aber solle der König mit ihr in den Wald gehen und Erdbeeren pflücken, und wenn sie dann müde werde vom Bücken und

sich im Grase auszuruhen wolle, dann solle er ihr seine Gunst schenken, worauf sie ihm nach einiger Zeit einen Prinzen, oder eine Prinzessinn gebären würde.

Der König that ganz, wie ihm die Fee Mandane gesagt hatte, und wählte unter seinen Frauenzimmern das Mädchen Rosamunde aus, die schwarze Locken hatte und erst sechzehn Jahr alt war. Die mußte nun acht Nächte lang ihre Hände in beide Waschbecken halten, und am neunten Tage ging der König mit ihr in den Wald und pflückte Erdbeeren, und als sie müde wurde vom Bücken und sich im Grase ausruhen wollte, schenkte er ihr seine Gunst.

Es verstrich aber eine Zeit nach der andern, ohne daß man von dem angewandten Mittel den Erfolg merken konnte. Da ward der König betrübt und ging zu der Fee Mandane und sprach: „Du hast mich betbört; denn siehe, ich habe gethan wie Du mir gesagt; aber es ist ohne Erfolg geblieben."

Die Fee aber antwortete: „Nicht ich habe Euch betbört, sondern das Mädchen Rosamunde; denn sie hat nicht immer die ganze Nacht hindurch die Hände ins Waschbecken gehalten. Nehmt daher eine Andre, welche Eurem Befehle gehorsamer ist, und Ihr werdet nicht ohne Erben bleiben."

Da kehrte der König heim, ließ Rosamunden den Kopf abschlagen und wählte unter seinen Frauenzimmern das Mädchen Rosalette, die hatte braune Locken und war erst funfzehn Jahr alt, und er setzte ihr zur Seite Hüterinnen, eine zu ihrer Rechten und eine zu ihrer Linken, die mußten die ganze Nacht über bei ihr wachen und darnach sehen, daß sie ihre Hände nicht aus dem Becken nahm. Und am neunten Tage ging er mit ihr in den Wald und pflückte Erdbeeren, und als sie müde geworden war vom Bücken und sich im Grase ausruhen wollte, schenkte er ihr seine Gunst.

Es verstrich aber die Zeit wiederum ohne Erfolg. Da war der König noch mehr betrübt, denn zuvor, und er ging zu der Fee Mandane und sprach: „Siehe, Du hast mich abermals bethört; denn es ist auch diesmal ohne Erfolg geblieben.“

Die Fee aber antwortete: „Nicht ich habe Euch bethört, sondern die Hüterinnen und das Mädchen Rosalette; denn die Hüterinnen haben nicht immer die ganze Nacht gewacht, sondern sind eingeschlafen, und während dessen hat Rosalette ihre Hände aus dem Waschbecken genommen.“

Da kehrte der König heim, ließ Rosaletten und den beiden Hüterinnen den Kopf abschlagen, und wählte unter seinen Frauenzimmern das Mädchen Rosalinde, die hatte blonde Backen und war erst vierzehn Jahr alt. Und er setzte ihr zu jeder Seite zwei Hüterinnen und stellte an die Thür eine Schildwache, die mußte jedesmal, wenn zehn Minuten verflossen waren, die Hüterinnen am Ohr zwicken, damit sie nicht einschliefen, und die Schildwache ließ er jede Stunde durch eine andre Schildwache ablösen. Und als acht Tage verflossen waren, ging er mit Rosalinden in den Wald und pflückte Erdbeeren, und da sie müde wurde vom Bücken und sich im Moose ausruhen wollte, schenkte er ihr seine Gunst.

Und siehe, nach einiger Zeit ergab es sich, daß Rosalinde schwanger war, und sie gebar dem König darauf einen Prinzen, der war ein Wunder an Schönheit, weßhalb er auch Wunderschön genannt wurde.

Als nun der Prinz getauft werden sollte, lud der König auch die Fee Mandane zur Gevatterinn ein, um sich dankbar gegen sie zu erzeigen. Die Fee aber trat zu der Wiege, worin der Prinz lag, und murmelte heimliche und unverständliche Worte über ihn, womit sie ihm Tugend und Liebenswürdig-

keit und Tapferkeit und alle vortrefflichen Eigenschaften, welche die Prinzen zieren, schenkte.

Der Prinz wuchs nun heran und wurde von Tage zu Tage noch schöner, und Was seine Lehrmeister ihm sagten, begriff er so schnell, daſs alle Leute sich nicht genug darob verwundern konnten. Er besuchte auch fleiſsig seine Pathe, die Fee Mandane, und jedesmal, wenn er von ihr zurückkam, brachte er schöne Sachen mit, die sie ihm geschenkt hatte, und worüber er groſse Freude empfand.

Als nun der Prinz herangewachsen und ein schöner Jüngling geworden war, schenkte ihm seine Pathe Mandane drei Dinge, welche das Schönste waren, das man in der Welt sehen konnte, nämlich: das tanzende Wasser, den singenden Baum und den sprechenden Vogel.

Das tanzende Wasser spiegelte alle Farben des Regenbogens ab und ergoſs sich mit tausend Strahlen nach allen Seiten hin. Aus dem singenden Baum erscholl das lieblichste Concert, als wenn alle Vögel des Waldes ihren Gesang auf einmal ertönen lieſsen. Der sprechende Vogel aber war so klug, daſs er auf Alles Antwort geben konnte, wonach man ihn fragte.

Diese drei Dinge lieſs der Prinz in seinen Lustgarten bringen, den er dicht neben seinem Schlosse hatte, und sie waren ihm von Allem das Liebste in der Welt. Und Jedermann, dem er sie zeigte, muſste gestehen, daſs so Schönes nicht mehr zu finden wäre, und daſs er der glücklichste von allen Prinzen sei. Das mochte denn der Prinz gern hören, und darum fragte er, wenn er vor der Thür seines Gartens stand, einen jeden Fremden, der vorüberging: „Habt Ihr schon mein tanzendes Wasser und meinen singenden Baum und meinen sprechenden Vogel gesehen?“ Wenn sie denn nun sagten: „Nein,“

[illegible] er sie in den Garten, um es ihnen zu zeigen und [illegible] Bewunderung darüber zu hören.

[illegible] war aber in selbiger Stadt, worin der Prinz lebte, [illegible] Böse Hexe (denn eine Fee konnte man sie nicht nennen, weil sie wegen ihrer Bosheit schon längst aus dem Orden der Feen verstoßen war), welche die Fee Mandane haßte, und darum auch den Prinzen, weil dieser ihr Liebling war. Die Fee Mandane aber haßte sie deßwegen, weil diese immer das Böse wieder gut machte, was sie auszuüben gedachte. Wenn nämlich Norick (so hieß die Hexe) bei der Wiege eines Neugebornen über ihm sprach: „Er soll einen Buckel bekommen," so fügte die Fee Mandane gleich hinzu: „der soll aber so klein sein, daß er gar nicht zu bemerken ist." Sagte sie: „Er soll stammeln," so fügte jene hinzu: „so oft er die Unwahrheit spricht." Oder sagte sie: „Er soll dumm werden," so sagte Mandane weiter: „aber er soll es nicht bleiben, sondern wenn er sein neuntes Jahr erreicht hat, soll er außerordentlich klug und geschickt werden." So war es nun schon [illegible] langer Zeit gegangen, und die Hexe Norick dadurch ganz unfähig gemacht, etwas Böses auszuüben. Am meisten aber [illegible] ärgerte es sie, daß Mandane sogar Zutritt bei Hofe erhalten hatte, und der Prinz jeden Tag kam, sie zu besuchen. Darum gedachte sie denn, den Prinzen ins Verderben zu stürzen und sich dadurch an der Fee Mandane zu rächen.

Sie kam deßwegen eines Tages an ihrem Stab daher [illegible] (denn sie war schon sehr alt und mußte sich stützen) und blieb vor dem Garten des Prinzen stehen, den sie mit vieler Aufmerksamkeit zu betrachten schien; denn sie wollte, daß der Prinz sie anreden sollte. Der Prinz, da er sah, daß sie den Garten so aufmerksam betrachtete, als ob sie wünsche, das Innere desselben zu besichtigen, unterließ er nicht, sie zu

fragen: „Habt Ihr schon mein tanzendes Wasser und meinen singenden Baum und meinen sprechenden Vogel gesehen?“ Sie antwortete: „Nein, Prinz, gesehen habe ich diese Dinge noch nicht, aber ich habe schon viel davon reden hören. Man hat mir gesagt, sie sollen das Schönste sein, was es in der Welt giebt; aber ich kann es nicht glauben.“ — „So kommt denn und überzeugt Euch selbst,“ antwortete der Prinz, und damit ließ er sie in den Garten eintreten. Als sie nun alle diese Dinge genugsam betrachtet hatte, und der Prinz sie fragte, ob sie nun finde, daß man ihr die Wahrheit gesagt, fing sie an zu husten und that, als ob sie eine ausweichende Antwort suche. Da der Prinz aber seine Frage wiederholte, sagte sie: „Prinz, ich will Euch nicht schmeicheln: denn wozu könnt' es mir helfen, wenn ich es thäte, da ich in meinem Alter Nichts mehr von der Welt erwarte, und daher auch nicht nöthig habe, mir durch Schmeicheleі irgend eine Gunst bei Euch verdienen zu wollen? Hört daher die reine Wahrheit, welche Prinzen so selten zu hören bekommen: Die Dinge, welche Ihr mir gezeigt habt, sind schön, ja, ich muß es gestehen, sogar sehr schön und von hohem Werthe; wenn man Euch aber versichert, daß sie das Kostbarste sind, was es in der Welt giebt, so sagt man das bloß, weil man weiß, daß Ihr es gern hört. Ich sage Euch aber: Wer das Zauberblättchen der Blumenköniginn hat, der hat etwas Köstlicheres, als Wer den ganzen Garten voll tanzendes Wasser und singender Bäume und sprechender Vögel hätte. Ja, das Zauberblättchen der Blumenköniginn ist Mehr werth, als das ganze Königreich Eures Herrn Vaters, und Der, welcher es besitzt, ist der glücklichste Mann in der Welt.“ Als sie diese Worte gesprochen hatte, griff sie nach ihrem Stab und kroch hustend und keuchend weiter.

[illegible] aber, seit er gehört hatte, daß das Zauber- [illegible] der Blumenköniginn das Herrlichste sei, was es in [illegible] giebt, fand kein Vergnügen mehr an dem tanzenden [illegible], noch an dem singenden Baum, noch an dem sprechen- [illegible] Vogel in seinem Garten. Er ging betrübt einher und [illegible] die Einsamkeit. Oft starrte er, in Gedanken vertieft, [illegible] lang auf einen Fleck, und wenn ihm Jemand eine Frage [illegible], gab er entweder gar keine Antwort, oder antwortete auch [illegible] ganz Verkehrtes. Dem König, seinem Vater, und sei- [illegible] Mutter Rosalinde, konnte endlich die große Betrübniß [illegible] Prinzen Wunderschön nicht mehr verborgen bleiben, so große [illegible] er sich auch anthat, dieselbe in ihrer Gegenwart zu [illegible]. Der König sprach daher mit Rosalinden und trug [illegible] auf, nach der Ursache der Niedergeschlagenheit des Prin- [illegible] forschen, und wenn Das, was er etwa begehren möchte, [illegible] sei, daß es in seiner Macht stände, es ihm zu geben, [illegible] sie es ihm in seinem Namen versprechen. Als daher [illegible] folgenden Tages der Prinz in das Zimmer seiner Mutter [illegible], wie er jeden Morgen zu thun pflegte, sich nach ih- [illegible] Befinden zu erkundigen, hieß sie ihn niedersitzen und sagte, [illegible] mit ihm sprechen wolle. Als er nun Platz genommen [illegible], setzte sie sich ihm gegenüber und sprach also:

[illegible] Prinz, es kann mir, Eurer Mutter, nicht länger ver- [illegible] bleiben, daß Ihr Etwas auf dem Herzen habt, das [illegible] Kummer macht. Welchen Zwang Ihr Euch auch in [illegible] Gegenwart anthut, um heiter zu scheinen, so sehe ich [illegible] sehr wohl, daß Eure vorige Fröhlichkeit und muntre [illegible] ganz von Euch gewichen ist; denn die Wolke, die sich [illegible] Eure Stirn gelagert hat, sagt es mir nur allzu deutlich. [illegible]'t Euch daher ohne Rückhalt Eurer Mutter an, und [illegible] Das, was Ihr etwa begehren mögt, der Art sein sollte,

daſs ich, oder Euer königlicher Herr Vater es Euch zu geben vermöchte, ſo verſichre ich Euch in dem Namen Eures Vaters und in meinem, daſs Nichts in der Welt uns abhalten ſoll, es Euch zu verſchaffen, Was es auch immer ſein möge."

Auf dieſe Worte der Dame Roſalinde antwortete der Prinz Wunderſchön alſo: „Ihr habt Recht, meine Mutter, ich habe Etwas auf dem Herzen, das mir Kummer verurſacht, und wenn ich mich Euch bisher noch nicht entdeckt habe, ſo geſchah dies keineswegeſ, weil ich Zweifel in Eure Bereitwilligkeit ſetze, mir Etwas, das ich mir wünſchen möchte, zu gewähren, ſondern vielmehr, weil Das, was ich mir wünſche, der Art iſt, daſs weder Ihr, noch mein königlicher Herr Vater im Stande iſt, es mir zu verſchaffen, und ich Euch daher nicht unnöthiger Weiſe mit meinem Kummer bebürden wollte." Als hierauf ſeine Mutter mit Fragen weiter in ihn drang, geſtand er ihr endlich, daſs es das Zauberblättchen der Blumenköniginn ſei, was er ſich wünſche, und welches, wie eine alte Frau ihm verſichert habe, das Köſtlichſte wäre, was es in der Welt gäbe.

„Aber, mein lieber Sohn," verſetzte ſeine Mutter darauf: „haſt Du Dich denn noch nicht an Deine liebe Pathe Mandane gewendet? denn Das, was Du zu beſitzen wünſcheſt, ſcheint eher der Art zu ſein, daſs ſie, als daſs wir es Dir verſchaffen könnten." —

„Wie kann ich wohl mit ihr davon ſprechen?" antwortete der Prinz: „würde ſie mich nicht für höchſt undankbar und ungenügſam halten, wenn ich die herrlichen Geſchenke, die ſie mir gemacht hat, ſo gering' achte, daſs ich ſie nun noch um etwas Koſtbareres anſpreche? Außerdem muſs ich auch bezweifeln, daſs ſie im Stande iſt, es mir zu verſchaffen; denn wenn ſie es könnte, würde ſie es gewiſs ſchon lange von ſelbſt ge-

[illegible] Sohn, dass ich nöthig gehabt hätte, sie darum zu

„Mein Sohn," erwiderte seine Mutter hierauf: „Du [illegible] Unrecht gethan, es ihr nicht zu sagen. Die Fee Mandane [illegible] weit davon entfernt, Dir eine Bitte übel zu nehmen, [illegible] was Du Dir wünschest, auch noch kostbarer wäre, [illegible] die Geschenke, die sie Dir bereits gemacht hat. Du sagst, [illegible] wenn es in ihrer Macht stände, es Dir zu verschaffen, [illegible] dieses schon von selbst gethan haben würde, ohne dass Du nöthig gehabt hättest, sie darum zu bitten. Wie kann sie aber [illegible] Deinen Geschmack kennen, um zu errathen, Was Dir Freude macht? denn Das, woran der Eine Gefallen findet, ist oft für den Andern ganz ohne Werth; und Dasjenige, was Dieser gering' achtet, ist oft für Jenen unschätzbar. Wenn aber auch der Fall sich treffen sollte, dass die Fee Mandane selbst nicht im Besitze Dessen wäre, was Du Dir wünschest, so könnte sie doch wohl im Stande sein, Dir einen guten Rath zu geben, wie Du dasselbe erlangen magst. Auch Deinem lieben Vater hat sie einmal durch guten Rath zu einer Sache verholfen, die sie selbst ihm zu geben nicht vermochte. Darum bemerke, dass ein guter Rath oft eben so Viel werth ist, als die That selbst, und stehe daher nicht länger an, Dich ohne Rückhalt Deiner Pathe Mandane anzuvertrauen; denn ich bin überzeugt, dass, wenn es irgend eine Möglichkeit in der Welt giebt, Das, was Du Dir wünschest, zu erlangen, Niemand [illegible], als die Fee Mandane im Stande ist, es Dir zu verschaffen."

Gegen diese Worte, welche die Dame Rosalinde zu dem [illegible] Wunderschön sprach, wusste derselbe Nichts einzuwenden, und er beschloss daher, noch desselbigen Tages zu seiner Pathe, der Fee Mandane, die am Ende des Waldes

wohnte, zu gehen und ihr sein Anliegen ohne Rückhalt mitzutheilen.

Als er aber zu ihr eintrat, sprach sie sogleich: „Prinz, ich lese es an Eurer Stirn, Ihr kommt in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu mir; denn dieser Ernst, der aus Euren Blicken spricht, ist Euch sonst fremd und pflegt nicht bei Euch zu wohnen. Sagt mir daher ohne Hehl, Was es ist, das Euch bedrückt, und wenn es in meiner Macht steht, Euch zu helfen, so seid versichert, daſs ich nicht ermangeln werde, es zu thun." —

„Nun wohlan," sagte der Prinz: „wenn Ihr es denn so wollt, so will ich mich Euch ohne Rückhalt entdecken; und wenn ich es nicht schon früher gethan habe, so geschah es nur, um nicht undankbar zu scheinen, da ich, nachdem Ihr mich mit so köstlichen Dingen beschenkt habt, daſs man kaum etwas Schöneres in der Welt sehen kann, dennoch nach etwas Köstlicherem trachte." —

„Sagt mir, Was es ist," sprach Mandane.

Der Prinz versetzte: „Ich wünsche mir das Zauberblättchen der Blumenköniginn." —

„Das Zauberblättchen der Blumenköniginn!" wiederholte die Fee vor Erstaunen fast auſser sich: „Prinz, ich weiß nicht, ob ich recht gehört habe, wenn ich meine, Ihr nanntet das Zauberblättchen der Blumenköniginn." —

„Es ist grade die Sache, die ich nannte," versetzte der Prinz: „aber ich sehe wohl, daſs es eine Sache ist, die Ihr mir nicht verschaffen könnt." —

„Prinz," erwiederte die Fee: „hier ist nicht die Rede davon, ob ich sie Euch verschaffen kann, oder nicht, sondern es ist die Rede davon, Wer der Nichtswürdige ist, der es Euch in den Kopf gesetzt hat, darnach zu trachten, auf daſs ich

[illegible] dasse, wie er es verdient. Das Zauberblättchen der Blumenköniginn wollt Ihr haben? Das ist beinahe, als wenn Ihr sagtet, Ihr wolltet den Mond in die Tasche stecken." —

„So bin ich denn für immer unglücklich," versetzte der Prinz: „denn ohne das Zauberblättchen der Blumenköniginn kann ich nicht leben." —

„Ihr wisst nicht, Was Ihr sprecht," erwiederte die Fee: „sagt mir aber jetzt vor allen Dingen, Wer es ist, der es Euch eingegeben hat, diese Sache zu begehren." —

„Es ist eine alte Frau, die an einem Stabe ging," sagte der Prinz: „Ich zeigte ihr in meinem Garten Euer köstliches Geschenk: das tanzende Wasser, den singenden Baum und den sprechenden Vogel, und als ich sie fragte, ob sie meine, dass es etwas Schöneres auf der Welt gäbe, antwortete sie, das Zauberblättchen der Blumenköniginn sei weit etwas Schöneres, weil dass es Den, welcher es besäße, zum glücklichsten Menschen in der Welt mache." —

„So ist es keine Andre, als die Here Norick," rief Mandane aus: „die Euch ins Unglück stürzen will, um Rache an mir zu nehmen, weil ich ihre bösen Werke zerstöre; denn sie weiß es, wie lieb ich Euch habe." —

„Wenn es aber auch die Here Norick gewesen ist," versetzte der Prinz: „so wird darum doch das Zauberblättchen der Blumenköniginn nichts desto weniger eine sehr köstliche Sache sein." —

„Allerdings," versetzte die Fee: „aber nichts desto weniger bleibt es eine sehr große Thorheit, darnach zu trachten. — Gehet jetzt heim, Prinz," sprach sie hierauf: „sucht Euch zu zerstreuen und vergesst, Was die Here Euch gesagt hat. Das ist der einzige Rath, den ich Euch geben kann."

Voll großer Betrübniß verließ der Prinz die Wohnung

seiner Pathe, kehrte heim zu seiner Mutter und erzählte ihr die Unterredung, die er mit Mandanen gehabt.

„Nun denn," sagte seine Mutter: „wenn es eine Thorheit ist, darnach zu trachten, so ist das ja der beste Rath, den Mandane Euch geben konnte, die Sache ganz zu vergessen. Darum thut denn nun, Prinz, wie sie Euch gerathen, und gebt Euch nicht unnöthigem Kummer hin." —

„Mutter," sagte der Prinz: „ich sehe ein, es ist wahr, Was Ihr sagt; aber ich kann es nicht."

Die Dame Rosalinde wuste nicht, Was sie dem Prinzen erwiedern sollte. Sie suchte alle Trostgründe hervor, die sie nur auffinden konnte. Sie sagte ihm, wie sein Vater ein gar großer und mächtiger König sei, dem tausend Mittel zu Gebote stünden, alle Wünsche und Launen seines Sohnes augenblicklich zu erfüllen; dass wenn er Falken, Maulthiere, oder schöne Mädchen haben welle, er nur den Wunsch äußern dürfe, um ihn sogleich erfüllt zu sehen, und dergleichen mehr.

Aber alles dieses konnte den Prinzen nicht trösten. Was halfen ihm alle Reichthümer der Welt, wenn er das Zauberblättchen der Blumenköniginn nicht bekommen konnte! Er schloss sich von nun an auf seinem Zimmer ein, nahm weder Speise, noch Trank zu sich, und der Schlaf kam nimmer auf seine Augen. Sein Körper magerte zusehens ab, und er wurde zuletzt so schwach, dass er nicht mehr aufrecht sitzen konnte, sondern sich zu Bette legen muste.

Seine Mutter, welche gewohnt war, jeden Morgen seinen Besuch zu empfangen, ihn aber nun schon seit mehren Tagen nicht gesehen hatte, ging eines Tages auf sein Zimmer, um sich nach der Ursache seiner langen Abwesenheit zu erkundigen. Aber wie erschrak sie, als sie ihn mit hohlen Augen

eingefallenen Wangen unter der Bettdecke hervorsehen sah!

„Ach, mein Soha,“ rief sie: „mußte es dahin kommen, daß Du Dich um eine thörichte Sache zu Tode grämst? Denkst Du denn nicht an Deinen lieben Vater und an Deine Mutter, die Dich so sehr liebt, daß Du ihnen den Kummer bereiten willst, Dich zu Grabe tragen zu müssen?“ —

„Meine theure Mutter,“ versetzte der Prinz: „ich habe gethan, Was in meinen Kräften stand. Ich habe mir tausendmal selbst gesagt: Es ist eine Thorheit, das Unmögliche zu wollen; man muß es zu vergessen suchen. Aber so oft Du mir dieses auch wiederholte, so konnte ich es bei allem dem doch nicht dahin bringen, das Zauberblättchen der Blumenkönigin zu vergessen.“

Seine Mutter konnte ihm nur mit Thränen antworten, ermahnte ihn aber, den Beistand eines Arztes nicht zurückzuweisen, den sie würde rufen lassen.

Der Arzt erschien noch desselbigen Tages und verordnete ihm einen Heiltrank. Nach etlichen Tagen aber erklärte er, daß hier seine Kunst Nichts auszurichten vermöchte, da es nicht ein Übel des Körpers, sondern ein Übel der Seele sei, woran der Prinz leide, und daß derselbe nicht eher genesen könne, als bis er Das erlange, was er so heftig zu wünschen schiene.

Eines Tages sagte der Prinz zu seiner Mutter, welche nicht mehr von seiner Seite wich: „Liebe Mutter, ich fühle, daß ich sterbe; menschliche Hülfe ist nicht mehr im Stande, mich zu retten. Aber es ist so besser; denn ein längeres Leben würde für mich nur ein längerer Kummer gewesen sein. Habt tausend Dank, liebe Mutter, für all die Liebe und Güte, die Ihr mir erzeigt habt! und tausend Dank meinem lieben

Vater, der mich so unaussprechlich lieb hat! Gern wäre ich bei Euch geblieben, um Euch einst all das Gute, was Ihr mir gethan, vergelten zu können; aber eine höh're Macht, die es anders beschlossen hat, zieht mich von Euch, und ich vermag es nicht, ihr zu widerstehen. Bringt auch meiner lieben Pathe Mandane meinen innigsten Dank für ihre mütterliche Liebe, die sie mir erzeigt hat, und bittet sie, nicht auf mich zu zürnen, dass ich zu schwach war, um ihrem heilsamen Rathe Folge leisten zu können."

Diese Worte, welche der Prinz mit grosser Anstrengung sprach, schienen seine letzten Kräfte erschöpft zu haben. Er senkte sein Haupt zurück, sah mit starren Augen vor sich hin und blieb schweigend und unbeweglich.

Rosalinde aber stürzte mit einem Schrei aus dem Zimmer, warf sich eiligst in ihre Reisekleider und begab sich zu der Fee Mandane, die ihr als das einzige und letzte Rettungsmittel einfiel. In kurzer Zeit hatte sie ihre Wohnung erreicht und trat in ihr Zimmer ein. Statt der Worte aber, die sie zu ihr sprechen wollte, hatte sie nur Schluchzen und Thränen. Sie warf sich auf die Knie nieder, umklammerte ihre Füße und benetzte sie mit tausend heißen Zähren.

„Liebe Rosalinde, fasst Euch doch!" sprach Mandane, indem sie sie aufhob: „Was ist es mit dem Prinzen? denn dass es ihn betrifft, sagt mir Euer grosser Jammer, obgleich Eure Worte es nicht auszusprechen vermögen. Sagt mir, welches Unglück ist ihm zugestossen?" —

„Ach," sagte endlich Rosalinde von vielem Schluchzen unterbrochen: „ich komme, um Euch sein letztes Lebewohl zu bringen. Er lässt Euch seinen innigsten Dank sagen für all die mütterliche Liebe, die Ihr ihm erzeigt habt, und bittet Euch, ihm nicht zu zürnen, wenn er zu schwach war, um Eurem

[illegible] Rache Folge zu leisten. Die Sehnsucht nach dem [illegible]blättchen der Blumenköniginn hat ihn getödtet.“ —

„Himmel!“ rief die Fee aus: „ist es möglich, daſs er dieser Thorheit so weit Raum lassen konnte! Ich hätte doch geglaubt, daſs er stärker sein würde. Aber wie stand es mit ihm, als Ihr ihn zuletzt sah't?“ —

„Er hatte eben die Worte ausgesprochen, die ich Euch berichtet, als ich ihn verlieſs,“ versetzte Rosalinde.

„Wenn es denn einmal so weit gekommen ist,“ sprach die Fee: „so kann es auch einerlei sein: entweder so, oder so. Eilt,“ fuhr sie fort: „so schnell Ihr könnt, und sagt dem Prinzen, es sei nicht unmöglich, das Zauberblättchen der Blumenköniginn zu erlangen, obgleich mit vieler Mühe und Gefahr verknüpft; und sagt ihm, daſs ich ihm die Art und Weise mittheilen wolle, wie man sich dasselbe erwerben könne.“ —

„Ach!“ rief Rosalinde aus: „wenn Etwas in der Welt im Stande ist, ihn noch zu retten, so sind es diese Worte; nur fürchte ich, daſs er, schon zu lange mit seinem Kummer vertraut, nicht glauben wird, daſs ich sie aus Eurem Munde habe. Gebt mir daher zum Wahrzeichen Etwas mit, woran er erkennen mag, daſs ich bei Euch gewesen.“ —

„So nehmt dieses Tuch,“ versetzte die Fee: „worin er mir vor einiger Zeit Erdbeeren gebracht, und das er bei mir vergessen hat. Ich habe darin den Tulpenbaum in voller Blüthe ausgestickt, den er so oft in meinem Garten bewundert hat.“

So ernsthaft die Fee diese Worte auch aussprach, muſste sie dennoch ein leises Lächeln zurückdrängen, das um ihre Lippen schwebte, da bei dem Worte Erdbeeren auf einmal eine helle Röthe Rosalindens bleiches Gesicht übergoſs.

„Sagt ihm,“ fuhr die Fee fort: „daſs ich um einige

Tage ſelbſt ihn beſuchen wolle, und daſs ich hoffe, ihn dann ſchon in guter Beſſerung zu finden, da er von nun an allen Kummer fahren laſſen müſſe.“

Roſalinde dankte der Fee aufs innigſte und trat in größter Eile den Rückweg an. Als ſie zu dem Prinzen eintrat, lag dieſer noch unbeweglich in derſelben Stellung, worin ſie ihn verlaſſen hatte.

„Sei jetzt getroſt und gutes Muthes, mein Sohn,“ ſprach ſie zu ihm: „denn ich komme ſo eben von Deiner lieben Pathe, der Fee Mandane, und ich ſoll Dich von ihr grüßen und Dir ſagen, es ſei nicht unmöglich, das Zauberblättchen der Blumenköniginn zu erlangen, obwohl mit vieler Mühe und Gefahr verknüpft; auch ſoll ich Dir ſagen, ſie wolle Dir auch die Art und Weiſe mittheilen, wie man daſſelbe erwerben könne.“ —

„Mutter,“ ſagte der Prinz: „warum erſinnt Ihr Worte, die nimmer die Fee Mandane geſprochen hat!“ —

„Ich dachte wohl, daſs Du es nicht glauben würdeſt,“ erwiederte Roſalinde: „und hat ſie deſswegen, mir Etwas mitzugeben, woran Du erkennen mögeſt, daſs es ihre Worte ſind, die ich Dir bringe. Da gab ſie mir dieſes Tuch, worin Du ihr — — das Du vor einiger Zeit bei ihr vergeſſen haſt, und worin ſie den Tulpenbaum, der in ihrem Garten ſteht, in voller Blüthe ausgeſtickt hat.“

Als der Prinz das Tuch erblickte, rief er aus: Ach ja, Mutter, nun will ich wohl glauben, daſs es ihre Worte ſind, da ſie mir dieſes Tuch ſchickt: es iſt daſſelbe, worin ich ihr vor einiger Zeit Erdbeeren gebracht. Ich weiß, Ihr eſſt auch gern Erdbeeren, liebe Mutter, und wenn ich nun erſt beſſer bin, was ich wohl bald zu werden hoffe, dann will ich Euch auch recht oft welche im Walde pflücken.“

[illegible] wieder und machte Etwas an ihrem Kleid [illegible]

Der Prinz hatte das Tuch genommen und betrachtete die Stickerei. „Ach, die liebe Pathe Mandane," sagte er: „wie fe das fein und künstlich gemacht hat! Da hat sie den ganzen Tag gesessen und so emsig gearbeitet und immer an mich gedacht. Ach! und ich habe doch in der letzten Zeit so selten an sie gedacht. Ich bin wirklich recht undankbar. Aber wenn ich nur erst wieder gesund bin, dann will ich gewiß ein weit besserer Mensch werden. — Sie sagte also," fuhr er fort: es sei nicht unmöglich, das Zauberblättchen der Blumenkönigin zu erlangen, und sie wolle mir auch die Art und Weise mittheilen, wie man dasselbe erwerben könne?" —

„So hat sie gesagt," versetzte Rosalinde.

„Ach, ich will es wohl glauben, liebe Mutter," sprach [illegible] aber ich möchte es doch aus ihrem eigenen Munde hören." —

„So gedulde Dich nur einige Tage," erwiederte Rosalinde: „denn sie will selbst kommen und Dich besuchen und sagte, sie hoffe, Dich alsdann schon in guter Besserung zu finden, da Du nun allen Kummer fahren lassen müsseſt." —

„Ach, das ist schön!" rief der Prinz: „wie sie gut ist, meine Pathe! sie thut Alles für mich, als ob ich ihr eigner [illegible] wäre."

Als nach einiger Zeit Dame Rosalinde mit der Pathe Mandane an der Hand in des Prinzen Zimmer eintrat, saß dieser schon im Bette aufgerichtet. Der Prinz überhäufte seine Pathe mit tausend Liebkosungen und ließ sich von ihr alle [illegible] wiederholen, die ihm Rosalinde gesagt hatte.

Seit dem Besuche der Fee Mandane aber besserte es sich zusehens jeden Tag mit dem Prinzen, so daß er bald wieder in seinen Garten gehen und sein tanzendes Wasser und seinen

ſingenden Baum und ſeinen ſprechenden Vogel betrachten konnte, welche Dinge jetzt wieder anfingen, ihm Freude zu machen.

Als endlich der Prinz völlig geneſen war, beſuchte er zu allererſt die Fee Mandane, um nun von ihr zu erfahren, auf welche Art und Weiſe man zu dem Zauberblättchen der Blumenköniginn gelangen könne. Er traf ſie in ihrem Garten auf der Raſenbank unter dem Tulpenbaum.

„Prinz,“ begann die Fee Mandane, als er ſich ihr zur Seite niedergeſetzt hatte: „ich werde halten, Was ich Euch verſprochen habe. Bevor ich Euch aber von der Art und Weiſe, wie man zu dem Zauberblättchen der Blumenköniginn gelangt, Auskunft ertheile, gebe ich Euch nochmals zu erwägen, daſs die Sache mit großer Gefahr und Mühe verknüpft iſt. Ich habe geſagt, es ſei nicht unmöglich, ſich das Zauberblättchen zu erwerben; ich habe aber nicht geſagt, daſs Ihr es werdet vollbringen können. Verſteht mich recht: Wenn ich zum Beiſpiel ſage, es iſt nicht unmöglich, dieſen Baum hier mit der Wurzel aus der Erde zu reißen, ſo habe ich recht geſprochen; denn es bedarf nur dazu einer ſo großen Kraft, als erforderlich iſt, um dieſes zu vollbringen; damit iſt aber noch nicht geſagt, daſs ich, oder daſs Ihr es werdet vollbringen können. Wenn ich nun ferner zu Euch ſagte: Es ſteht Euch frei, den Verſuch zu machen, dieſen Baum aus der Erde zu reiſſen, oder nicht, daſs aber, ſobald Ihr den Verſuch macht, und nicht damit zu Stande kommt, Ihr dafür mit dem Leben büßen müßtet: würdet Ihr dann den Verſuch machen wollen, oder nicht?“ —

„Wenn es,“ erwiederte der Prinz: „nur einen bloßen Verſuch der Kraft gälte — nein! wenn es aber hieße: unter den Wurzeln dieſes Baumes wirſt Du dann das Zauberblättchen der Blumenköniginn finden — dann würde ich den Baum

[illegible] Leichtigkeit herauszuziehen, wie man eine [illegible] der Erde zieht, und seinen Stamm weit über die [illegible] schleudern."

Bei diesem Worte sah Marodane den Prinzen mit einem befremdeten und verwirrten Blick an. „Nun denn," sagte sie: [illegible] habe ich Nichts weiter zu sagen; denn ein solches Selbstvertrauen gehört wahrlich dazu, um das Zauberblättchen der Blumenköniginn erobern zu wollen. So hört denn nun, Was ich Euch zu sagen habe: Nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar kann ich Euch die Art und Weise angeben, wie das Zauberblättchen zu erlangen ist: Es liegt jenseit des Meeres, [illegible] der westlichen Grenze dieses Reiches anhebt, ein Land, welches die schwarze Heide genannt wird, weil der Boden aus lauter schwarzem Sande besteht. Wenn Ihr in dieses Land gekommen seid und dort nach dem blauen Fluß fragt, [illegible] Euch ein Jeder darüber Auskunft geben können, da derselbe durch das ganze Land läuft. Folgt nun dem linken Ufer dieses Flusses bis da, wo er in das Land der grünen Wälder führt. Dort aber fragt nach der Fee Benda [illegible] sucht ihre Hütte auf; grüßt sie von mir und sagt ihr, Wer Ihr seid, und bittet sie, Euch genaue Auskunft zu ertheilen, wie das Zauberblättchen der Blumenköniginn erlangt, [illegible] dann, Was sie Euch sagt. Seht, Prinz, das ist Alles, was ich Euch hierüber mitzutheilen weiß. Von der Fee Benda müßt Ihr das Nähere erfragen, da diese im vollen Besitze des ganzen Geheimnisses ist." —

„Was Ihr mir da gesagt habt, liebe Pathe," erwiederte der Prinz, „hat meine Neugier auf das höchste rege gemacht. Wie freue ich mich, über das Meer zu schiffen, durch die schwarze Heide zu reisen und in das Land der grünen Wälder zu kommen! Aber wie wird es mir gelingen, dort die

Fee Benda zu erfragen, wenn Ihr mir ihren Wohnort nicht genauer bezeichnen könnt!“ —

Das muss Eure Sorge sein, Prinz,“ versetzte die Fee: „ich weiß Euch weiter Nichts mitzutheilen.“

Der Prinz besuchte hierauf noch einmal die Fee Mandane, um von ihr Abschied zu nehmen, da er bereits Alles zu seiner Abreise völlig eingerichtet hatte. Sein Vater unterließ nicht, ihm nützlichen Rath und Lehren mit auf den Weg zu geben, wie man sich auf Reisen zu benehmen habe. Seine Mutter aber hatte nur Thränen für ihn.

Endlich schlug die Stunde des Abschieds. Der Prinz umarmte zum letzten Mal seine lieben Ältern, schwang sich auf sein Maulthier und ritt den westlichen Grenzen des Reiches zu, bis dort, wo das Meer anhebt. Hier ließ er sein Maulthier zurück, begab sich auf ein Schiff, das eben segelfertig nach der schwarzen Heide lag, und schiffte über's Meer. Nach dreißig Tagen war die Fahrt vollbracht, und der Prinz stieg im Land der schwarzen Heide ans Ufer. Er gelangte bald zu dem blauen Fluss, folgte dem linken Ufer desselben, und kam endlich nach sieben Tagereisen ins Land der grünen Wälder. Hier erkundigte er sich überall nach der Fee Benda, konnte aber in den ersten Tagen Nichts von ihr erfahren. Endlich aber, da er etwas weiter ins Land gekommen war, sagte man ihm, sie wohne im Regenthal, so genannt, weil es dort den Winter über beständig regnet. Als nun der Prinz ins Regenthal gekommen war, geschah es eines Tages, dass ihm im Walde eine sehr alte krummgebückte Frau begegnete, die sich an einem Stabe stützte und gewaltig hustete. An ihrem Gürtel hing ein Beutel, worin sie allerlei Pflanzen gesammelt hatte, und deren am Wege noch mehr pflückte, die sie ebenfalls in den Beutel steckte. Jedesmal

gebückt hatte, um eine Pflanze abzupflücken, wurde sie von einem gewaltigen Husten ergriffen, der wohl einige Minuten lang anhielt, worauf sie dann stöhnend und keuchend ihren Weg weiter fortsetzte.

Als der Prinz diese Frau sah, fragte er sie, ob sie ihm nicht sagen könne, wo er die Wohnung der Fee Benda finde, von der man ihm gesagt hätte, im Regenthal sein solle.

„Wünscht Ihr mit der Fee Benda zu sprechen?“ fragte die Alte ihn.

„Ja,“ sagte der Prinz: „und ich komme deswegen weit über's Meer und durch das Land der schwarzen Heide gereist.“ —

„Nun,“ sagte sie: „so braucht Ihr nicht weiter zu reisen; denn ich bin die Fee Benda, und meine Hütte ist etwas weiter hin im Walde.“

Der Prinz wußte nicht, Was er vor Erstaunen sagen sollte. Er hatte in seinem Leben nur eine Fee gesehen, nämlich die holde Pathe Mandane, und unter diesem Bilde hatte er sich alle andern Feen gedacht. Als er aber nun diese alte häßliche Frau vor sich sah, fiel ihm dabei die Hexe Norick ein, und nicht ohne einige Verlegenheit sagte er:

„So freu't es mich, daß ich an das Ziel meiner Reise gelangt bin. Ich bin der Prinz Wunderschön aus fernem Lande, das hinter dem Meer liegt, und soll Euch vielmal grüßen von der Fee Mandane, meiner lieben Pathe, die am Ende des Waldes wohnt; die hat mich zu Euch geschickt, damit ich bei Euch erführe, wie ich das Zauberblättchen der Blumenjungfrau erhalten möge.“

Bei diesen Worten des Prinzen hatte die Alte sich ganz in die Höhe gerichtet, sah den Prinzen mit einem seltsamen Blick an und sagte:

„Seid willkommen, Prinz Wunderschön aus fernem Lande!

und vielen Dank für den ſchönen Gruß, den Ihr mir von der Fee Mandane bringt, Eurer Pathe, die am Ende des Waldes wohnt. Ihr ſagtet auch, daſs Ihr von mir zu erfahren wünſchtet — wie war es doch noch, das Ihr ſagtet? Meine Gedanken ſind zuweilen etwas zerſtreu't.“ —

„Ich wollte gern wiſſen, wie ich es anzufangen habe,“ ſagte der Prinz: „um das Zauberblättchen der Blumenköniginn zu erlangen?“ —

„Hm! hm! alſo Ihr wollt wiſſen, wie Ihr es anzufangen habt, um Etwas zu erlangen, das Ihr nennt — — ſprecht etwas laut! Ich höre zuweilen nicht gut.“ —

„Ich meinte das Zauberblättchen der Blumenköniginn,“ rief der Prinz mit verſtärkter Stimme.

„Ah! das Zauberblättchen der Blumenköniginn. Ja ſo! hm! hm!“ — —

Hier überfiel ſie wieder ein heftiger Huſten, der wohl eine Viertelſtunde lang anhielt, worauf ſie ganz erſchöpft ſagte:

„Ich bin aus geweſen, um im Walde Kräuter zu pflücken für mein Kätzchen, das krank im Bette liegt, damit ich ihm einen Thee koche, der ihm den Schleim von der Bruſt löſ't, habe aber den Beutel ſo voll geſtopft, daſs ich denſelben kaum tragen kann. Wollt Ihr nicht ſo gut ſein, Prinz, und mir ihn tragen?“

Der Prinz nahm bereitwillig den Beutel, nachdem ſie ihn vom Gürtel abgelöſ't hatte, unter den Arm.

Als ſie weiter gingen, fragte ihn die Alte: „Hat die Fee Mandane Euch geſagt, daſs Ihr von mir erfahren könntet, wie das Zauberblättchen der Blumenköniginn zu erlangen ſei?“

Der Prinz anwortete: „Ja, ſie hat mir geſagt, Ihr wäret im vollen Beſitze des Geheimniſſes.“ —

„Die Fee Mandane hat recht geſprochen,“ erwiederte die

[illegible] aber," fuhr sie fort: „hat sie Euch auch gesagt, daß Gefahr und Mühe habe, dasselbe zu erlangen?" —

„Das hat sie mir auch gesagt," erwiederte der Prinz.

„Sie hat wiederum recht gesprochen," versetzte die Alte: „Nun wohlan, Prinz, wenn Ihr mir ein Jahr treu und redlich dienen wollt, und auch meinem Käpchen Nichts zu Leide thut, so will ich Euch nach Verlauf dieser Zeit das Geheimniß mittheilen."

Der Prinz sagte, er sei bereit, Alles zu thun, was die Frau Venda von ihm verlangen würde.

„Schwere Arbeit sollt Ihr bei mir nicht haben," sagte sie, „aber Was ich Euch sage, das müßt Ihr genau ausrichten und es nicht anders thun, als ich es Euch geheißen habe."

Der Prinz erwiederte, er würde sich in Allem genau nach ihrem Befehl richten.

„O, pflückt mir doch," sprach sie hierauf: „ein Blümchen und ein Blatt von der Pflanze, die dort unter jenem Baum steht."

Der Prinz ging zu dem Baum, und um der Alten seine Dienstwilligkeit zu zeigen, ihr gefällig zu sein, pflückte er eine [illegible] Blumen und Blätter ab und brachte sie ihr. Anstatt daß die Alte hierüber ihre Zufriedenheit bezeigen sollte, stampfte sie zornig mit ihrem Stab auf den Boden, richtete sich hoch empor und sprach: „Prinz, ich hab' es Euch gesagt und wiederhole es Euch, daß Ihr eine Sache nie anders thun dürft, als ich sie Euch geheißen habe. Ein Blümchen und ein Blatt, sagte ich, sollter Ihr pflücken, aber nicht [illegible] Und ich sage Euch hiemit zugleich, wenn Ihr Euch künftig im Walde, oder auf der Heide Blumen pflückt, was Euch frei stehen soll, so dürft Ihr von einer Pflanze

nie so Viel abpflücken, daſs ſie davon ſtirbt. Blumen, die nur einen Stengel haben, dürft Ihr gar nicht pflücken; denn alle dieſe Blumen haben Leben, ſo gut, wie der Menſch; der Menſch aber ſoll nicht tödten. Hätte ich tödten wollen, ſo hätte ich heute im Walde eine Blume pflücken können, die meinem Kätzchen gleich die Geſundheit wieder verſchafft haben würde; aber ſie hatte nur einen Stengel, und darum durft' ich's nicht wagen; denn warum ſoll man ein Leben rauben, um damit ein anderes zu erhalten!"

Während die Alte dieſe Worte ſprach, waren ſie bei ihrer Hütte, die ſich rechts abſeit des Weges befand, angelangt. Die Alte ging voran und öffnete die Thür, worauf ſie mit dem Prinzen eintrat. In ihrem Zimmer ſah Alles reinlich und nett aus, obwohl nur einfach. Hinter einem Vorhang, den ſie zurückzog, lag in einem Bette ein großer ſchwarzer Kater, der den Prinzen mit grünen Augen befremdet anſtarrte und ein ſchmerzliches Miau! hören ließ. Die Alte trat zu dem Bette hin, ſtreichelte den Kater und ſagte: „Sei nicht bange, mein liebes Kätzchen. Der fremde Herr, den Du ſiehſt, iſt der Prinz Wunderſchön aus fernem Lande, der gekommen iſt, ſich das Zauberblättchen der Blumenköniginn zu holen. Erſt aber will er mir ein Jahr dienen, dafür daſs ich ihm ſage, wo er es holen kann. Er wird Dir Nichts zu Leide thun, ſondern Dir jeden Morgen Deine Milch kochen, damit Du nicht darauf zu warten brauchſt; denn ich werde nach gerade ſchon alt und kann mich nicht mehr ſo früh herausmachen, und Du muſſt daher oft bis an den hellen Mittag warten auf Dein Milchtöpfchen; das brauchſt Du aber nun nicht mehr."

Damit ſchien der Kater verſtändigt zu ſein und gab durch ein leiſes Miau! zu erkennen, daſs er Nichts wider die neue Einrichtung einzuwenden habe, ſondern damit zufrieden ſei.

[illegible] sagte darauf die Alte zum Prinzen: „habe ich Nichts für Euch zu thun. Ruh't Euch daher aus von der Reise, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr in den Garten gehn und meine Blumen besehen. Pflückt mir aber keine davon ab; denn wenn Ihr Blumen pflücken wollt, so findet Ihr solche im Wald und auf der Heide; dann aber pflückt sie be[illegible] wie ich es Euch gelehrt habe."

Der Prinz ging hierauf in den Garten, wo er viele schöne Blumen und einige von so seltener Pracht fand, daß er sie nicht genug bewundern konnte. Er setzte sich auf eine [illegible] in einer grünen Laube und fiel hierauf in einen [illegible] Schlaf, aus dem er nicht eher, als früh am andern Morgen, erwachte.

Des andern Morgens hatte sich die Alte schon herausgemacht und trat zu dem Prinzen in die Laube, als dieser [illegible] aufstieg. „Ich bin heute wider meine Gewohnheit etwas zeitig aufgestanden," sagte sie: „damit ich Euch die Gelegenheit im Hause zeige und Euch mit Allem bekannt mache, und wie Ihr meinem Kätzchen die Milch zu kochen habt, auf daß Ihr's ein andermal allein könnt. — Ihr habt [illegible] die Nacht in der Laube geschlafen," fuhr sie fort: „das [illegible] Ihr aber nicht nöthig gehabt; denn Ihr hättet im Gar[illegible] schlafen können, worin ein warmes Bett für Euch [illegible] Ueberdies ist es nicht gut, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Das müßt Ihr ein andermal nicht thun; denn Ihr athmet dann den Nebel ein und werdet Euch erkälten [illegible] es auf die Brust bekommen, wie mein Kätzchen, das auch einmal im Nebel ausging und dafür nun zu Bette liegen muß. Wenn's aber nur erst ein paar Male meinen Kräutthee getrunken hat, dann wird's schon wieder besser werden und mit Euch spielen, daß Ihr Euch darüber freuen sollt.

Ihr müsst aber auch immer recht freundlich mit ihm umgehen und ihm ja Nichts zu Leide thun. Jetzt aber kommt mit mir in die Küche, dass ich Euch zeige, wie Ihr meinem Kätzchen die Milch kocht; denn es wartet auf sein Frühstückchen."

Hierauf führte ihn die Alte in die Küche, nahm einen kleinen Topf und füllte darein Milch aus einer Schüssel; dann setzte sie ihn ans Feuer und gab dem Prinzen einen Löffel in die Hand und sprach: „Wenn's nun anfängt zu bubbeln, so rührt darin mit dem Löffelchen, auf dass es nicht anbrennt, oder überläuft, und wenn's ein Weilchen gebubbelt hat, so nehmt's vom Feuer und setzt es aufs Brettchen mit sammt dem weißen Schälchen, das dort steht, und tragt Alles hübsch ordentlich mit einander herein. Ich aber will indessen ins Stübchen gehen und auskehren und abstäuben, dass Alles hübsch nett und reinlich im Hause aussieht; denn so mag ich's gern haben."

Als nun die Alte weggegangen war, stellte sich der Prinz an den Feuerherd neben das Töpfchen und wartete, ob's wohl anfing zu bubbeln. Und als er ein Weilchen gewartet hatte, siehe, da fing's an zu bubbeln, und er nahm geschwind den Löffel und rührte fleißig darin herum. Aber all das Rühren half nichts; denn es bubbelte fort und immer fort, aus dem Topf heraus, bis derselbe ganz leer ward.

Da wusste der Prinz nicht, Was er anfangen sollte. Er besann sich indessen schnell, nahm den Topf und füllte ihn aufs neue mit Milch aus der Schüssel an, setzte ihn ans Feuer und wartete nun wieder, bis dass es anfing zu bubbeln. Und als es nun anfing zu bubbeln, rührte er wieder mit dem Löffel darin, noch weit schneller, als das erste Mal. Aber alles Rühren half nichts; denn es bubbelte fort und immer fort, aus dem Topf heraus, bis derselbe ganz leer ward.

Da nahm der Prinz den Topf und füllte ihn zum zweiten Mal mit Milch aus der Schüssel an. Und als es nun anfing zu bubbeln, rührte er darin noch weit schneller, als das vorige Mal. Aber all das Rühren half nichts; es bubbelte fort und immer fort, aus dem Topf heraus, bis derselbe ganz leer ward.

Da trat die Alte in die Küche und sprach: „Nun, Prinz, habt Ihr die Milch bald gekocht? denn mein Kätzchen wartet schon darauf."

Als sie aber sah, daß Alles herausgelaufen war und auf dem Feuerheerd stand, sprach sie: „Hab' ich Euch nicht gesagt, Prinz, wenn's anfing' zu bubbeln, solltet Ihr mit dem Löffelchen drin rühren? Aber Ihr habt nicht gethan, wie ich Euch geheißen, sondern habt's überbubbeln lassen."

Der Prinz aber sprach: „Wohl hab' ich gethan, wie Ihr mir geheißen und habe darin herumgerührt mit dem Löffelchen, da es anfing zu bubbeln; aber alles Rühren hat nichts helfen wollen, sondern es hat fortgebubbelt und immer fort, aus dem Topf heraus, bis derselbe ganz leer ward."

Da sprach sie: „Gebt Acht, jetzt werde ich ein andres Töpfchen mit Milch ans Feuer setzen und darin herumrühren, wenn's anfängt zu bubbeln, und Ihr sollt sehen, es wird Nichts überbubbeln, wenn man's nur recht macht."

Als sie aber zu der Schüssel kam und Milch in das Töpfchen gießen wollte, sah sie, daß dieselbe beinahe leer war, und sprach: „Wer hat mir all meine schöne Milch aus mein Töpfchen genommen?" Da gestand denn der Prinz, er habe schon zweimal das Töpfchen damit angefüllt, weil's die beiden ersten Male übergebubbelt wär'. Da sprach sie: „So war's ein großes Glück, daß es nicht zum dritten Mal geschah; denn sonst hätt' mein Kätzchen heut kein Frühstück bekommen."

Sie nahm nun den Reſt der Milch, goſs ſie in den Topf und ſtellte ihn ans Feuer, und als es anfing zu bubbeln, rührte ſie langſam mit dem Löffel darin herum, und es bubbelte Nichts heraus. Da ſprach ſie: „Seht Ihr wohl, daſs es ſich thun läſſt, wenn man's nur recht macht! Jetzt könnt Ihr in den Garten gehn," ſagte ſie dann: „und Euch Erdbeeren pflücken, und wenn ich Euer bedarf, werd' ich Euch rufen."

Der Prinz ging nun in den Garten und pflückte ſich Erdbeeren, und das war ſein Frühſtück.

Nach einer Weile rief ihn die Fee und ſprach: „Geht doch einmal in den Stall und ſeht zu, ob meine Hühnchen ſchon ein Ei gelegt haben, und wenn ſie eins gelegt haben, ſo bringt es mir, auf daſs ich meinem Mädchen einen Pfannkuchen zum Mittag backe."

Da ging der Prinz in den Stall, wo auf den Stiegen drei Hühner ſaſſen, und an der Erde waren drei Neſter, und in dem einen lag ein Ei. Da nahm er das Ei und wollt' es ins Haus tragen; als er aber noch nicht bis zur Thür gekommen war, glitt es ihm aus der Hand und zerbrach.

„Nun, Prinz, haben meine Hühnchen ſchon ein Ei gelegt, und bringt Ihr's mir!" fragte ihn die Alte.

„Ach, wohl haben ſie eins gelegt," erwiederte der Prinz: „aber als ich's ins Haus tragen wollte, iſt's mir aus der Hand geglitten, ſo daſs es auf die Erde fiel und zerbrach." —

„Ei! ei!" ſprach ſie: „Wer trägt denn auch ſo unverſichtig ein Ei, daſs er's auf die Erde fallen läſſt! Geht jetzt wieder in den Garten, und wenn ich Euer bedarf, werd' ich Euch rufen."

Der Prinz ging nun wieder in den Garten, und nach einer Weile rief ihn abermals die Alte und ſprach:

„Geht noch einmal in den Stall und ſeht zu, ob nicht

ein [illegible] Hühnchen auch ein Ei gelegt hat, und wenn's eins gelegt hat, so bringt es mir hübsch vorsichtig, so daß [illegible] wieder zerbricht."

Der Prinz ging nun zum zweiten Mal in den Stall, und in einem der Nester lag wieder ein Ei. Er nahm es [illegible] und trug es vorsichtig fort. Aber als er auf die Hälfte des Weges gekommen war, glitt es ihm abermals aus der Hand und zerbrach.

„Nun, haben sie eins gelegt und bringt Ihr's mir?" fragte die Alte.

„Ach, wohl haben sie eins gelegt," antwortete der Prinz: „aber als ich's forttragen wollte, ist mir's abermals aus der Hand geglitten und zerbrochen." —

„Es ist schlimm," sagte sie; „daß Ihr so unvorsichtig seid. Aber geht jetzt wieder in den Garten, und wenn ich Euer bedarf, werd' ich Euch rufen."

Der Prinz ging in den Garten, und nach einer Weile rief ihn wieder die Alte und sprach:

„Gehet nun noch einmal in den Stall und sehet zu, ob nicht das letzte Hühnchen auch ein Ei gelegt hat, und wenn's eins gelegt hat, so bringt es mir. Lasst Ihr's aber diesmal fallen, so weiß ich nicht, Was ich meinem Kätzchen zum Mittag bereiten soll."

Da ging der Prinz wieder in den Stall und fand auch in dem dritten Nest ein Ei. Er nahm es und trug es noch behutsamer fort, als die vorigen Male. Aber kaum als er [illegible] die Schwelle getreten war, glitt es ihm aus der Hand und zerbrach.

Die Alte, welche in der Hausthür stand und es sah, sprach: „Ich merke wohl, Ihr versteht gar nicht, ein Ei zu tragen. Geht darum in die Küche und nehmt einen Eimer

und ſchöpft damit Waſſer aus dem Bach; denn ich muſs nun meinem Käpchen eine Waſſerſuppe kochen. Nehmt Euch aber in Acht, daſs Ihr mit dem Eimer nicht auf den Grund ſtoßt; denn ſonſt macht Ihr das Waſſer trüb'."

Da holte der Prinz aus der Küche einen Eimer, ging damit zum Bach und ſchöpfte vorſichtig Waſſer und brachte es der Alten. Als ſie es aber in den Topf thun wollte, fand es ſich, daſs es trübe war und nicht zu gebrauchen.

„Habe ich Euch nicht geſagt," ſprach ſie zu dem Prinzen: „Ihr ſolltet Euch in Acht nehmen, daſs Ihr mit dem Eimer nicht auf den Grund ſtießet, weil ſonſt das Waſſer trüb' würde. Ihr habt aber nicht gethan, wie ich Euch geheißen. Geht darum noch einmal zum Bach und ſchöpft vorſichtig das Waſſer und bringt es mir."

Da ging der Prinz zum zweiten Male zum Bach, ſchöpfte das Waſſer noch vorſichtiger, als das erſte Mal, und brachte es der Alten. Als ſie es aber in den Topf thun wollte, fand es ſich, daſs es auch diesmal trübe war.

Da ſprach ſie zornig zu dem Prinzen: „Geht nun noch einmal zu dem Bach und ſchöpfet Waſſer: aber bringt es mir ungetrübt, oder laſſt es lieber ganz bleiben."

Da ging der Prinz zum dritten Mal zum Bach, ſchöpfte das Waſſer ganz eben auf der Fläche und brachte es der Alten. Als ſie es aber in den Topf thun wollte, da war es auch diesmal trübe.

Da ſprach ſie zu dem Prinzen: „Prinz, ich kann Euch in meinem Dienſt nicht gebrauchen, weil Ihr nimmer thut, Was ich Euch heiße. Geht darum wieder hin, wo Ihr hergekommen ſeid und ſeht ſelber zu, wie Ihr das Zauberblättchen der Blumenköniginn erhalten mögt."

Da fing der Prinz bitterlich an zu weinen und ſprach:

„Ach, es ist nicht meine Schuld, daß mir Alles mißlingt. [illegible] noch so fleißig in der Milch rühre, so bubbelt sie [illegible]; und wenn ich noch so vorsichtig ein Ei trage, so gleitet [illegible] mir aus der Hand; und wenn ich noch so vorsichtig Was[illegible] schöpfe, so wird es trübe. Es kann nicht anders sein: [illegible] mit Zauberei zugehen." —

„Es sollte doch wohl nicht Petermännchen sein Spiel treiben?" sagte die Alte: „das wollen wir aber bald erfahren. Tritt nur in die Stube, Prinz, ich werde ihn rufen."

Der Prinz trat nun mit der Alten in ihr Zimmer; diese [illegible] das Fenster, nahm eine Glocke und klingelte damit in [illegible] Garten hinaus.

„Ich komme! ich komme!" rief eine Stimme von außen her, und gleich darauf kam ein drei Zoll langes Männchen [illegible] Fenster hereingehüpft, sprang von da auf den Stuhl, klet[illegible] die Lehne hinauf und hüpfte von da auf den Tisch.

„Hier bin ich!" sprach das Männchen: „Was steht zu Diensten, Dame Venda?" —

„Hast Du gemacht," fragte ihn die Alte: „daß wenn der Prinz die Milch kocht, sie ihm überbubbelt, und wenn er ein Ei holt, es ihm aus der Hand gleitet und zerbricht, und wenn er Wasser schöpft, es trüb' wird?" —

„Das hab' ich gethan," sprach Petermännchen.

„Warum hast Du das gethan?" fragte die Alte.

„Um mich zu rächen für den Schabernack, den mir der Prinz angethan hat," antwortete er.

„Was hat Dir der Prinz denn gethan?" fragte sie.

„Was?" rief er: „Hat er sich nicht gestern Abend auf die Rasenbank in der Laube niedergelegt, grade unter dem Vogelnest, worin ich des Nachts schlafe? und hat er nicht die ganze Bank über ein solches Gerülsch gemacht, grade als wenn Ei-

ner Holz ſägt, ſo daſs ich kein Auge hab' zuthun können? Da gedacht' ich denn, es ihm heimzutragen den andern Tag." —

„Ei! ei! Petermännchen," ſagte die Alte: „wie kannſt Du dem Prinzen das übel nehmen? er hat es ja gar nicht aus Abſicht gethan. Der Prinz hat greiſ't viele Meilen weit über's Waſſer und durch die ſchwarze Heide. Da iſt er denn geſtern ganz müde hier angekommen und iſt auf der Raſenbank eingeſchlafen und hat das Geraſch im Schlaf gemacht, ſo daſs er ſelber Nichts davon gewuſst hat." —

„Wenn's ſo iſt," verſetzte Petermännchen: „ſo will ich's ihm auch nicht länger nachtragen. — Gebt mir Eure Hand, Prinz!" rief er darauf: „es ſoll von nun an Alles vergeben und vergeſſen ſein."

Der Prinz reichte ihm die Hand, die ihm Petermännchen wacker ſchüttelte.

„Wenn Euch mal die Weile lang wird," ſprach er: „ſo kommt nur in den Garten hinaus und ruft mich bei Namen, dann werde ich ſogleich erſcheinen; denn ich halte mich immer dort auf. Wir können dann mit einander plaudern, und ich werd' Euch die Zeit vertreiben durch Mährchen und allerlei Kurzweil."

Hierauf hüpfte er wieder von dem Tiſch auf den Stuhl, von da auf die Erde und kletterte nun mit vieler Geſchicklichkeit zum Fenſterfutter hinauf, von wo er wieder in den Garten hinausſprang.

Als nun der Prinz wieder hinging, um Waſſer zu ſchöpfen, gelang es ihm ſo gut, wie er's nur wünſchen konnte, und war daſſelbe, als die Alte es in den Topf that, ſo klar, daſs ſie ihr eignes Bild darin ſah.

Auch konnte von nun an der Prinz immer dem Kätzchen die Milch kochen, ohne daſs ſie überbrannte, und wenn er in

ging, um ein Ei zu holen, das die Hühnchen gelegt hatten, so geschah es nie, daß es ihm aus der Hand fiel und zerbrach, sondern er brachte's immer ganz in der Schale mit, so wie's vom Hühnchen gelegt war.

Nachdem nun der Prinz der Alten das klare Wasser gegeben und sie für den Augenblick Nichts weiter für ihn zu thun hatte, ging er wieder in den Garten und wollte sich von einem Baum, woran schöne Früchte hingen, einige abschütteln, um sie zu essen; denn die Alte hatte ihm dazu die Erlaubniß gegeben und ihm gesagt, er dürfe von Allem, was im Garten wächse, es möge sein Frucht, oder Gemüse, genießen, was er wolle, und es sich in der Küche im Töpfchen selbst kochen und zubereiten so, wie er es haben wolle. Er faßte daher an den Stamm des Baums mit beiden Händen und rüttelte ihn aus allen Kräften. Aber alle Mühe, die er sich gab, war umsonst; denn der Stamm war zu dick und blieb daher unbeweglich. Er wollte indeß noch einen Versuch machen und nahm nun seine ganze Stärke zusammen. Da hörte er plötzlich hinter sich ein lautes Gelächter. Er sah sich um und erblickte Petermännchen, welcher zu ihm sprach:

„Da habt Ihr eine Arbeit unternommen, Prinz, die Eure Kräfte zu übersteigen scheint. Wenn Ihr ein andermal hinaufsteigen vorhabt, so müßt Ihr mich mit zu Hülfe rufen;" und damit kletterte er, wie ein Eichkätzchen, den Baum hinauf und brach nun eine Frucht nach der andern vom Zweig ab und warf sie dem Prinzen zu, der sie mit der Hand auffing, bis dieser zuletzt sagte, daß es genug sei. Sie setzten sich dann beide in die Laube und erquickten sich an den Früchten.

„Prinz," begann Petermännchen hierauf: „es muß Euch aufgefallen sein, einen so kleinen Mann zu erblicken, wie ich bin."

„Es ist wahr," sagte der Prinz: „denn ein Mann von

ſo geringer Größe, wie die Eurige, iſt mir bis daher noch nicht vorgekommen.“ —

„Das Verhältniß der Größe verſetzte der Zwerg: „richtet ſich nur nach dem Maßſtabe, den wir daran legen. Verglichen mit einem Sonnenwürmchen, erſcheine ich wie ein Rieſe, und Ihr würdet, verglichen mit den Rieſen, die in dem Lande wohnen, wo die Sonne aufgeht, nicht größer erſcheinen, als ein Petermännchen, das man auf der Hand tanzen läßt, oder es in die Taſche ſteckt und davon trägt.“ —

„Sagt mir aber,“ fragte ihn der Prinz: „giebt es denn noch mehr Leute von Eurer Größe in der Welt, oder ſeid Ihr der einzige?“

Dieſe Frage hatte eben der Zwerg von dem Prinzen erwartet und ſie ihm ſo zu ſagen in den Mund gelegt, und der Prinz hatte es wohl gemerkt, daß der Zwerg nur gefragt ſein wolle, um ihm mit Anſtand ſeine Geſchichte erzählen zu können, weßhalb er ihm denn auch jene Frage that.

„Ach, Prinz,“ verſetzte der Zwerg: „da habt Ihr eine ſchmerzhafte Saite bei mir berührt. Wohl gab es einſt dergleichen noch mehre in der Welt: aber — hier trat ihm eine Thräne ins Auge — ſie ſind alle dahin. — Blühend durch Künſte und Wiſſenſchaften, reich durch Manufacturen und Fabriken und geſegnet durch weiſe Geſetze und den Geiſt, der ſie belebte, erſtreckte ſich das mächtige Volk der Petermännchen über viele Länder des Erdbodens, groß durch die Thaten der Vorfahren und groß durch eigene innere Kraft: aber die Habſucht der Menſchen, die den Erdkreis umzingelt, hat ſie alle dahingerafft. Jene Länder, die von hier nach Aufgang und Untergang ſich erſtrecken, beherrſchte noch vor wenig Jahrhunderten das Scepter des Fürſten Heiloteita, des mächtigſten unter den Fürſten der Petermännchen. Unter ihm kamen die Sei-

Leinwandfabriken und Seidenfabriken in Gang, alle noch lange vor der Zeit, da sie zuerst unter den Menschen aufkamen. Das Seidengewebe der Petermännchen aber war gar nicht zu vergleichen mit dem Seidengewebe der Menschen, die das Gespinnst der Seidenraupe nur hundertfach genommen verarbeiten können, wogegen die Petermännchen es ungedoppelt zu verarbeiten wußten, woher aber auch ihr Gewebe das Kostbarste war, was es nur gab. Die Petermännchen schenkten einmal der Prinzessinn Europa ein Kleid, das aus diesem Gewebe verfertigt war, und welches sie ihr in einer Nußschale übersandten. Dieses Kleid war so fein und so zart gearbeitet daß, wenn die Prinzessinn es anhatte, es nicht anders aussah, als ob sie gar keins angehabt hätte, so daß Alle, welche sie in diesem Kleide sahen, gestehen mußten, es sei der schönste Anblick, den man haben könne."

„Nachdem der Fürst Heiloteita gestorben war, gelangte sein ältester Sohn Birabi auf den Thron. Unter der Regierung dieses Fürsten erhob sich zuerst der Sturm von Osten her, der nach und nach die Grundmauern des festen Reiches der Petermännchen erschütterte."

„Schwärme von Menschen drangen in die Länder der Petermännchen ein, die sonst nie ein Menschenfuß betreten hatte. Als sich zuerst unter unserm Volk das Gerücht verbreitete, daß Riesen aus dem Morgenlande erschienen wären, wohl zwanzigmal so groß, als die Petermännchen, und alles Land, durch die Gewalt der Waffen eroberten, und Niemand ihnen widerstehen könne, wurde dieses von den Meisten für ein Mährchen gehalten; und wenn dann und wann Einer kam und berichtete, er habe diese Riesen mit eigenen Augen gesehen, so schüttelte man nur darüber den Kopf und meinte, es müßte mit dem Manne nicht richtig unter seiner Perrücke

zuſtehen. Leider aber erfuhr man nur zu bald, daß jene Gerüchte mehr, als ein bloßes Mährchen, waren; denn immer weiter und weiter drangen dieſe Rieſen vor. Wo ſie ein Petermännchen am Wege, oder auf dem Felde erlauerten, ergriffen ſie es, ſteckten es in die Taſche und brachten es ihren Kindern als Spielzeug mit, die es unter den gräßlichſten Martern zu Tode quälten. Es gab jetzt ſo gut als gar kein Reich der Petermännchen mehr in der Welt. Ein Jeder ſuchte nur, ſo gut er konnte, ſich in Höhlen und Klüften zu verſtecken; doch auch hier blieb er den Blicken dieſer Alles durchſpähenden Rieſen nicht verborgen, und Niemand, der heute noch von einer zahlreichen Familie ſich umgeben ſah, wußte, ob er morgen noch ein einziges Glied derſelben wieder umarmen, oder ſelbſt noch am Leben ſein würde. Da beſchloſſen denn endlich die Meiſten, auszuwandern nach fernen Ländern, die noch kein Menſchenfuß betreten hatte, und dort ein neues Reich der Petermännchen zu gründen. Aber von Allen, die ausgewandert ſind, iſt kein Einziger am Leben geblieben. Viele wurden von den Menſchen ergriffen und getödtet, Viele kamen durch Hunger und Durſt um, und der Reſt erlag den Mühſeligkeiten der Reiſe. So blieb denn von dem einſt ſo mächtigen und blühenden Reiche der Petermännchen kaum noch der Name übrig; doch ſelbſt dieſer iſt bereits verhallt und war nur ein Echo im Thale, das einſt lieblich erklang, und dann auf immer verſtummte."

Hier ſchwieg der Zwerg, wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und ſtarrte dann mit unverwandten Blicken auf einen Fleck hin.

„Und wie geſchah es denn," fragte ihn endlich der Prinz: „daß Ihr allein Euch aus dem allgemeinen Untergange erretten konntet!" —

„meine Brüder beschlossen, auszuwandern," versetzte [illegible]berg: „konnte ich es nicht übers Herz bringen, mein [illegible]ebtes Vaterland zu verlassen. Ich suchte mir daher einen [illegible]en Ort auf, der hinter dem Regenthale liegt, wo der Bo- [illegible] aus Sand und Kies besteht, und daher von Men- [illegible], die hier keine Nahrung für ihre Habsucht finden, nicht [illegible]reten wird. Dort bau'te ich mir in der Erde eine Woh- nung, worin ich mich des Tages über verbarg. Des Nachts aber durchstrich ich die bebau'ten Felder der Menschen, und um für ihre Bosheit Rache an ihnen zu nehmen, wurde ich Räuber. Ich drang in ihre Korn- und Erbsenfelder ein, aß mich jede Nacht darin satt, und brachte noch so Viel in meinen Taschen heim, als ich nur zu tragen vermochte. Im Herbst ging ich oft des Nachts zweimal aus, um mir auch Vorrath für den Winter einzusammeln. Meine Räubereien und Ver- [illegible]gen in den Feldern der Menschen sind zahllos. Lange [illegible]ane ich es so getrieben, als ich eines Nachts, da ich von meinen Streifzügen heimkehrte, bemerkte, daß ein abscheulicher Maulwurf von meiner Wohnung Besitz genommen hatte. Was hätt's heißen können, wenn ich auch einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm angefangen? denn im Fall ich auch den Preis als Sieger davon trug, so würde ich doch mit allen meinen Kräften nicht im Stande gewesen sein, ihn nachher aus mei- ner Wohnung fortzuschaffen. Warum sollte ich mich also in einen Kampf einlassen, bei dem ich nur verlieren, aber selbst im glücklichsten Falle Nichts gewinnen konnte? Sprecht, Prinz, [illegible] ich nicht Recht?" —

„Ich würde in Eurem Falle eben so gedacht haben," er- [illegible]derte der Prinz: „aber Was begannt Ihr jetzt?" —

„Ich [illegible]: Deine Wohnung ist dir geraubt; vor den Menschen darfst du dich nicht erblicken lassen, und dich selbst

zu tödten, iſt dir verboten in dem goldenen Buch, das einſt der große Prophet Mika mit der Feder des Colibri's ſchrieb. Du ſollſt daher zu der Fee Benda im Regenthal gehen, dacht' ich: dich ihrem Edelmuthe anvertrauen und ſie um Schutz und Obdach bitten. Ich machte mich auch unverzüglich auf den Weg, wanderte die ganze Nacht hindurch und gelangte des andern Tages gegen Mittag bei ihrer Wohnung an. Ich klopfte an die Thür, und als ſie mir aufgemacht hatte, trat ich ein, kletterte auf den Tiſch und begann alſo:"

„„Laſſt es Euch nicht verwundern, Dame Benda, noch Einen aus dem Volke der Petermännchen zu erblicken, deſſen Blüthe vom Sturm zerknickt, und deſſen Aſche in alle Winde verſtreu't wurde. Ich allein habe mich aus dem Untergange gerettet und wohnte bisher in der Sandwüſte, die gen Weſten hinter dem Regenthal liegt. Jetzt aber hat mich ein abſcheuliches Ungeheuer aus meiner Wohnung vertrieben und davon Beſitz genommen. Darum komm' ich nun zu Euch, Dame Benda, und flehe Euch um Obdach, Nahrung und Schutz vor den Verfolgungen der Menſchen an. Wähnt nicht," fuhr ich fort: „als ob ich ein unnützes Mitglied der lebendigen Geſchöpfe ſei, und daſs es recht und erlaubt wäre, mich zu tödten, wo man mich findet. In den Adern meines Körpers fließt das Blut ſo gut, wie in den Eurigen. Meine Muſkeln ſind mit Nerven verſehen, und ich fühle den Schmerz, wie ihr ihn fühlt. Wollt Ihr mir daher gewähren, um Was ich Euch gebeten, ſo verſpreche ich Euch, mein Brod nicht umſonſt zu eſſen. Ich werde mich nützlich zu machen ſuchen und Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um Euch zu dienen. Ich werde von Euren Blumen die Raupen leſen, damit ſie nicht verdorren; ich werde ihren Kelch öffnen und ihn mit dem erfriſchenden Morgenthau befeuchten, auf daſs ſie lieblich grünen und blühen, Euch zur Luſt und Augenweide.""

auf diese meine Rede erwiederte die Dame Venda mit folgenden Worten:“

„„Sei mir willkommen, Petermännchen, und nimm meine Versicherung, daß, so lange ich lebe, es Dir nie an Obdach Schutz und Nahrung gebrechen soll. Laß es Dir daher bei mir wohl sein und thue ganz, als wärst Du in Deinem eigenen Hause. Wenn Du willst, so kannst Du Dich im Gartenhäuschen einrichten, wo ein schönes warmes Bett ist, und ein Tisch und ein Stühlchen steht, und wenn Dir meine Gesellschaft Vergnügen macht, so komm zu mir in mein Stübchen, so oft es Dir gefällt; dann kannst Du mit mir plaudern, oder mit meinem Kätzchen spielen, das dort vor dem Fenster sitzt.““

„Bei diesen Worten schlug ich meinen Blick nach dem Fenster hin, und nun könnt Ihr Euch meinen Schrecken denken, als ich das schwarze Ungeheuer, schwarz und tausendmal mehr Ungeheuer, als der Maulwurf, der meine Wohnung eingenommen hatte, vor dem Fenster erblickte. In meinen Adern erstarrte das Blut, meine Haare sträubten sich zu Berge, und meine Zunge im Munde war gelähmt.“

„Als ich endlich die Sprache wieder erlangte, rief ich:“

„„Wohl verstehe ich Eure verblümte Rede, Dame Venda, wenn Ihr sagt, ich könne mit Eurem Kätzchen spielen, mit jenem Ungeheuer, das schon die Zunge leckt, um mich zu erwürgen und mein Blut zu trinken. Du selbst aber, Dame Venda, ein größeres Ungeheuer, denn alle Ungeheuer sind; Du, obwohl eine Fee, dennoch blutdürstiger, denn die Menschen, hattest schon meinen Tod beschlossen, noch ehe Du wußtest, in welcher Angelegenheit ich zu Dir kam, dieweil Du mich ließest eintreten in diese Mördergrube. Ohne Falsch und Arg bin ich in Deine Wohnung gekommen, mit dem Ver-

trauen in der Bruſt, Du würdeſt kein Gefallen finden an unſchuldigem Blute, und ich wollte Nichts von Dir begehren, als dieſen elenden Körper vor dem Hungertode zu ſchützen, und meinte, wenn Du meine Bitte nicht gewähren wollteſt, ſo könnteſt Du nicht mehr, als Nein ſagen, und ich könnte dann wieder meines Weges ziehen, wohin ich wolle. Aber Du, in deren Buſen der böſe Geiſt mit Flammenſchrift Niederträchtigkeit und Falſchheit gezeichnet hat, Du haſt nur Gefallen an Blutvergießen und lechzeſt darnach, wie der Tiger nach ſeiner Beute lechzt. Aber beim Haupt des heiligen Propheten Mika, der das goldene Buch geſchrieben hat, ſchwör' ich es Dir, Dame Benda, mein Blut ſoll kommen über Dich und Dein ganzes Haus!"" —

„„Petermännchen! Petermännchen!" ſprach hierauf Dame Benda: „der gute Geiſt verzeihe Dir die Worte, die Du geſprochen haſt, ſo wie ich ſie Dir verzeihe. Ich habe Dich willkommen heißen in meiner Hütte und Dir Schutz und Obdach zugeſichert, und mein Wort werde ich Dir halten. Mein Kätzchen aber, das Du ein Ungeheuer nennſt, würde eher ſein eigenes Leben dahingeben, als unſchuldiges Blut vergießen. Jetzt aber laß Dich nieder, Petermännchen, und ich werde in die Küche gehen und Dir Milch und Zugemüſe holen; denn Du wirſt wohl Hunger und Durſt haben von der langen Reiſe die Du gemacht haſt.""

„Bei dieſen Worten ließ der Schwarze ein Miau! hören und kratzte an das Fenſter. Da trat Dame Benda hinzu und machte das Fenſter auf, und der Schwarze ſprang hinaus in den Garten."

„„Sieh, Petermännchen," ſagte ſie: „da hat mein Kätzchen gedacht, wenn ich hinginge und Dir Milch und Zugemüſe holte, ſo würdeſt Du Dich fürchten, bei ihm allein zu

Prinz, denn es hat Deine Rede gar wohl verstanden, und darum ist es hinausgehüpft in den Garten.““ —

„„Ach, Dame Benda,“ sprach ich ganz beschämt: „es waren harte Worte, die ich geredet; aber es geschah, dieweil ich war in Todesangst, und bitte Euch, Ihr wollet dessen nicht weiter gedenken, als ob's eine Thorheit, aber keine Bosheit, wär, weil ich's gesprochen hab' in der Todesangst.““ —

„„Ich weiß wohl, Petermännchen,“ sprach sie: „daß es nicht anders ist, als wie Du sagst, und will's darum auch nimmer weiter gedenken,“ worauf sie in die Küche ging und mir süße Milch und Zugemüse holte, wie ich's seit langer Zeit nicht gehabt hatte.“

„Seit der Zeit nun hab' ich's mir wohl sein lassen bei der Dame Benda und all meinen Kummer vergessen. Anfangs wohnt' ich im Gartenhäuschen; aber weil mir die Gesellschaft zu groß war, hab ich mir selbst eins gebau't, dicht an der Gartenmauer, wo der große Kohlkopf steht, und auch eine Küche darin. Und die Dame Benda hat mich versehen mit allerlei Hausgeräth, wie's für meine Wohnung angemessen ist, und hat's in der Stadt verfertigen lassen. Ich sag' Euch aber, Prinz, der König der grünen Wälder hat's nicht besser in seinem Pallast. Und meine Garderobe solltet Ihr sehen! Prinz, ich gesteh's Euch ohne Hehl, als ich hier ankam, bin ich gewesen ein wahrer Lump. Meine Schuhe und Hosen waren zerrissen, und aus dem Rock haben die Ellenbogen herrausgeguckt. Jetzt aber zähl' ich in meinen Schränkchen vollständige Anzüge, und die hat mir alle die Dame Benda mit eigenen Händen verfertigt. Dafür bin ich aber auch unermüdlich in ihrem Dienst. Betrachtet diesen Garten und sagt mir, ob Ihr je einen gesehen habt, der besser in Stand gehalten wurde. Wo nur eine Raupe an dem Sten-

gel, oder an dem Blatt ſich erblicken läſſt, ergreif' ich ſie mit meinen Händen und ſchleudre ſie an die Erde und zertrete ſie mit meinen Füßen; ich öffne den Kelch der Blume und befeuchte ihn mit dem erfriſchenden Morgenthau und wende das Blatt der Sonne zu, das derſelben abgekehrt iſt. Des Winters aber, wenn der Regen eintritt, ſitz' ich bei der Dame Benda im Stübchen und erzähl ihr allerlei Mährchen und Schwänke und ſpiel mit ihrem Kätzchen hinter dem Ofen; denn nun bin ich nicht mehr bange vor ihm, da's ein gar gutes, liebes Thier iſt und ganz artig ſpinnt, wenn man ihm den Rücken ſtreichelt."

Hiemit endigte Petermännchen ſeine Geſchichte. — Was derſelbe in Abſicht des Katers geſagt hatte, fand der Prinz nach einiger Zeit auch beſtätigt. Der Kater hatte ſich bald bei der ſorgfältigen Pflege, die ihm Dame Benda angedeihen ließ, ſowie durch ihren heilſamen Kräutertheé, von ſeiner Krankheit erholt. Er kam jetzt öfter hinaus in den Garten, wo der Prinz, wenn die Alte eben Nichts für ihn zu thun hatte, ſich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, und ſchmiegte ſich dann freundlich und ſpinnend an ihn an. Wenn der Prinz zuweilen in den Wald, oder auf die Heide ging, lief er, wie ein Hündlein, neben ihm her, ſprang fröhlich durch Buſch und Wieſe und ſchien ſich im Freien gar wohl und behaglich zu finden. Der Prinz hatte die Bemerkung gemacht, daſs der Kater gar nicht die eigentliche Katzennatur hatte; er erſchrak vor Mäuſen, ging nie auf den Boden unter das Dach und naſchte nie in der Speiſekammer, obgleich er im Hauſe überall freien Zutritt hatte. Sonderbar war es, daſs der Kater Alles zu verſtehen ſchien, was man ſprach. Sagte der Prinz: „Kätzchen, willſt du mit mir in den Wald gehen?" ſo ſprang derſelbe, wenn er vor dem Fenſter ſaß, gleich auf die Erde,

Als der Thür zu Sagte der Prinz: „Käßchen, wenn du [illegible] vom Mittag gegessen hast, so komm zu mir heraus in den Garten," so kam Käßchen richtig in den Garten; und wenn Petermännchen Schwänke und Mährchen erzählte, hörte es immer so aufmerksam zu, als ob's Alles Wort zu Wort verstände.

Der Prinz verlebte eigentlich bei der Dame Benda recht gute Täge und meinte daher, die Pathe Mandane habe gewiß die Mühen und Gefahren, die mit dem Erwerben des Zauberblümchens der Blumenköniginn verbunden sein sollten, vielleicht aus Unkenntniß der Sache, viel zu hoch angeschlagen. Auch hatte sie ja selbst gestanden, daß sie nicht die Art und Weise kenne, wie dasselbe zu erlangen sei; und daher konnte es wohl sein, daß sie hierin von Andern getäuscht, auch sich selbst getäuscht hatte. Des Prinzen ganzes Geschäft bei der Dame Benda bestand eigentlich nur darin, des Morgens dem Käßchen die Milch zu kochen, die Eier aus dem Stall zu holen, welche die Hühnchen gelegt hatten, und mit dem Eimer Wasser aus dem Bach zu schöpfen. Selten geschah es, daß die Fee noch sonst einen Auftrag für ihn hatte; denn das Hauswesen, als Fegen und Abstäuben in ihrem Zimmer, sowie die Küche für sich und ihr Käßchen, besorgte sie selbst; wogegen aber der Prinz sich sein eigenes Essen bereiten mußte, wobei ihm dann der Zwerg, der ein vortrefflicher Koch war, hülfreichen Beistand leistete; zwar konnte letzterer, Was die Handhabung der Geräthschaften betraf, selbst Nichts dabei ausrichten, da ihm alles Geräth zu groß und zu schwer war; allein konnte er dem Prinzen doch Unterricht ertheilen, wie dieses oder jenes Gericht bereitet werden müsse, und wenn der Prinz dann nach seinem Recepte kochte, so fand es sich immer, daß das Essen wohlschmeckend zubereitet war. Petermännchen bekam dann allemal seinen Theil davon ab, welches

er in seine Schüsselchen und Tellerchen that, es in sein Häuschen trug und dort verzehrte.

Der Prinz, Petermännchen und der Kater standen alle drei auf den freundschaftlichsten Fuß mit einander. Dame Venda hielt sich meistens für sich, sobald sie nicht die Gesellschaft ihres Lieblings theilte. Ihr ganzes Geschäft bestand, außer der Besorgung ihres kleinen Hauswesens, nur darin, diesen zu warten und zu pflegen, und sie schien so zu sagen, eigentlich nur für ihn in der Welt zu leben.

So vertrau't der Prinz indessen auch mit Petermännchen umging, so konnte es ihm doch nicht entgehen, daß dieser zuweilen ein gewisses Mißtrauen gegen ihn zu hegen schien. Dieses sprach sich wohl eben nicht in seinen Worten aus, wohl aber in seinen Handlungen. Wenn, zum Beispiel, der Prinz irgend ein Gericht etwas anders zubereitet hatte, als die Vorschrift Petermännchens lautete (denn der Prinz, der unter seiner Anleitung bereits große Fortschritte in der Kochkunst gemacht hatte, verfertigte nun zuweilen selbst ein Recept, wonach er kochte), so wagte dieser nicht eher, Etwas davon anzurühren, als bis er gesehen, daß der Prinz davon genossen hatte. Oder wenn dieser an seinem Häuschen vorbeigegangen war, so ging Petermännchen allemal hin, um nachzusehen, ob der Prinz es ihm nicht beschmutzt, oder Erde hineingeworfen hatte; und wenn es sich dann zufällig traf, daß der Wind einigen Staub, oder ein paar Sandkörnchen zum Fenster hineingeweh't hatte, so nahm er seinen kleinen Federbesen und sein Wischläppchen und fegte und wischte überall im Zimmer umher und war dann einige Tage lang gegen den Prinzen unfreundlich und einsilbig. Eines Tages kam das Mißtrauen Petermännchens auf eine sehr lächerliche Weise an den Tag:

Dame Venda hatte, weil es grade ein Festtag war, kleine [illegible]en gebacken und in den Ofen gelegt. Da sprach sie zum Prinzen: „Seht doch einmal zu: ob meine Kuchen in dem Ofen schon genug gebacken sind, und wenn sie's sind, so nehmt sie heraus und tragt sie herein.“ Als nun der Prinz einen [illegible]nahm, um nachzusehen, fiel ihm von oben Schmutz und Erde darauf. Er legte ihn daher bei Seite und nahm einen andern heraus, und mit diesem ereignete sich dasselbe. Er sah sich nun um und erblickte in einiger Entfernung Petermännchen, welcher da stand und noch die ganze Hand voll [illegible] und Erde hatte. „Petermännchen, bist Du es, der mir die Kuchen beschmutzt?“ fragte ihn der Prinz.

„Ich bin es, Prinz,“ versetzte Petermännchen: „und nun sind wir quitt; ich habe Euch Gleiches mit Gleichem vergolten.“— „Aber Was habe ich Dir denn gethan?“ fragte ihn der Prinz.

„Was Ihr mir gethan habt?“ versetzte Petermännchen: „Habt Ihr nicht die schwarze Suppe da hingesetzt auf Euern Tisch und gedacht: Petermännchen wird kommen und davon naschen wollen, weil er glaubt, daß es Blaubeerensuppe ist, die er so gern mag! Und bin ich nicht gekommen und hab's kosten wollen, und hat mir's nicht den Mund zusammengezogen und die Zunge verbrannt, so daß ich vor Schmerz habe laut aufschreien müssen?“ —

„Aber von welcher Suppe sprichst Du denn eigentlich, [illegible]männchen?“ —

„Von welcher Suppe sonst, als von der schwarzen Suppe, die auf Eurem Tisch steht?“ —

„Aber da steht ja gar keine schwarze Suppe.“ —

„So kommt denn doch einmal selbst und sagt mir, Was denn Das ist.“

Der Prinz ging nun mit Petermännchen in das Gartenhäuschen, wo dieser ihm die schwarze Tinte zeigte, die auf dem Tische stand.

„Versucht doch einmal, Prinz, Euer Gericht," sprach er: „und sagt mir, ob's nach dem Recepte gekocht ist, das ich Euch gegeben habe, oder ob Ihr's nach Eurem eigenen gekocht. Aber ich glaube schwerlich, daß Ihr Appetit habt, davon zu kosten." —

„Nein, wahrhaftig habe ich das nicht," versetzte der Prinz: „weil ich keine Tinte mag." —

„Was!" rief der Zwerg: „ist's Tinte! Aber die thut man in ein Tintenfaß, und nicht in einen Napf." —

„Wenn man aber nun kein Tintenfaß hat!"

Der Zwerg wußte Nichts darauf zu erwiedern.

„Sieh, Petermännchen," sprach der Prinz: „wie Du doch mißtrauisch bist, daß Du glauben kannst, ich habe Dir Böses zufügen wollen, und mir darum die Kuchen beschmutzest! Ich habe gestern die Dame Benda gebeten, mir einige Schreibmaterialien zu geben, und da hat sie mir denn aus einer Flasche selbst die Tinte in dies Näpfen gegossen, weil sie eben kein andres Behältniß dazu hatte. Und nun kommst Du und naschest davon und verbrennst Dir die Zunge. Anstatt aber nun zu untersuchen, was für ein Bewandtniß es damit hat, denkst Du gleich Böses von mir und glaubst, ich habe Dir eine Falle legen wollen, und beschmutzest mir dafür die Kuchen. Du bist doch eigentlich ein schlechter Kerl, Petermännchen, da Du so undankbar gegen Deine Wohlthäterinn sein kannst." —

„Prinz," versetzte der Zwerg: „für diese Worte verlang' ich Genugthuung von Euch. Ihr mögt sagen, daß ich ein schlechter Kerl bin; aber Ihr dürft nicht sagen, daß ich undankbar bin gegen meine Wohlthäterinn." —

„Ja, Petermännchen, das bist Du, und ich will es Dir beweisen," sprach der Prinz: „Wenn Du, zum Beispiel, machst, daß mir die Milch überbubbelt, die ich im Töpfchen koche, und nun Dame Benda ihrem Kätzchen sein Frühstückchen nicht geben kann; oder wenn Du machst, daß mir das Ei, das die Hühnchen gelegt haben, aus der Hand gleitet und zerbricht, daß sie ihrem Kätzchen keinen Pfannkuchen backen kann; oder wenn Du mir das Wasser trüb' machst, das ich aus dem Bach schöpfe, und sie dann ihrem Kätzchen die Wassersuppe nicht kochen kann; oder endlich, wenn Du mir den Kuchen beschmutzest, so daß weder sie, noch ihr Kätzchen ihn genießen kann: sage mir doch, Petermännchen, Wem hast Du denn eigentlich Leides zugefügt, mir, oder der Dame Benda?"

Petermännchen wurde nachdenkend und verlegen und sprach: „Prinz, von der Seite hab' ich die Sache noch nicht betrachtet." —

„Siehst Du also wohl, Petermännchen, daß ich Recht habe?" —

„Aber so ist es ja wahr," sprach der Zwerg: „daß ich ein schlechter Kerl bin." —

„Eben das war es, was ich Dir beweisen wollte", versetzte der Prinz.

„Ich danke Euch, Prinz", sprach Petermännchen: „daß Ihr Euch nicht gefürchtet habt, mir die Wahrheit frei ins Gesicht zu sagen; denn Ihr habt mir die Augen über mich selbst geöffnet." —

„Ich weiß oft nicht, Was ich aus Dir machen soll," versetzte der Prinz: „Zuweilen verräthst Du so viel Scharfsinn und Klugheit, daß ich wirklich darüber erstaunen muß, namentlich wenn Du Deine Schwänke erzählst, wovon, wie ich wohl glauben will, Du einen großen Theil selbst verfer-

tigt haſt. Zu einer andern Zeit aber ſcheint Dir wiederum die allereinfachſte Sache ſo unbegreiflich, daß Jemand, der Dich nicht näher kennt, glauben ſollte, es ſtehe nicht recht mit Deinem Verſtande zu. So iſt, zum Beiſpiel, doch nichts einfacher zu begreifen, als, daß wenn Du die Kuchen verdirbſt, die Dame Venda für ſich und ihr Kätzchen gebacken hat, und womit ſie, die ſie ſo ſelten ſich Etwas für ihren eigenen Mund zähmt, ſich heute ein Feſt machen wollte, und gewiß auch nicht unterlaſſen haben würde, Dir Deinen Theil davon zukommen zu laſſen — daß wenn Du dieſe verdirbſt, ſag' ich, Du Dich dann undankbar gegen Deine Wohlthäterinn erzeigſt." —

„Schon gut, ſchon gut, Prinz!" verſetzte der Zwerg: „ich weiß nun, Was ich zu thun habe," und damit begab er ſich eiligſt in ſein Häuschen.

Nach einiger Zeit trat er bei der Dame Venda in ihr Stübchen ein. Er hatte einen zerlumpten Rock und zerriſſene Hoſen und Schuhe an; um ſeine Schulter hing eine lederne Feldtaſche, und in der Hand trug er einen Knotenſtab.

„Ihr ſeht mich, Dame Venda," ſprach er: „wieder in demſelben Anzuge, worin ich zuerſt bei Euch erſchienen bin. Wie ein Lump bin ich gekommen, und wie ein Lump will ich auch wieder von dannen gehn. Von all den ſchönen Sachen, die Ihr mir geſchenkt habt, nehme ich auch nicht das Geringſte mit. Seht ſelber nach; und wenn nur ein Stück fehlt, ſo hängt mich auf, wie einen Dieb." —

„Aber Petermännchen!" rief Dame Venda ganz verwundert: „warum willſt Du mich denn verlaſſen?" —

„Weil ich," verſetzte er: „ein ſchlechter Kerl bin, und der Prinz es mir geſagt hat." —

„Ach, Petermännchen," ſprach die Fee: „das hat der

Prinzessin im Scherz gesagt. Ich bin überzeugt, daß er Nichts böses gemeint hat." —

„Nein," entgegnete Petermännchen: „er hat es im vollen Ernst gemeint, und ich bin ihm dankbar dafür, daß er es mir gesagt hat; denn er hat die Wahrheit gesprochen." —

„Ich verstehe Dich nicht, Petermännchen," versetzte die Alte.

„Sagt mir doch, Dame Venda, welches ist wohl das größte Laster, das es in der Welt giebt? fragte sie der Zwerg.

„Das größte Laster?" entgegnete sie: „das kann ich wirklich nicht sagen." —

„So will ich's Euch sagen, wenn Ihr's nicht wisst," sprach der Zwerg: „es ist die Undankbarkeit. — Als ich in der Welt keine Stelle wußte, wohin ich mein Haupt legen sollte; als ich mich verbergen mußte vor dem Licht der Sonne und in dunkle Höhlen mich vergraben und in sandigen Wüsten umherirren, da bin ich zu Euch gekommen in meiner Noth, geringer, denn der geringste Bettler, der doch nicht das Licht der Sonne zu scheuen braucht, und habe bloß von Euch begehrt, mich vor dem Hungertode zu bewahren; — aber Ihr habt mich herrlich erhoben; Ihr habt mich aus einem Bettler zu einem Fürsten gemacht; Ihr habt mir Mittel an die Hand gegeben, daß ich mir konnte einen Pallast bauen, und den habt Ihr ausgeschmückt mit köstlichem Geräth, mit Silber und Gold und kostbaren Tapeten, und habt mir Kleider angethan und meine Schränke damit angefüllt, prächtiger, denn der König der grünen Wälder sie in seiner Garderobe hat; und ich habe genossen köstliche Speisen und Getränke und habe gelebt in Überfluß und nicht gewusst, Was Elend war — und für alles dieses hab' ich Euch mit schwarzem Undank gelohnt. Ich hab' Euch die Milch überbubbeln lassen, daß Ihr dem Kätzchen

habt kein Frühstück geben können: ich hab' Euch die Eier zerbrochen, daſs Ihr ihm habt keinen Pfannkuchen backen können; ich hab' Euch das Wasser getrübt, daſs Ihr ihm habt keine Suppe kochen können; und heute hab' ich Euch die Kuchen verdorben, daſs Ihr weder Eurem Kätzchen davon geben, noch selbst Etwas davon genieſsen könnt, und hab' es gethan, um mich an dem Prinzen zu rächen, weil ich glaubte, daſs er mir einen Schabernack angethan hätte, was aber nicht wahr ist. Seht, alles dieſes hab' ich gethan, und sprecht nun selbst, ob es ein schwärzeres Ungeheuer in der Welt giebt, als ich bin, der nicht werth ist, von der Sonne beschienen zu werden und die reine Luft des Himmels einzuathmen. Darum will ich zurückkehren in mein Elend und will Buſse thun: aber ich werde gräſslich büſsen. Die Stürme werden meine offene Brust peitschen, und der Regen wird mein Fleisch erweichen, und die Kälte wird meine Gebeine durchrieseln und mich mit Fieberfrost schütteln: aber mehr, denn alles dieſes, wird das böſse Gewiſsen mich quälen. Die Sonne wird hell scheinen, und ich werde sie nicht erblicken. Kühl wird das Wasser der Quelle sein, und wenn ich davon schöpfe, um meinen brennenden Durst zu löschen, wird's glühendes Feuer in meinem Munde sein. Der Frühling wird erblühen und seine Pracht über die Fluren verstreuen, und ich werde wähnen, auf den schwarzen Gefilden zu wandern, die der böſse Geist beschattet; und die Vögel in der Luft werden lieblich ihre Stimme erschallen lassen, und ich werde Todtengesang hören. Dann werde ich fliehen durch die Wüste wie ein Reh, das von den Hunden verfolgt wird, und werde vor meinem eigenen Schatten wie vor einem böſsen Geiste erbeben, und nimmer werd' ich Ruhe finden, bis mich die Verzweiflung tödtet." —

„Petermännchen, Du bist schrecklich!" sagte die Alte:

wie Einer, deſſen Gedanken ſich verwirrt haben, [illegible] Dir eine Gewiſſensſache aus Etwas, das gar nicht [illegible]ebe werth iſt. Wenn Du mir ein Töpfchen mit Milch [illegible]t überbubbeln laſſen, ſo giebt mir ja mein Zicklein jeden [illegible]g andre; und wenn Du mir ein Ei zerbrochen haſt, legen jeden Tag meine Hühnchen friſche; und wenn Du mir einen [illegible] mit Waſſer getrübt haſt, ſo iſt ja noch der ganze Bach [illegible] klares friſches Waſſer; und wenn Du endlich mir ein Küchelchen verdorben haſt, ſo habe ich ja Mehl, um mir tauſend andre backen zu können. Darum vergiß Deine Thorheit; denn nur eine Thorheit iſt es, und Nichts weiter, und ich muß bloß darüber lachen. Damit Du aber zeigſt, daß Du mir gehorſam biſt, ſo thue jetzt, Was ich Dir ſage. Geh darum gleich hin und lege Deine Lumpen ab und ziehe Deine andern Kleider wieder an, die Du ſonſt zu tragen pflegſt, und dann ſiehe zu im Garten, daß mir keine böſe Raupen meine Blumen zernagen, und ſo Du eine findeſt, nimm ſie ab und wirf ſie über die Gartenmauer. Es hat dieſe Nacht ſtark gethau't, und dann pflegen ſie leicht hervorzukommen. Ich würde ſelbſt in den Garten gehn und ſie ableſen; aber ich bin ſchon zu alt und kann mich nicht mehr [illegible]gel bücken, und dann meint' ich auch, Du würdeſt es wohl thun, ſowie Du es immer gethan haſt, und dachte nicht, daß Dir eine Thorheit würde in den Kopf kommen, ſo daß Du heute Dein Geſchäft verſäumſt." —

„Dame Benda," verſetzte hierauf der Zwerg: „Ihr ſprecht [illegible]e und ſüße Worte, und Eure Stimme ertönt wie Harfenmuſik; aber wähnt nicht, daß dieſe Töne mein Gewiſſen in den Schlaf lullen können. Undankbar bin ich, und die Undankbarkeit ſteht an meiner Stirn gezeichnet, und nicht weniger bin ich's, ob ich Euch nur ein Ei, oder einen ganzen Haufen

zerbrochen hätte; ob ich Euch nur einen Kuchen beſchmutzte, oder all Euer Mehl verunreinigt hätte: denn nicht die Sache, ſondern die That kommt in Betracht: und eine Bosheit iſt um nichts deſto weniger eine Bosheit, ob der Schade, der dadurch verurſacht wurde, gröſſer, oder geringer iſt. Ihr ſelbſt wiſſt das auch ſehr wohl, und wenn ich es Euch daher ſage, ſo geſchieht es nur, damit Ihr erfahret, daſs ich die ganze Gröſſe meines Verbrechens und meines Undankes einſehe. Darum werde ich denn auch thun, wie ich geſagt habe. Und nun lebt wohl, Dame Venda! und nie werdet Ihr Petermännchen wieder ſehen, noch Etwas von ihm hören, und wird ſein Name verſchwinden von der Erde, wie ein Irrlicht verſchwindet, das durch den Nebel flackert." —

„Petermännchen," ſprach Dame Venda: „ſage mir doch, als Du die Milch überbubbeln lieſſeſt und das Ei zerbrachſt und das Waſſer trüb' machteſt, thateſt Du es in der Abſicht, mir dadurch ein Leides zuzufügen?" —

„Nein, verſetzte der Zwerg: „ich that es in der Abſicht, mich an dem Prinzen wegen eines vermeintlichen Unrechts zu rächen." —

„Und als Du nachher die Kuchen beſchmutzteſt," fuhr die Fee fort: „thateſt Du es in der Abſicht, mir dadurch Schaden zuzufügen?" —

„Nein," entgegnete der Zwerg: „ich that es ebenfalls in der Abſicht, mich an dem Prinzen wegen eines vermeintlichen Unrechts zu rächen." —

„Du ſagteſt vorhin," ſprach die Fee: „nicht die Sache, oder der Schade, welcher verurſacht würde, ſondern die That komme in Betrachtung. Das iſt aber noch nicht ganz richtig. Nicht die That, ſondern die Abſicht, mit der man die That verübte, kommt in Betrachtung; denn ſonſt müſste ja ſogar

aus Unvorsichtigkeit einen Schaden verursacht, würdig sein mit Dem, der es aus böslicher Absicht Als mein Kätzchen da neulich aus Unvorsichtigkeit das Schälchen zerbrach, woraus es des Morgens seine Milch trinkt, war es denn damals undankbar gegen seine Wohlthäterinn? — Nein, Vetternännchen, das war es nicht. — Wie oft geschieht es, daß die mit Vernunft begabten Wesen, welche genöthigt sind, in Gesellschaft mit einander zu leben, sich gegenseitig Schaden zufügen, theils durch Unvorsichtigkeit, theils durch ihre Leidenschaften, theils durch allerlei Mißverständnisse; wollte man das aber jedesmal auf die Goldwage legen, so würde kein Mensch auf Erden bestehen können, kein Familienverhältniß ungestört bleiben, ja selbst alle Bande der Liebe und Freundschaft müßten zerreißen, da wir immer und ewig durch unsere schwache Natur in Fehler gerathen werden, und selbst die unsterblichen Geister nicht fehllos sind. Darum sollen wir denn auch einer dem andern seine Fehler verzeihen und sie nicht weiter gedenken, auf daß uns ebenfalls möge verziehen werden." —

„Dame Benda," sprach hierauf der Zwerg: „es war mir noch ein Trost, die ganze Größe meines Verbrechens einzusehen; aber diesen Trost wollt Ihr mir jetzt rauben und mich in meiner Überzeugung schwanken machen. So viele Gründe Ihr indeß auch anführen mögt, um mein Verbrechen zu verringern, so sagt mir doch die innere Stimme meines Gewissens, die stärker ist, denn alle Vernunft, daß ich strafbar bin und nicht mehr werth, Eure Wohlthaten ferner zu empfangen. Darum will ich denn auch hingehen und also thun, wie ich gesagt habe. Und nun, Dame Benda, lebt wohl für immer!" und mit diesen Worten eilte er der Thür zu, um fortzugehen.

Da nun die Alte wohl ſah, daß dem Zwerg auf gar keine andre Weiſe beizukommen ſei, beſchloß ſie denn, ihn an derjenigen Stelle anzugreifen, wo er allein verwundbar war, und ſagte daher:

„So lebe denn wohl, Petermännchen für immer! Ich hatte zwar gedacht, Du würdeſt mich und mein Käthchen, das Dich ja auch ſo lieb hat, nun und nimmermehr verlaſſen, da es Dir bei uns doch ſo wohl zu gefallen ſchien. Die Blumen in meinem Garten werden nun wohl bald alle von den Raupen gefreſſen werden und mich nicht ferner durch ihre Pracht erfreuen. Und wenn mein Käthchen hinauskommt in den Garten, um mit Petermännchen zu ſpielen und ſich von ihm den Rücken ſtreicheln zu laſſen, ſo wird's betrübt heimkehren und nicht Speiſe und Trank genießen wollen, weil's trauert um Petermännchen. Was aber werde ich wohl anfangen, wenn ich nun mit meinem Käthchen ganz allein in der Hütte ſein werde, und der Prinz auch bald abgereiſ't iſt? Ich werde dann Niemand um mich haben, mit dem ich die Zeit verplaudern kann, wenn ſie mir lang wird, und werde dann vor Kummer und Traurigkeit auch wohl bald ſterben. Hätt's nicht gedacht von Dir, Petermännchen, daß Du mir würdeſt ſolch Herzeleid zufügen können, nachdem ich Dir ſo viel Gutes gethan habe."

Dieſe Worte verfehlten nicht, auf den Zwerg Eindruck zu machen.

„Dame Venda," rief er: „Ihr ſagtet, Ihr würdet vor Traurigkeit ſterben müſſen, wenn ich nicht mehr hier wäre!" —

„Ach, ſo wird's wohl ſein," ſprach ſie.

„Hört, Dame Venda," begann jetzt der Zwerg: „wenn's ſo iſt, dann darf ich nicht fort. Ich habe bisher immer geglaubt, Dame Venda duldet mich bloß in ihrem Hauſe aus

Mitleid, weil du ein armer Wicht bist und nicht weißt, wohin du dein Haupt niederlegen sollst und dich vor den Menschen verbergen; aber nimmer hab' ich geglaubt, daß Dame Benda mich lieb haben und einigen Werth auf meine schwachen Dienste legen könne. Aber wenn's so ist, und Ihr vor Kummer sterben müßtet, wenn ich fort wäre — nun und nimmer sollen meine Füße dieses Haus verlassen." —

„Ach, Petermännchen," sprach sie: „ich hab's wohl gedacht, daß Du mir solch Herzeleid nicht anthun könntest. Wer hätte mir wohl im Winter, wenn der Regen eintrifft, und ich nicht aus dem Hause kann, die Zeit durch Mährchen und Erzählungen verkürzen sollen? Wenn mich noch der Kummer nicht getödtet hätte, so würde mich dann doch gewiß die Langeweile getödtet haben." —

„Nein, nein, Dame Benda! ich gebe Euch mein Wort: solange Ihr lebt, wird Petermännchen dieses Haus nicht verlassen. Und nun werde ich sogleich gehn und meine andern Kleider anlegen und meine Geschäfte verrichten, wie ich es immer gethan habe." Und mit diesen Worten schritt der Zwerg aus der Thür, eilte seinem Häuschen zu und erschien in wenig Minuten wieder in seiner alten Tracht.

Der Prinz fand ihn damit beschäftigt, die Raupen von den Blumen zu lesen, wobei ihm unaufhörlich die Thränen von den Wangen herabrollten.

„Als der Prinz dieses sah, sprach er: „Laß es jetzt gut sein, Petermännchen! wenn Du bereu'st, Was Du gethan hast, so wird Dir Dame Benda Alles verzeihen und Dir auch wegen des Kuchens nicht zürnen. Darum laß nun Deinen Kummer fahren und weine nicht länger, sondern sei wieder froh, wie Du es immer zu sein pflegst." —

„Ach Prinz," entgegnete der Zwerg: „die Thränen, welche

ich weine, ſind nicht Thränen des Kummers, ſondern es ſind Thränen der Freude. Ihr könnt es nicht faſſen, was das Leben für einen Werth hat, wenn man ſagen kann: „Es giebt in der Welt eine Seele, die dich liebt, eine Seele, die ſich betrübt, wenn Kummer dich bedrückt, die ſich freut, wenn die Freude dir lächelt.“ Ich ſage Euch, Prinz, wenn man eine ſolche Seele in der Welt gefunden hat, dann iſt das Glück der Sterblichen größer, als die Wonne der ſeligen Geiſter. Und dieſe Seele hab' ich gefunden, und ſie wohnt in dem Körper der unvergleichlichen Dame Venda, die mir Alles verziehen hat, und zu mir geſagt, da ich ihr Haus verlaſſen wollte, um für meine Bosheit, die ich an ihr verübt, Buße zu thun, daſs ſie würde vor Herzeleid vergehen und ohne mich nicht leben können. Seit dieſer Zeit erſt hat mein Leben Bedeutung gewonnen, da ich nun weiß, daſs es zum Glücke der Dame Venda beiträgt. Nun iſt mir das Räthſel gelöſ't, warum der große Geiſt die ſchwachen Sterblichen erſchuf und ihnen eine vernünftige Seele gab. Früher aber hab' ich es nicht gewuſſt. Ich bin in der Welt umhergewandelt und habe die Sonne und den Mond und die Sterne am Himmel und die Blumen auf dem Felde angeſchau't, und habe gedacht: „Warum hat der große Geiſt alles dies erſchaffen, und warum hat er dich ſelbſt und die vielen Geſchlechter der mit Vernunft begabten Weſen erſchaffen!“ Aber er hat ſie erſchaffen, damit er Weſen habe, die er lieben könne, auf daſs ſie ihn wieder lieben, und er in ihrer Liebe die unausſprechliche Wonne empfinde, ohne welche das Daſein des großen Geiſtes ſelbſt ohne Bedeutung ſein würde. Seht, Prinz, darum hat er ſie erſchaffen.“

Der Prinz wuſste wieder nicht, Was er von dem Zwerg denken ſollte, und konnte ſich durchaus auf keine Weiſe die Widerſprüche in ſeinem Charakter erklären. Bei dem größten Leichtſinn zeigte

der Zwerg ein so tiefes Gefühl, mit der größten Oberflächlichkeit verband er Gründlichkeit und Genauigkeit, und wenn er oft die leichteste Sache nicht begreifen konnte, so durchblickte er hinwiederum die schwierigsten Dinge mit dem größten Scharfsinn. Für den Prinzen war er daher durchaus ein Räthsel. Der Prinz selbst aber hatte viel zu wenig Welt- und Menschenkenntniß, um solche Charaktere begreifen zu können, und dann fehlte ihm auch der Blick in das frühere Leben des Zwergs, der über die Widersprüche in seinem Charakter manchen Aufschluß würde gegeben haben. Der Zwerg wurde in der Zeit des Drangsals geboren, da die Petermännchen immer weiter und weiter sich zurückziehen mußten, je weiter die Menschen in ihr Land vordrangen. Die undurchdringlichen Wälder, wovon dasselbe bedeckt war, verhinderten jedoch noch lange Zeit die gänzliche Eroberung desselben, und es vergingen im Ganzen wohl ein paar Jahrhunderte, ehe die Menschen durch Abhauen der Bäume (denn das Verbrennen der Wälder war damals noch nicht im Gebrauch) sich überall Wege und Stege durch diese Dickichten zu bahnen wußten. Jenseits der Wälder aber lag noch ein freies offenes Land, in welches bisher noch kein Menschenfuß gedrungen war, und in diesem Lande erblickte Petermännchen zuerst das Licht der Welt. Von Jugend an wurde ihm ein tiefer Haß gegen die Menschen eingeprägt, und der Name Mensch war in seinem Lande ein Scheltwort, womit man ein räuberisches, gewaltthätiges und unverschämtes Petermännchen bezeichnete. Rechnet man hiezu die Verfolgungen, welche er späterhin selbst unter den Menschen zu erdulden hatte, da auch jenes offene Land von ihnen war erobert worden, so läßt sich sein Mißtrauen, das er öfter gegen den Prinzen zeigte, gar leicht erklären, obgleich er sonst von Natur nicht mißtrauisch war.

Da er von wohlhabenden Ältern geboren wurde, konnte er seine Studien ganz nach seinem Geschmacke wählen, und brauchte auch eben kein sogenanntes Brodstudium zu treiben, da seine Ältern ihm einst ein hinreichendes Vermögen hinterlassen würden, um davon ganz nach seiner Bequemlichkeit zu leben. Er hatte schon früh in seiner Jugend die scherzhaften Mährchen „Tausend und ein Wunder" gelesen, und diese hatten seinem Charakter eine eigene Richtung gegeben, nach welcher hin sich derselbe später immer mehr und mehr entwickelte. Anfangs hielt er Alles, was er las, für Wahrheit: als er aber hiernach enttäuscht wurde, betrübte es ihn, daß man ihn aus seinen Träumen geweckt hatte, worin er lange Zeit sich so glücklich gefühlt. Das wirkliche Leben ekelte ihn jetzt an, und er lebte daher nur in der Welt der Phantasie, las Alles, was er von Mährchen und wunderbaren Erzählungen auftreiben konnte, und schrieb selbst mehre, die von seinen Landsleuten mit Interesse gelesen wurden. Eine Zeitlang legte er sich auch mit Fleiß auf das Studium der natürlichen Magie und schrieb auch hierüber ein ausführliches Werk, welches aber leider! sowie auch seine Mährchen, für uns verloren gegangen ist. Seine kleinen Taschenspielerkünste, womit er den Prinzen neckte, waren eine Frucht jenes Studiums, und daher keineswegs durch Zauberei zu erklären. — Da nun Petermännchen, wie gesagt, eigentlich nur im Reich der Phantasie lebte, wurde er für das praktische Leben fast untauglich gemacht, und zeigte daher in Dingen, welche zu der Wirklichkeit gehörten, bei manchen Gelegenheiten eine so große Unwissenheit, daß man ihn oft, wenn man ihn nicht genauer kannte, für dumm, oder wohl gar blödsinnig zu halten pflegte, obwohl er keineswegs weder das eine, noch das andre war. Wir begreifen nun leicht, wie es geschehen konnte, daß Petermänn-

chen, da er den Prinzen necken wollte, gar nicht an den Schaden dachte, den er dadurch seiner Wohlthäterin zufügte, sondern ihm erst ein Licht aufging, als der Prinz ihn darauf aufmerksam machte. — Petermännchen hatte Gelegenheit gehabt, in seinem Lande die Sprache der Menschen zu erlernen, weil ehe diese bis in die Gegenden, die jenseits der Wälder lagen, vorgedrungen waren. Ein Petermännchen nämlich, das auf seinen Reisen durch fremde Länder in die Gefangenschaft der Menschen gerathen war und mehre Jahre in dem Hause eines vornehmen Mannes, der ihn zu seiner Kurzweil hielt, zugebracht, hatte sich in dieser Zeit gründliche Kenntnisse der Riesensprache zu erwerben gewusst und auch mehre von den besten in derselben abgefassten Schriften gelesen. Später hatte er Gelegenheit gehabt, zu entschlüpfen und zu seinen Landsleuten zurückzukehren, wo er nun seinen Unterhalt dadurch verdiente, dass er in der Menschensprache Unterricht ertheilte, die damals von den Gelehrten unter den Petermännchen eifrig betrieben wurde, da sie fanden, dass in den Schriften dieser Barbaren oft wahres Gold enthalten war. Petermännchen nahm ebenfalls Unterricht bei diesem Manne, und als er es so weit gebracht, dass er durch Hülfe eines Lexikons ein Buch, das in jener Sprache abgefasst war, verstehen konnte, verschlang er mit wahrem Heißhunger alle darin geschriebenen Mährchen und Schwänke, die er nur habhaft werden konnte, las aber auch die besten Romane, Novellen und Schauspiele, wodurch er sich denn eine ungewöhnliche Fertigkeit in dieser Sprache erwarb, die später durch den vieljährigen Aufenthalt im Hause der Dame Benda nur noch vermehrt wurde. Er pflegte oft auszurufen: „Wie ist es doch möglich, dass diese Geschöpfe, die in ihren Werken einen so guten Verstand und ein so edles Herz, ja zuweilen wahre Seelengröße, zu ver-

rathen ſcheinen, mit den Petermännchen ſo unbarmherzig umgehen könnten! Ich kann mir das nicht anders erklären, als daſs dieſe Geſchöpfe ganz anders ſchreiben, als ſie zu handeln pflegen," und hiedurch glaubte er denn auch, ſich die Sache am richtigſten erklärt zu haben. Er arbeitete auch viele Jahre hindurch an einem ausführlichen Menſchen-Petermännchenſchen Wörterbuche; denn die Wörterbücher, welche man von dieſer Art hatte, waren theils nur Compendien, theils äuſſerſt unzuverläſſig und fehlerhaft. Er muſste aber zuletzt die Arbeit aufgeben, weil er keinen Verleger finden konnte. —

Seit dem letzten Geſpräche, das Petermännchen mit der Dame Venda gehabt hatte, ließ er ſich die Pflege der Blumen noch weit angelegener ſein, als er es bisher gethan. Man ſah ihn den ganzen Tag im Garten beſchäftigt. Er hob jedes Blatt in die Höhe, um zu ſehen, ob nicht an der untern Seite eine Raupe kroch; er guckte in jede Krone und in jeden Kelch, um zu ſehen, ob nicht etwa ein Wurm hineingeſchlüpft ſei — kurz, er war in ſeinem Dienſte unermüdet, ſo daſs es in der ganzen Welt noch nie einen fleiſsigern Blumengärtner gegeben hat, als ihn. Bei aller dieſer Pflege aber, die Petermännchen den ſchönen Töchtern Flora's angedeihen ließ, konnte er doch nicht verhindern, daſs ſie nach und nach ihren Glanz verloren und dahinwelkten; denn ihre Blüthenzeit war um, und die ſchweren Tropfen, welche dann und wann ſchon auf den Boden fielen, deuteten auf die Annäherung des Winters hin. Die Blätter der Bäume im Walde wurden ſchon gelb, und wenn der Wind durch ihre Krone ſauſte, flogen ſie, wie Flocken, von den Zweigen herab und beſtreu'ten rings den Boden. Die ganze Gegend umher aber gewann dadurch einen wild romantiſchen Anblick, und der Prinz ging oft des Tages durch den Wald und über die Heide, um

[illegible]pf der Elemente zu betrachten, und höher schwoll ihm [illegible] der Muth in der Brust, und er sehnte sich nach Kampf und Streit und — nach dem Zauberblättchen der Blumenkönigin. Kätzchen aber ging nicht mehr mit ihm; denn es war nun im Wald und auf der Heide naſs, und Kätzchen hatte keine Schuhe an, und würde sich daher die Füße erkälten und es wieder auf die Brust bekommen haben. Endlich aber mußte auch der Prinz seine Wanderungen einstellen; denn der Regen strömte nun in vollen Güssen herab, und der Nordwind pfiff um den Giebel des Daches.

Da saßen denn Dame Venda und ihr Kätzchen und der Prinz und Petermännchen traulich zusammen im Stübchen und starrten hinaus in die empörte Natur und sahen, wie die sturmverkündenden Wolken schwer am Horizonte dahinzogen, und der wilde Geier rauschend seinen Flug durch die Lüfte nahm und seinen schwarzen Fittig über die Erde ausbreitete. Drinnen im Stübchen aber war's gar behaglich, und Dame Venda dreh'te fleißig ihr Rädchen, und Kätzchen saß daneben und sann ebenfalls; der Prinz blätterte in einem Buche, das er aus der Bibliothek der Dame Venda nahm, und Petermännchen saß auf dem Fenstertritt und schnitzte sich aus Holz allerlei Geräthschaften für sein Häuschen und seine Küche und hatte auch angefangen, sich einen kleinen Rollwagen zu verfertigen. Dann pflegte Dame Venda zuweilen zu sagen: „Petermännchen, erzähl' uns doch eins von den schönen Mährchen, wovon Du so viele weißt." Und Petermännchen legte dann seine Arbeit bei Seite, kletterte auf den Stuhl, sprang von der Lehne auf den Tisch, setzte sich nieder und wischte sich den Mund ab; dann wuſste man, daſs Petermännchen anfangen wollte, ein Mährchen zu erzählen. Dame Venda ließ dann ihr Rädchen stehn, und Kätzchen hörte ebenfalls auf

zu ſpinnen, und der Prinz legte ſein Buch bei Seite und rückte ſeinen Stuhl näher an den Tiſch.

Von den Mährchen, die Petermännchen dann zu erzählen pflegte, finden wir in der Reiſemappe des Prinzen, die uns zu Händen gekommen iſt, verſchiedene von ihm aufgezeichnet. Jedoch wagen wir nicht unbedingt, ſie dem Leſer mitzutheilen, da ſie zu einer Zeit geſchrieben ſind, die ſo weit hinter der unſrigen zurückliegt, und oft auf Sitten und Verhältniſſe anſpielen, die uns gar nicht mehr bekannt ſind, oder wohl gar für gefährlich angeſehen werden, was noch weit ſchlimmer iſt. Eins indeſſen, das ganz unſchuldig zu ſein ſcheint und nur kurz iſt, ſo daß es in unſerm Büchlein Platz finden kann, dürfen wir ohne Frage wagen, darin aufzunehmen. Um uns jedoch für alle Fälle ganz ſicher zu ſtellen, ſo machen wir die Bedingung, daß das Töchterchen vom Hauſe, wenn's noch nicht herangewachſen iſt, bevor ſie es lieſt, ihre Mama fragt: „Mama, darf ich das Mährchen leſen, das Petermännchen dem Prinzen Wunderſchön erzählt hat?“ Wenn dann Mama ſagt: „Ja, Du darfſt es leſen,“ nun, dann mag ſie es leſen in Gottes Namen. Sagt aber Mama: „Nein, Du darfſt es nicht leſen,“ ſo verbieten wir es ihr hiemit ebenfalls, es zu leſen. — Und ſomit haben wir uns denn völlig ſicher geſtellt und können nun ohne Furcht das Mährchen beginnen, das eines Tages Petermännchen dem Prinzen Wunderſchön und der Dame Benda und ihrem Kätzchen erzählte, nämlich das Mährchen von

Wiwi und Lulu.

Es war einmal ein ſchönes Mädchen, das hieß Wiwi, hatte kohlſchwarzes Haar, eine runde Bruſt und allerliebſte Händchen und Füßchen. Das Mädchen aber hatte eine Schwe-

Sie hieß Lulu, das war auch ein schönes Mädchen, hatte [illegible]es Haar und ebenfalls eine runde Brust und allerliebste Händchen und Füßchen. Die Mädchen waren, obgleich sie sich im Gesichte gar nicht ähnlich sahen, beide so schön, daß man sie nicht anders, als nur die schönen Mädchen zu nennen wäre. Damit wollte man bezeichnen, daß wenn man von schönen Mädchen sprach, nur von Wiwi und Lulu die Rede sein könne, und alle andern Mädchen nur insofern schön zu nennen wären, als sie mehr oder weniger sich an Schönheit den Mädchen Wiwi und Lulu näherten; denn sie zu übertreffen, war ganz und gar unmöglich. Sollte man aber sagen, Wer von beiden die Schönste war, so gerieth man allemal in Verlegenheit. Sahe man Wiwi an, so glaubte man, sie wäre es; sahe man aber darauf Lulu an, so glaubte man wieder, daß sie es wäre. Wenn diese Mädchen über eine Wiese gingen, war ihr Gang so leicht und schwebend, daß nicht einmal die Spitzen der Gräser unter ihren Füßen sich umbogen; wenn sie sangen, verstummten alle Lüftchen im Thal; und wenn sie die Cither spielten, schwiegen alle Vögel im Walde, um nur ihnen zu lauschen.

Als nun die Mädchen herangewachsen waren, und der Ruf ihrer großen Schönheit sich durch das ganze Land verbreitete, kamen überall aus der Nähe und aus der Ferne die Freier, um sich eine von ihnen zur Gemahlinn zu wählen. Dabei geriethen sie aber jedesmal in Verlegenheit, welche von ihnen sie wählen sollten. Sahen sie Wiwi an, so meinten sie, die müßte es sein; sahen sie dann Lulu an, so meinten sie wieder, die müßte es sein, und so wechselten sie ihre Meinung, so oft sie ihre Blicke wechselten, so daß sie nie zu einem Entschluß kommen konnten, und daher unverrichteter Sache wieder abreisen mußten.

Zur selbigen Zeit lebte am Hofe auch ein Prinz, von dem man sagt, er sei so schön gewesen, daß wenn er sich in dem Bach gespiegelt, dieser sein Bild nicht wieder habe zurückgeben wollen, sondern dasselbe festgehalten, so daß ein Jeder, der in den Bach sah, es erblicken konnte.

Diese große Schönheit verdankte der Prinz einer Fee, die ihn bis in sein viertes Jahr zu sich genommen, um an ihm in dieser Zeit den Zauber der Schönheit zu vollenden, worauf sie ihn wieder an den Hof seines Vaters zurückbrachte. Die Fee aber hatte auch ein Töchterchen, welches mit dem Prinzen von gleichem Alter war und immer mit ihm zusammen in einem Bettchen geschlafen hatte. Als nun der Prinz an den Hof seines Vaters zurückgekommen war, konnte er gar nicht allein in seinem Bettchen schlafen, sondern pflegte immer, wenn er auf der Straße ein schönes kleines Mädchen sah, sie zu fragen: „Wollt Ihr nicht mit mir zusammen in einem Bettchen schlafen?“ Dann sagten die kleinen Mädchen Ja und schliefen mit dem Prinzen zusammen in einem Bettchen. Als aber nun der Prinz etwas größer geworden war, pflegten zuweilen die kleinen Mädchen, wenn er sie fragte, ob sie nicht mit ihm zusammen in einem Bettchen schlafen wollten, im Gesichte roth zu werden und sagten dann Nein. Der Prinz fragte dann weiter, so lange, bis er eine fand, welche Ja sagte, und die schlief dann mit ihm zusammen in einem Bettchen. Als er aber endlich noch größer geworden war, wollte zuletzt gar keine mehr mit ihm zusammen in einem Bettchen schlafen, er mochte sie bitten, so viel er wollte. Darüber ward nun der Prinz heftig betrübt und fing an zu weinen und konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, weil er nicht allein in seinem Bettchen schlafen konnte. Da nahmen seine Ältern ein kleines schönes Mädchen zu sich an den

Hof, die war eigens dazu gehalten, daß sie mit dem Prinzen zusammen in einem Bettchen schlafen mußte, und nun war alles wieder gut. Das dauerte so lange fort, bis der Prinz ein großer schöner Jüngling geworden war. Da geschah es aber, daß das schöne Mädchen, welches immer mit dem Prinzen in einem Bette geschlafen hatte, krank wurde und starb. Darüber konnte der Prinz sich gar nicht trösten und vermochte des Nachts kein Auge zuzuthun, weil er nicht allein in seinem Bette schlafen konnte.

Da sprach seine Mutter zu ihm, er solle hinreisen zu der Stadt, wo die schönen Mädchen Wiwi und Lulu wohnten, und eine davon mitbringen an den Hof, auf daß sie mit ihm zusammen in einem Bette schliefe.

Dieser Rath gefiel dem Prinzen wohl, und er machte sich auf und reis'te hin zu der Stadt, wo die schönen Mädchen wohnten. Als er aber dort angekommen war und sie sah, wußte er nicht, welche von ihnen er nehmen sollte. Sahe er Wiwi an, so meinte er, die müßte es sein; sahe er aber dann Lulu an, so meinte er, daß sie es sein müßte. Da er nun gar zu keinem Entschluß kommen konnte, sagte er endlich zu den Mädchen, er wolle bei jeder von ihnen eine Nacht schlafen, und bei der es sich dann am besten schlafen ließe, die wolle er nehmen. Die Mädchen sagten Ja, und der Prinz schlief nun die erste Nacht bei Wiwi, und am Morgen sagte er, daß er sie nehmen wolle. Da sprach Lulu: „Wollt Ihr nicht auch eine Nacht bei mir schlafen?" Der Prinz sagte Ja und schlief nun die folgende Nacht bei Lulu, und am Morgen sagte er, daß er sie nehmen wolle. Da sprach Wiwi: „Wollt Ihr nicht noch eine Nacht bei mir schlafen?" Der Prinz sagte Ja, und am Morgen meinte er wieder, daß er Wiwi nehmen wolle, bis er wieder bei

Lulu geschlafen hatte. So ging das eine Zeitlang fort, und der Prinz konnte gar nicht zu einem Entschluss kommen.

Da der Prinz nun so lange vom Hofe abwesend war, empfanden seine Ältern darüber große Traurigkeit und schickten einen Boten zu ihm ab und ließen ihm sagen, daß sie vor Herzeleid sterben würden, wenn der Prinz nicht bald wieder zu ihnen heimkehrte.

Da bat der Prinz die beiden Mädchen, daß sie mit ihm reisen möchten an seines Vaters Hof, und sagte, daß es sich dort bald ausweisen würde, welche er von ihnen behalten wolle. Die Mädchen reisten darauf mit dem Prinzen an seines Vaters Hof, und der Prinz schlief nun abwechselnd bald bei der einen, bald bei der andern, ohne sich jedoch für eine von ihnen entscheiden zu können, und ist noch bis den heutigen Tag zu keinem Entschluss gelangt.

Wir nehmen den Faden unsrer Erzählung wieder auf und berichten, Was sich mit dem Prinzen Wunderschön und der Dame Benda und ihrem Kätzchen und Petermännchen weiter begab.

Nachdem der Regen drei volle Monate beinahe ununterbrochen angehalten und das ganze Thal, worin das Häuschen und der Garten der Dame Benda lagen, unter Wasser gesetzt hatte (weßhalb es denn auch das Regenthal hieß), und die Sonne durch ihre Fenster so wenig geschienen, wie in einen Sack, geschah es eines Morgens, als Petermännchen durch die Fensterchen seines Schlafzimmers guckte (denn des Winters schlief er nicht in seinem Nestchen in der Laube, sondern in seinem Häuschen), daß von dem Regen auch nicht eine Spur zu sehen war, und die Sonne ihm hell und klar einen

[illegible] guten Morgen zulachte und ihm erzählte, daß [illegible]ung gekommen sei. Da ging Petermännchen hin und [illegible] es dem Prinzen, und der Prinz erzählte es der Dame [illegible]da, und Dame Benda erzählte es ihrem Kätzchen, und Kätzchen [illegible] selbst hin und wollte zusehen, und als es zugehört hatte, erzählte Kätzchen es den Blumen, und nun wußten [illegible] alle zusammen.

Nach kurzer Zeit hatte die Erde die rauschenden Regenbäche eingetrunken, und die Vöglein unter dem Himmel konnten im Thale wieder festen Fuß fassen und begannen ihre Nestchen zu bauen, und Petermännchen ging wieder in den [illegible] zu seinen Geschäft, und der Prinz schweifte wieder im Wald und auf der Heide umher, und eines Tages versuchte Kätzchen, ob's Gras draußen noch naß wär', und als es mit dem Fuß hineintupfte — siehe, da war's nicht mehr naß. [illegible] Kätzchen, nun könnt's auch wieder in den Wald und auf die Heide gehn, und wenn nun der Prinz ausging, dann ging Kätzchen mit ihm.

Dem Prinzen aber klopfte vor Sehnsucht das Herz im Leibe; denn mit dem Ende des Frühlings war sein Dienstjahr um, das ihm, wie ihm däuchte, nur allzu leicht geworden [illegible] dann würde Dame Benda ihm sagen, wie er das [illegible] der Blumenköniginn erlangen könne, und dann würde er hingehen und es sich holen, und wenn er es geholt hätte, dann würde er der glücklichste Mensch in der Welt sein.

Während der Prinz sich nun in den schönsten Hoffnungen [illegible] verlassen wir auf einige Augenblicke ihn und die Dame [illegible] Kätzchen und Petermännchen und das ganze Rosenthal und begeben uns nach einem andern Orte hin.

Der Ort, welcher ſich jetzt vor unſern Blicken zeigt, iſt eine öde Heide. In der Ferne hört man das Getoſe von einem Strom, der ſich von einem Felſen ſtürzt, und aus dem verdorrten Stamm einer Eiche ſchwingt ſich der ſchwarze Nachtrabe krächzend durch den Nebel. Der Mond ſcheint mit bleichem Lichte, tritt dann plötzlich hinter eine dunkle Wolke, und rings umher iſt es ſtockfinſtre Nacht.

Nun erglimmt auf der Heide ein Fünkchen; es wird größer und immer größer und flackert endlich zu einem hellen Feuer auf. Neben dem Feuer erblickt man jetzt eine alte Frau, die ſich an einem Stabe ſtützt; ſie hat in der Hand ein Kraut, wirft es in das Feuer und murmelt dazu leiſe unverſtändliche Worte. Plötzlich erſcheint mitten in dem Feuer, halb über der Erde, eine glühende Geſtalt, die mit furchtbarer Stimme kreiſcht:

„Wer hat mich hervorgerufen aus meiner dunklen Behauſung und meine Ruhe geſtört!“ —

„Ich bin es, Radebock!“ entgegnete die Alte.

„Biſt Du es, Norick!“ verſetzte der Glühende: „Sage mir Dein Begehr, Norick! aber beeile Dich; denn mich friert in dieſer ſublunariſchen Luft.“ —

„Gieb mir, Radebock,“ ſprach die Alte: „den Zahn des Wolfes, das Herz der Eule, die Galle der Fledermaus, das Gift der Natter, den Saft des ſchwarzen Nachtſchatten und drei Tropfen Blut eines gemordeten Kindes, auf daſs ich ein Pulver daraus mache und es ins Feuer werfe und einen Rauch verbreite, der Unheil und Verderben bringt.“ —

„Norick!“ rief der Glühende: „weißt Du, Was Du verlangſt! Kennſt Du den koſtbaren Schatz, den Du von mir heiſcheſt! Fordre einen Berg voll Gold, und ich will ihn Dir geben; aber fordre nicht das Koſtbarſte, was die Hölle beſitzt.

„Nadebeck," verſetzte die Alte: „biſt Du nicht in meinem Dienſt? muſſt Du mir nicht geben, Was ich von Dir verlange, und wenn es Dein rechter Backenzahn wäre?" —

„Ich bin in Deinem Dienſt und muſs es Dir geben," ſprach der Glühende: „ſo lange Du mir meinen Lohn zahlſt. Aber wo iſt mein Lohn? Kannſt Du tödten, Norick? Weißt Du nicht, daſs das unterirdiſche Feuer ſich nähren muſs von der Aſche Derer, die durch Sünde, oder eigene Thorheit ſich ins Verderben ſtürzen? Ich frage Dich: Kannſt Du tödten, Norick?" —

„Wohl kann ich tödten, Nadebeck! und eben weil ich tödten will, verlange ich von Dir jene Specerei. Und wenn es Zeit iſt, Dir Deinen Lohn zu zahlen, dann wirſt Du ihn erhalten." —

„Wann es Zeit iſt! Noch ehe die Scheibe des Mondes ſich zum zweiten Mal gefüllt hat, iſt es Zeit. Zeit aber iſt es immer; denn die Hölle nimmt ihren Lohn am liebſten voraus. Auch vergiſſeſt Du das Trinkgeld, Norick. Du haſt mir nie ein Trinkgeld gezahlt: keinen Buckel, keinen lahmen Fuß, kein blindes Auge — Nichts habe ich von Dir erhalten." —

„Nicht an mir hat es gelegen, Dir Dein Trinkgeld zu geben, Nadebeck. Aber wie kann ich? Zerſtört nicht die Fee Mandane alle meine Werke?" —

„Norick! Als Du vor zwanzig Jahren, da Du aus dem Orden der Feen verſtoßen wurdeſt, zuerſt mich riefſt und meinen Dienſt verlangteſt und mir verſprachſt, mir jedes zehnte Jahr ein Menſchenopfer zu bringen, und wo nicht, mit Deiner eigenen Seele zu bezahlen, da verſprachſt Du mir auch, daſs es mir nimmer ſollte an herrlichen Trinkgeldern fehlen, da Du, wie Du ſagteſt, Deine Luſt daran hätteſt, Böſes zu thun. Aber wann habe ich je ein Trinkgeld von Dir erhal-

ten? und wie haſt Du für die erſten zehn Jahre den Lohn bezahlt? Mit einem lumpigen Bettler haſt Du mich abgefunden! und nun verlangſt Du von mir eine ſo theure Specerei!“ —

„Die Specerei mußt Du mir ſchaffen, Radebock, und ich ſage Dir, Du ſollſt herrlich belohnt werden. Biſt Du zufrieden, wenn ich Dir den Prinzen Wunderſchön opfre!“ —

„Den Prinzen Wunderſchön, ſagſt Du, Norick! Beim ewigen Höllenfeuer! ich ſchwöre Dir, daß wenn Du den Prinzen Wunderſchön opferſt — dann wirſt Du im Range der böſen Geiſter den zweiten Platz einnehmen und wirſt ſtehen über dem Zauberer Harpar, der ſieben Menſchenopfer brachte an einem Tage, und über der Hexe Bilbick, die fünf Mütter ihre Neugebornen in einer Nacht ermorden ließ, und werden alle böſen Geiſter Deinem Winke gehorchen und Dir dienen, wie ihrem König ſelbſt.“ —

„So beeile Dich denn, Radebock! und hole mir die Specerei.“ —

„Ich werde ſie Dir holen, Norick.“

Jetzt verſenkte ſich der Glühende unter die Erde, und nach einigen Minuten kam er wieder hervor und warf der Hexe Norick ein ſchwarzrothes Päckchen zu. „Aber erinnere Dich, Norick,“ ſprach er: „daß wenn Du nicht den Lohn gezahlt haſt, ehe denn der Mond zum zweiten Mal ſeine Scheibe gefüllt, Du dann mit Deiner eigenen Seele bezahlen mußt.“ —

„Du wirſt Deinen Lohn erhalten, wie ich es Dir verſprochen habe,“ verſetzte die Hexe, und der Glühende ſank wieder in die Erde.

Die Alte beſtreu'te hierauf das Päckchen mit Sand, um es abzukühlen, ſteckte es dann in die Taſche und kroch an ihrem Stabe wieder von dannen. Das Feuer erloſch dar-

auf plötzlich, und der Mond trat wieder aus der Wolke hervor.

Unter dem Tulpenbaum im Garten der Fee Mandane saß eines Tages die Fee, und ihr zur Seite Rosalinde, die Mutter des Prinzen Wunderschön. Rosalinde hatte es sich durchaus nicht nehmen lassen wollen, der Fee das Garn zu halten, welches diese wand, so Viel dieselbe auch dagegen einwenden mochte, und Mandane mußte endlich nachgeben. „Liebe Rosalinde," sprach sie jetzt: „lasst uns nun ein wenig ausruhen; denn Euch müssen die Arme müde geworden sein, da Ihr sie so lange steif gehalten habt." —

„Durchaus nicht," versetzte Rosalinde: „ich versichre Euch, dass es mir nicht die geringste Anstrengung kostet, Euch das Garn zu halten; und überdies ist ja nur noch ein kleiner Rest übrig. Aber sagt mir doch, liebe Mandane, wo Ihr dieses schöne weiße Garn gekauft habt. Ich kann es nie so schön in der Stadt erhalten." —

„Es ist auf meiner eigenen Bleiche so weiß geworden, liebe Rosalinde," versetzte die Fee: „Dass Ihr es aber nicht so weiß in der Stadt erhalten könnt, kommt daher, dass auf den Bleichen, die man dort hat, nicht die frische Seeluft weh't, wie bei mir, die es immer schnell trocknet, so dass man es öfter begießen kann, und auch kein Staub und Schmutz daran haften bleibt." —

„Aber wozu könnt Ihr doch nur dieses schöne Garn gebrauchen wollen?" —

„Versucht einmal, es zu errathen." —

„Ihr werdet vielleicht Strümpfe davon stricken wollen?" —

„Nein zu Strümpfen will ich es nicht haben." —

„Ah! jetzt weiß ich es. Ich erinnere mich, dass Ihr

ſo feine weiße Taſchentücher habt. Ihr wollt es zu Taſchentüchern haben.“ —

„Ihr verſteht Euch doch auch gar nicht auf's Rathen, Roſalinde, und ich muſs es Euch daher nur ſagen. Ich hab' es zu Hemden für den Prinzen Wunderſchön beſtimmt.“ —

„Ah! Was ihr ſagt! Nein, das hätt' ich auch wahrlich nicht errathen. Wiſſt Ihr aber wohl, Mandane, daſs ich Urſache habe, recht ſehr auf Euch zu zürnen, da Ihr meine Nebenbuhlerinn ſeid und Euch in meine Liebe zu dem Prinzen theilt, ja ihn mir ſogar abſpenſtig macht! Denn bringt er nicht ſeine meiſte Zeit bei Euch zu! Wenn er zu Hauſe kommt, und ich ihn frage: „Wo ſeid Ihr geweſen, Prinz!“— „Ich komme von der Pathe Mandane,“ antwortet er. Oder wenn er ſeinen Hut und Stock nimmt, um auszugehen, und ich ihn frage: „Wohin wollt Ihr, Prinz!“ — „Ich will die Pathe Mandane beſuchen,“ antwortet er, und ſo iſt es immer die Pathe Mandane, und wieder die Pathe Mandane. Geſteht nun ſelbſt, ob ihr nicht ſtrafbar ſeid, und es verdient, daſs ich Euch zürne!“ —

„Ich geſtehe es und werde Buße thun,“ verſetzte Mandane: „Nehmt daher auf Abſchlag von mir — dieſen Kuſs!“ und damit küſste ſie Roſalinden auf die Wange.

„Ach,“ ſprach Roſalinde: „Was er jetzt wohl macht, der Prinz! Nun iſt es beinahe ein Jahr her, ſeit er abgereiſt iſt.“ —

„Ich habe in meinen Spiegel geſehen, ehe Ihr kamt,“ verſetzte die Fee: „und ich ſah ihn friſch und geſund. Ich denke, er wird nun wohl bald heimkehren, da er jetzt vielleicht das Zauberblättchen der Blumenkönigin ſchon erobert hat.“ —

„Ach, bitte, liebe Mandane, ſagte Roſalinde: „ſeht doch

[illegible] Eurem Spiegel, wie der Prinz jetzt wohl aus[illegible] Ich möcht' es so gern wissen." —

„Ich hab' es Euch ja gesagt," erwiederte Mandane: „er ist frisch und gesund; ich sah ihn ja nur kurz vor Eurer Ankunft."

„Ja, das ist aber auch schon zwei Stunden her," entgegnete Rosalinde: „und in der Zeit kann sich Vieles verändern. Bitte, liebe Mandane, seht daher noch einmal zu." —

„Ihr seid eine Thörinn, Rosalinde," versetzte die Fee: „aber ich kann Euch ja wohl den Gefallen thun."

Die Fee Mandane verließ nun den Garten, kam nach wenigen Augenblicken wieder und sagte: „Er sieht noch ganz so aus, wie vorher, und Ihr dürft deßwegen ohne alle Furcht sein." —

„Wie lange meint Ihr wohl, daß es noch dauern kann, bis der Prinz zurückkehrt?" fragte Rosalinde die Fee.

„Das kann ich nicht sagen," versetzte jene: „da ich nicht weiß, welches die Arbeiten sind, die er zu verrichten hat, um das Zauberblättchen zu erobern." —

„Gewiß hat er jetzt die meisten davon verrichtet," versetzte Rosalinde: „und da er bisher immer gut davon gekommen ist und keinen Schaden genommen hat, so wage ich nun, zu hoffen, daß er auch die übrigen, wenn er deren noch mehr zu verrichten haben sollte, glücklich zu Ende bringen wird. Ihr selbst, Mandane habt mich auch in diesem Glauben bestärkt, da Ihr nämlich denselben zu theilen scheint, indem Ihr darauf denkt, Hemden für den Prinzen zu verfertigen, was Ihr doch nicht thun würdet, wenn Ihr nicht die Hoffnung hegtet, ihn wiederzusehen." —

„Gewiß werden wir ihn wiedersehen," versetzte Mandane: „denn wenn es irgend Jemand in der Welt giebt, der

im Stande iſt, das Zauberblättchen der Blumenköniginn zu erobern, ſo iſt es der Prinz Wunderſchön. Als ich ihm einmal ſagte, die Eroberung des Zauberblättchens ſei eben ſo ſchwierig, als mit den Händen dieſen Baum aus der Erde zu reißen, antwortete er mir, daß wenn unter der Wurzel desſelben das Zauberblättchen der Blumenköniginn verborgen ſei, wolle er ihn erfaſſen und mit leichter Mühe herausziehen, wie man eine Rübe aus der Erde zieht, und ſeinen Stamm weit über die Gartenmauer ſchleudern; und ein ſolches Selbſtvertrauen gehört wahrlich dazu, um eine ſo ſchwierige Sache zu unternehmen, wie die Eroberung des Zauberblättchens iſt." —

„Daran erkenne ich den Prinzen," entgegnete Roſalinde: „Wenn es darauf ankommt, Etwas, wonach er trachtet, zu erlangen, ſo kann er auch das Unmögliche möglich machen. Als er einmal, da er noch ein Kind war, ſeinen Vater bat, ihm ein Maulthier zu ſchenken, damit er es in dem Hof tummeln könne, ſagte dieſer zu ihm, daß er dazu noch viel zu zart und ſchwach wäre, und fügte im Scherz hinzu, wenn er erſt ſo viele Kräfte erlangt hätte, um die metallene Weltkugel, die auf dem Tiſche ſtand, aufheben zu können, dann wolle er ihm auch ein Maulthier ſchenken. Da ſtieg der Prinz auf den Tiſch, faßte mit der Hand in den Ring und hob nun die Kugel hoch in die Höhe, obgleich dieſes ſeine Kräfte ſonſt weit überſtieg, da er ein andermal, als es nur einen bloßen Verſuch galt, nicht dazu im Stande war. Sein Vater aber, als er ſah, daß der Prinz die Kugel aufhob, wußte vor Verwunderung gar nicht, Was er denken ſollte, und ſchenkte ihm gleich ein Maulthier, welches der Prinz nun ſo gut zu tummeln verſtand, als ob er es ſchon viele Jahre hindurch gethan hätte." —

„Es iſt eine gute Vorbedeutung," ſagte die Fee: „daß

Veilchen aufhob; denn es heißt von dem Jau-
chen der Blumenkönigin, — aber wohl nur im bild-
lichen Sinne —: Wer dasselbe gewinne, der habe die
Welt erobert. — Aber, liebe Rosalinde," sagte sie jetzt:
„die Sonne neigt sich schon ihrem Untergange, und so lieb
mir Eure Gesellschaft ist, so darf ich Euch doch nicht länger
halten, weil Ihr sonst Euern Weg würdet im Nebel zu-
rücklegen müssen, der um diese Zeit häufig des Abends fällt,
und dann würdet Ihr wieder krank werden und phantasiren,
wie damals, als der Prinz abgereist war."

Rosalinde griff nun nach ihrem Hut, der neben ihr auf
der Bank lag, und schritt in Begleitung Mandanens den Gar-
tensteig entlang zu dem Pförtchen, das unmittelbar an den
Weg stößt, der durch den Wald zur Stadt führt. Plötzlich
stand sie stehen, ergriff Mandanens Hand und sagte: „Ach,
liebe Mandane, — aber nehmt's auch nicht übel — wollt
Ihr nicht noch einmal in Eurem Spiegel zusehen, wie jetzt
der Prinz aussieht? dann kann ich doch beruhigt meinen Heim-
weg antreten."

Die Fee lachte und eilte in ihr Zimmer, um in den
Spiegel zu sehen, kehrte nach wenigen Augenblicken zurück
und sagte: „Der Prinz ist frisch und gesund, Rosalinde, und
wird es auch sicher noch morgen sein, da er wohl schwerlich
noch in der Nacht ein neues Abenteuer unternehmen wird."

Beruhigt trat nun Rosalinde ihren Heimweg an, und
die Fee Mandane schloß das Pförtchen hinter ihr zu.

Es mochte wohl eine Viertelstunde vergangen sein, als
es plötzlich laut an die Gartenpforte pochte, und eine Stimme
rief: „Ach, Mandane, seid Ihr noch da, so macht schnell
auf!"

Mandane, welche noch im Garten war, eilte zu der

Pforte und ſchloſs ſie auf. Da ſah ſie Roſalinden, ganz blaſs im Geſicht, welche zu ihr ſagte:

„Ach, Mandane, als ich eine kleine Strecke weit in den Wald gegangen war, bekam ich plötzlich ein ſtarkes Herzklopfen, und es überfiel mich eine furchtbare Angſt, ſo daſs ich es gar nicht beſchreiben kann, und ich dachte: gewiſs iſt dem Prinzen ein Unglück zugeſtoßen. Darum bin ich nun zurückgekommen und bitte Euch: Geht doch ſchnell hin und ſeht zu in Eurem Spiegel, wie es mit dem Prinzen ſteht!“ —

Ihr ſeid wirklich thöricht, Roſalinde, daſs Ihr Euch unnöthigerweiſe ſo große Beſorgniſs um den Prinzen macht,“ verſetzte die Fee: „Was wird's denn weiter ſein — Ihr ſeid etwas raſch gegangen, und davon habt Ihr Herzklopfen bekommen, das immer mit einer gewiſſen Angſt verbunden zu ſein pflegt, und das iſt das Ganze.“ —

„Aber, bitte, liebe Mandane, ſeht doch zu! man könnte ja doch nicht wiſſen“ — —

„Nun, ich will wohl zuſehen; aber ich ſag' es Euch voraus, es wird Nichts ſein.“

Mandane ging, und nach einigen Augenblicken kehrte ſie wieder und ſagte: „Es iſt, wie ich geſagt habe. Der Prinz iſt ſo friſch und geſund, wie immer — und Ihr ſeid eine Thörinn.“ —

„Aber habt Ihr auch recht zugeſehen, Mandane? Bitte, geht doch lieber noch einmal hin und ſeht zu; aber ſeht auch ſehr genau!“ —

„Nein, Roſalinde, ich würde eine noch größere Thörinn ſein, als Ihr, wenn ich noch einmal hingehen wollte. Ich habe den Prinzen friſch und geſund geſehen; ich forſchte nach, ob nicht irgend eine kleine Veränderung zu ſeinem Nachtheil ſollte mit ihm vorgegangen ſein; aber ich fand auch nicht die

Im Gegentheil schien mir der Prinz noch frischer und munterer zu sein, als sonst.“ —

„Dem Himmel sei Lob!“ rief Rosalinde: „Ihr habt mir einen Stein vom Herzen gewälzt; denn ich glaubte wirklich schon, der Prinz wäre todt. Ach, wie Ihr glücklich seid, Mandane! Ihr habt einen Spiegel, worin Ihr immer sehen könnt, wie der Prinz aussieht. Was gäb' ich drum, wenn ich einen solchen Spiegel hätte!“ —

„Es ist sehr gut, daß Ihr ihn nicht habt,“ versetzte die Fee: „denn Ihr würdet den ganzen Tag nichts Andres thun, als in den Spiegel sehen. Ihr würdet Essen und Trinken ganz vergessen, und wenn Ihr einen Bissen genossen hättet, so würdet Ihr, eh' Ihr den zweiten in den Mund stecktet, erst im Spiegel zusehen, ob der Prinz nicht todt sei. — Ja, lacht nur, Rosalinde, aber es ist wahr, Was ich sage.“ —

„Ach, Mandane, es mag wohl wahr sein, und ich mag Euch als eine Thörinn erscheinen; aber Ihr kennt nicht das Gefühl einer Mutter.“ —

„Ich kenne es eben so gut, wie Ihr; denn ich liebe den Prinzen eben so sehr, als Ihr ihn liebt; aber ich liebe ihn vernünftig.“ —

„Ich will es zugeben, Mandane, daß Ihr ihn liebt, daß Ihr ihn außerordentlich liebt; aber so, wie ich ihn liebe, könnt Ihr ihn doch nicht lieben.“ —

„Wir wollen uns hierüber nicht länger streiten, Rosalinde; denn eh' wir über diesen Punkt einig werden, sinkt die Sonne in's Meer, und Ihr müßtet dann im Dunkeln zu Hause gehen, es sei denn, daß Ihr diese Nacht bei mir bleiben wolltet.“

Rosalinde sagte nun der Fee Lebewohl und trat ihre Wanderung wieder an. Mandane aber blieb am Garten-

pförtchen ſtehen und ſah ihr nach. Roſalinde ſchritt auf dem Wege fort, der durch den Wald zur Stadt führt. Bald hatte ſie den Wald erreicht, blieb dann plötzlich ſtehen, ging dann wieder einige Schritte vorwärts und machte nun eine raſche Bewegung zur Seite, als ob ſie umkehren wolle, und gewiß würde ſie es auch gethan haben, um Mandanen zu bitten, noch einmal in ihrem Spiegel zuzuſehen, wenn ſie ſich nicht vor der Fee geſchämt hätte.

Wir kehren nun nach dem Regenthal zurück, wo jetzt der Frühling in ſeiner vollen Pracht erblüh't iſt. Petermännchen hat diesmal die Blumen ſo fleißig gepflegt und ſie ſo ſorgfältig von den Raupen geſäubert, daſs auch keine einzige von ihnen ausgegangen iſt, ſondern alle mit ſchönen bunten Kronen und friſchen grünen Kelchen und Blättern prangen. Dame Benda iſt ſchon öfter in den Wald gegangen und hat heilſame Kräuter gepflückt, doch äußerſt vorſichtig, um davon einen Vorrath zu haben, wenn einmal ihrem Kätzchen dieſe oder jene Krankheit zuſtoßen ſollte; denn Dame Benda kennt ſehr genau die Eigenſchaften und Wirkungen einer jeden Blume und Pflanze und kann an den Fingern ſowohl ihren mediciniſchen, als ihren ökonomiſchen Nutzen angeben, wie man's nicht beſſer in Hornemann's Pflanzenlehre leſen kann. Kätzchen hüpft freundlich von dem Einen zu dem Andern und ſpinnt immer gar artig, wenn man ihm den Rücken und den Schwanz ſtreichelt, obwohl's dabei keine Seide ſpinnt, und auch keine ſpinnen will; denn Kätzchen braucht dergleichen nicht, da ſein Fell ſelbſt weicher iſt, denn die weichſte Seide, und übrigens iſt es zufrieden, wenn's des Morgens ſeine Milch

[illegible] der ihm der Prinz kocht und darnach sieht, daß sie [illegible] verbubbelt, und des Mittags seinen Pfannkuchen, oder [illegible] Suppe, die ihm Dame Benda bereitet. Der Prinz [illegible]underschön endlich verrichtet seine Geschäfte, wie vor: kocht des Morgens dem Kätzchen sein Frühstück, holt die Eier aus [illegible]Stall, welche die Hühnchen gelegt haben, schöpft mit dem [illegible]er Wasser aus dem Bach und thut der Dame Benda andre kleine Handleistungen, wenn sie dergleichen für ihn hat. Übrigens treibt er sich am meisten im Wald und auf der Heide herum. Da ist im ganzen Regenthal kein Baum, den er nicht kennt, kein Vogelnest, das er nicht weiß; auch kann er ganz genau angeben, wie viel Eier in jedem Neste sind, und von welcher Farbe, und weiß im Voraus, wann Junge daraus brüten, und kennt jeden Vogel an den Federn. Oft treibt er's mit seinen Streifereien so arg, daß er erst spät des Abends zu Hause kommt, wenn Dame Benda und ihr Kätzchen und Petermännchen schon längst eingeschlafen sind. Dann macht er leise die Thür auf, die ohne Schloß ist, und auch nicht einmal von innen zugeriegelt wird, was mir höchst unvorsichtig vorkommt, trippelt auf den Zehen über den Flur zum Garten, geht dann in's Lusthäuschen, wo sein Bett steht, legt sich hinein, thut beide Augen [illegible] zu und schläft nun, bis ihm die Sonne am andern Morgen [illegible] in's Fenster scheint. Man sollte nun meinen, daß bei einer so tollen Lebensart die Gesundheit des Prinzen Schaden leiden müsse, und ihm, wenn er des Mittags nicht, wie [illegible]'s für honnette Leute schickt, ordentlich heimkehrt, sich im [illegible] sein Mittag bereitet und es anständig verzehrt, vor [illegible] der Magen pfeifen müsse. Aber beides ist nicht der [illegible]. Im Gegentheil: der Prinz blüh't, als man figürlich [illegible], wie eine Rose, und ist stark und kräftig, so daß, [illegible]'s im Ernst gelten sollte, ich nicht mit ihm anbinden

möchte. Und was den Hunger betrifft, so hat's damit noch weniger auf ſich; denn wenn ihm des Mittags ſein Magen ſagt: „Ich will zu eſſen haben!“ ſpricht er: „Dir ſoll geſchehen, wie du begehrſt,“ macht im Walde ein Feuer an, gräbt mit der Hand einige Knollengewächſe aus der Erde, die es dort in großer Menge und überall giebt, legt ſie in die Aſche und bratet ſie; und das iſt dann ſein Mittagseſſen, das ihm beſſer ſchmeckt, als dem Kaiſer von China die Suppe, die ihm der Koch angebrannt hat. Seinen Durſt aber löſcht er aus der friſchen klaren Quelle, die hier und dort im Wald und auf der Heide ſprudelt, indem er entweder ſeine hohle Hand als Becher gebraucht, oder ſich auch platt auf die Erde niederlegt, mit dem Kopf über der Quelle, und nun das Waſſer einſchlürft, grade wie das liebe Vieh, woraus man denn deutlich erſieht, daſs es dem Prinzen ganz und gar an aller Lebensart fehlt.

Eines Tages hatte er ſich auch wieder im Walde ein Feuer angemacht und bratete darin ſeine Knollengewächſe. Da fiel plötzlich, wie es ihm ſchien, Etwas vom Zweig herab und in die glühende Aſche, wodurch augenblicklich ein ganz abſcheulicher Geſtank verbreitet wurde, ſo daſs der Prinz, als er ihn einathmete, beinahe daran zu erſticken glaubte. Er wollte darauf verſuchen, ſeine Knollengewächſe aus der Aſche zu nehmen; aber es war ihm nicht möglich; denn ſowie er ſich dem Feuer näherte, quoll ihm unaufhörlich ein dicker Dampf entgegen, der ſich wie Blei auf ſeine Bruſt legte. Da dieſer Dampf kein Ende zu nehmen ſchien und ſchon die ganze Gegend umher verpeſtet hatte, ging endlich der Prinz verdrießlich nach Hauſe, um ſich dort durch eine köſtliche Mahlzeit, die er ſich zu bereiten gedachte, für die Knollengewächſe zu entſchädigen.

begegnete ihm Petermännchen, der ihm eine [illegible] zeigen wollte, die eben durch seine außerordentliche Pflege aus der Knospe gesprungen war.

„Ach, Petermännchen," sprach der Prinz: „geh Deines Weges und laß mich ungeschoren!" —

„Ihr seid wohl übler Laune, Prinz?" fragte ihn Petermännchen, worauf jener ihm aber nicht antwortete.

Der Prinz ging nun in die Küche und bereitete sich ein köstliches Gericht, das bestand aus Hagebutten und zu Mehl geriebenem Mais, und daran hatte er gethan: Zwiebeln und Wachholderbeeren und Gewürznägelein und hatte Alles wohl durcheinander gerührt und in einer Schüssel hingestellt. Als nun Kätzchen in die Küche kam, sprang es auf den Tisch und näherte sich der Schüssel, um den herrlichen Duft, der aus derselben emporstieg, einzuathmen. Da das der Prinz sah, nahm er die Hand und schlug damit Kätzchen auf den Rücken, indem er rief: „Katz! bleib davon! das ist nicht für dich!" Kätzchen erschrak darüber so heftig, daß es vom Tisch herunter fiel und sich gewaltig den Fuß stieß, worauf es in die Stube hinkte und durch sein oftmals wiederholtes Miau! der Dame Benda seine Noth klagte.

„Ist Dir zu Schaden gekommen, Kätzchen?" fragte [illegible]

Kätzchen schüttelte mit dem Kopf.

„Hat Dir denn Jemand Etwas zu Leide gethan?" fragte sie weiter.

[illegible]chen nickte.

„Ist es hier im Hause geschehen?" fuhr sie fort.

Kätzchen schüttelte.

„Hat Petermännchen Dich beleidigt?"

Kätzchen schüttelte mit dem Kopf.

„Hat Dir denn der Prinz Etwas zu Leide gethan?“

Kätzchen nickte.

Nun war es Genug. Dame Benda wußte jetzt, daß der Prinz Wunderschön ihrem Kätzchen Etwas zu Leide gethan hatte, und ihr Entschluß war gefaßt. Sie wartete, bis der Prinz sein Mittagsmahl verzehrt hatte, und ging dann hinaus in den Garten, um ihn aufzusuchen; denn sie wußte, daß der Prinz seine Mahlzeit gewöhnlich durch Auf- und Abspazieren im Garten zu verdauen pflegte.

Als sie an ihrem Stab gestützt in den Garten eintrat' hatte der Prinz seinen Spaziergang schon angefangen. Da aber der Prinz sich gewöhnlich nicht um sie zu bekümmern pflegte, wenn Dame Benda dann und wann in den Garten kam, um ihre Blumen zu besehen, so nahm er auch diesmal, als er sie sah, nicht weiter Notiz von ihr, sondern wollte eben in einen andern Steig umbiegen, der in entgegengesetzter Richtung von dem lief, in welchem Dame Benda sich befand; sie winkte ihm aber mit dem Stab, daß er zu ihr kommen solle. Der Prinz hatte den Wink verstanden und ging auf sie zu.

Als er so weit in ihre Nähe gelangt war, um ihre Worte verstehen zu können, öffnete Dame Benda den Mund, um zu ihm zu sprechen. Aber ein gewaltiger Husten, der sie plötzlich überfiel, verhinderte sie daran. Als dieser endlich aufhörte, begann sie ihre Rede folgendermaßen:

„Prinz Wunderschön (sonst pflegte sie ihn nur schlechtweg Prinz zu nennen), erinnert Ihr Euch noch der Worte, die ich zu Euch sprach, als Ihr zu mir kamt, um von mir die Art und Weise zu erfahren, wie man das Zauberblättchen der Blumenköniginn erlangen könne? Erinnert Ihr Euch noch, daß ich damals zu Euch sagte, wenn Ihr mir ein Jahr treu und

[illegible] dienen wolltet, und auch meinem Kätzchen Nichts zu [illegible] dann wollte ich nach Ablauf dieser Zeit Euch das [illegible]niß mittheilen! Sprecht, Prinz, errinnert Ihr Euch [illegible]en noch?" —

„Ich erinnere mich dessen noch sehr wohl," versetzte der Prinz.

„Erinnert Ihr Euch auch noch, Prinz, daß Ihr hierauf diese Verpflichtung eingegangen seid?" fragte sie weiter.

„Dessen erinnere ich mich auch noch ganz deutlich," versetzte der Prinz.

„Wenn Ihr aber nun," sprach sie: „diese Verpflichtung [illegible]erfüllt habt, so müsst Ihr mich entschuldigen, wenn ich in solchem Falle Euch auch Nichts versprochen habe." —

Der Prinz erblaßte, und stammelnd sprach er die Worte:

„Verzeih't, Dame Benda, daß ich nach der Ursache frage, [illegible] ich Eure Unzufriedenheit, die Ihr durch diese Worte zu erkennen gebt, erregt haben könnte? Ich erinnere mich keines Bessern, als daß ich stets, Was Ihr mir zu thun befohlen, treu und redlich ausgeführt habe; und wenn ich zuweilen des Abends etwas lange ausgeblieben bin, so geschah dieses doch jedesmal nur, wenn ich Euch vorher um Erlaubniß gefragt hatte; auch bin ich immer, wenn ich dann zu Hause kam, mit so wenig Geräusch über die Diele geschritten, daß Ihr, wenn Ihr in Eurem Stübchen schon schlieft, nie davon erwacht sein könnt. Ich begreife daher gänzlich nicht, Was Euern Unwillen gegen mich erweckt haben könnte." —

„Es ist hier nicht die Rede von Eurem Zuhausekommen und Eurem Ausbleiben im Walde," versetzte die Alte: „sondern es ist hier die Rede davon, daß Ihr mein Kätzchen beleidigt habt, Prinz."

Wie Schuppen fiel es dem Prinzen von den Augen, und er erinnerte ſich nun, Was er ſchon vergeſſen hatte, daſs er dem Kater, als dieſer ſich der Schüſſel näherte, worin er ſein Gericht hingeſtellt hatte, einen leiſen Schlag mit der flachen Hand gegeben, worauf derſelbe dann vom Tiſch geſprungen und aus der Küche gelaufen ſei. Er erzählte der Alten umſtändlich den ganzen Vorfall und fügte am Schluſſe noch hinzu: „Auch war ich wegen einer Verdrießlichkeit, die mir Walde zugeſtoßen, in eine ſo üble Laune verſetzt worden, wie ich mich nie erinnere, es je zuvor geweſen zu ſein, und es ſchien, als ob ich meinen Unwillen, der auf eine mir faſt unbegreifliche Art in mir erregt war, erſt an irgend Etwas auslaſſen müſste, bevor ich denſelben los werden könnte; auch erinnere ich mich jetzt ganz deutlich, daſs derſelbe ſogleich verſchwand, als ich dem Kätzchen den Schlag gegeben hatte, welches aber beinahe ganz unwillkürlich und durchaus in keiner böſen Abſicht geſchah. Darum hoffe ich denn nun auch und bitte Euch darum, Dame Benda, mir dieſes für nichts Andres, als eine bloße Unbedachtſamkeit anrechnen zu wollen; denn daſs es wirklich nichts Andres war, kann ich Euch, wenn Ihr es verlangt, mit dem heiligſten Eide betheuern.“ —

„Es iſt auch nichts Andres geweſen,“ verſetzte die Alte hierauf in einem milden Tone: „das ſehe ich nun, nachdem Ihr mir die Sache erklärt habt, deutlich ein, und ich habe es auch wohl ſchon vorher gedacht; denn ich konnte mir nicht erklären, wie Ihr, der Ihr ſonſt meinem Befehl immer ſo pünktlich nachgekommen, und auch mit meinem Kätzchen immer ſo liebreich umgegangen ſeid, nun auf einmal Eure Natur ſolltet ganz verändert haben. Nehmt daher meine Verſicherung, Prinz, daſs ich Euch deſſen nicht weiter gedenken will, ſondern Euch mein Wort halten werde, das ich Euch gab,

[illegible] Ihr meinen Dienst trautet. Aber in meinem Hause [illegible] Ihr fortan nicht bleiben; denn mein Kätzchen, das durch [illegible] Schlag einmal mißtrauisch gemacht worden ist, würde [illegible] von nun an vor Euch fürchten und denken, daß ihm bei jeder [illegible] Gelegenheit eine solche Behandlung von Euch [illegible] widerfahren könnte; ich will aber nicht, daß mein [illegible] sich vor irgend Jemand in meinem Hause fürchte.— Laßt uns in jene Laube gehen, Prinz, und uns dort auf die Rasenbank setzen — denn es fällt mir schwer, im Stehen zu [illegible] — dort werde ich Euch vollständige Auskunft geben, wie Ihr das Zauberblättchen der Blumenköniginn erlangen [illegible]."

Bei diesen Worten erglüh'ten die Wangen des Prinzen, und es durchzuckte ihn die Freude wie ein heller Strahl. Er warf sich der Dame Benda zu Füßen und drückte auf ihre [illegible] und zitternden Hände tausend Küsse.

Als sie in die Laube gekommen waren und auf die Rasenbank sich niedergelassen hatten, trat auch Petermännchen zu ihnen ein, um an ihrer Unterredung Theil zu nehmen. Dame Benda aber sagte ihm, daß sie mit dem Prinzen allein zu [illegible] wünsche, und gebot ihm, sich so lange am andern [illegible] des Gartens aufzuhalten, worauf dieser auch sogleich [illegible] Befehl gehorchte.

„Prinz," begann die Alte jetzt, als sie sich mit ihm allein [illegible] Laube befand: „bevor ich Euch die versprochene Aus[illegible] ertheile, halte ich es für meine Pflicht, Euch Folgendes [illegible]: Sobald Ihr aus meiner Hütte getreten seid, geht [illegible] nach zwei Seiten ab: zur Rechten und zur Linken, [illegible] ist Euch die Wahl gestellt, zu gehen, welchen Ihr [illegible]. Betretet Ihr den zur Rechten, so betretet Ihr den [illegible] der Gefahr und der Mühe, und es giebt tausend Fälle,

daſs Ihr auf demſelben Euer Leben werdet einbüßen, für den einen glücklichen Fall, daſs Ihr unbeſchadet das Ziel erreicht. Betretet Ihr hingegen den zur Linken, ſo habt Ihr denjenigen betreten, der Euch ohne weitere Gefahr, als die etwa der Zufall verhängt, in Eure Heimath zurückführen wird, wo Ihr alle Diejenigen wiederfinden werdet, welche Euch lieben und für Eure Wohlfahrt Sorge tragen. Bedenkt, Prinz, daſs Ihr einen geliebten Vater und eine geliebte Mutter habt, welche beide vor Gram unter die Erde ſinken würden, wenn ihnen die Trauerbotſchaft würde, daſs Ihr in Eurem Unternehmen zu Grunde gegangen wäret, und daſs Ihr dann nicht bloß Euch ſelbſt, ſondern auch ihnen beiden den Tod bereitet hättet. Bedenkt auch, daſs die gute Mandane, von deren Liebe zu Euch Ihr mir ſo oft erzählt habt, Euer Tod zu Herzen gehen würde, als hätte ſie ihren eigenen Sohn verloren. Vor Allem aber bedenkt, Prinz, daſs Ihr der einzige Erbe eines Thrones ſeid, der Jahrhunderte hindurch von Königen eingenommen wurde, die durch Edelmuth und Tapferkeit ihr Volk glücklich gemacht haben und die Bewunderung aller Nationen und Völker geworden ſind, und daſs Ihr, Prinz, aus ihrem Blute ſproſſt, und mit Eurem Tode dieſes edle Königsgeſchlecht auf immer erlöſchen würde. Alles dieſes bedenkt wohl, Prinz, eh' Ihr Euch entſchließt, weiter auf die Eroberung des Zauberblättchens der Blumenköniginn auszugehen. Und Was iſt es denn eigentlich, wonach Ihr trachtet? Wiſſt Ihr es? Nein, Prinz, Ihr wiſſt es nicht und könnt es nicht wiſſen, weil Niemand es Euch hat ſagen können. Iſt es alſo nicht die größte Thorheit, Blut und Leben für eine Sache wagen zu wollen, von der man nicht einmal den Nutzen kennt? — Mehr habe ich Euch nicht zu ſagen, Prinz, und erwarte jetzt Eure Antwort."

Der Prinz hatte, während Dame Benda zu ihm sprach, in Gedanken schon die ganze Antwort, die er geben wollte, zusammengesetzt; er übersprang Alles, was sie von seinem Vater und seiner Mutter und der Pathe Mandane gesagt hatte, und nahm zuerst Das auf, was sie in Betreff seiner edlen und tapfern Vorväter hatte verlauten lassen.

„Wenn, wie Ihr sagt," hub er an: „ich meiner Vorväter gedenken soll, die seit Jahrhunderten die gesammten Länder beherrschten, die jenseits dem Meere liegen, und die durch Edelmuth und Tapferkeit ihr Volk glücklich gemacht haben und die Bewunderung aller Nationen und Völker geworden sind — wenn ich diese vor Augen haben soll: dann geziemt es auch mir, als dem letzten dieses edlen und mächtigen Stammes, nicht, mein Leben in Weichlichkeit und Thatenlosigkeit zu verbringen und die Gefahr zu scheuen. Würden meine edlen Vorfahren, deren Namen unvergeßlich in allen Büchern der Geschichte aufgezeichnet stehen, sich jenen unsterblichen Ruhm erworben haben, wenn sie die Mühseligkeiten schwerer Unternehmungen und die Gefahr gescheu't hätten? — Nein nimmer würden sie ihn erlangt haben, nimmer, wenn sie nicht tausendmal dem Tod kühn in's Auge geblickt, keine Mühe und kein Opfer ihnen zu theuer gewesen wären, um Dasjenige zu erlangen, wonach sie trachteten. Darum will ich mich denn auch ihrer nicht unwürdig zeigen, sondern ihr Beispiel vor Augen haben und handeln, wie sie zu handeln pflegten, damit es nicht einmal heiße in den Büchern der Geschichte: Groß und mächtig und edel und tapfer war jeder Einzelne aus diesem Königsgeschlechte, bis auf den Prinzen Wunderschön, der sein Leben in Weichlichkeit und Thatenlosigkeit verbrachte und den Ruhm nicht kannte. Wahrlich, kennt würde nicht durch meinen Tod, sondern durch mein Le-

ben jenes edle Geſchlecht erlöſchen, und die Schande mir ins Grab folgen. — Eine Thorheit nennt Ihr es, nach einer Sache zu ſtreben, wovon man den Nutzen nicht kennt! Iſt es aber nicht Genug, wenn ich weiß, daſs jene Sache das Koſtbarſte iſt, was es in der Welt giebt, und bedarf es noch Mehr, um mich anzuſpornen, alle meine Kräfte aufzubieten, mir dieſelbe zu erwerben, ja ſelbſt mein eignes Leben nicht zu koſtbar zu achten, um es dafür zu wagen? Kennen wir denn das Glück, das uns einſt für unſre guten Thaten der große Geiſt bereiten will, und iſt es eine Thorheit, darnach zu ſtreben, weil wir es nicht kennen? Im Gegentheil iſt es die größte Weisheit, darnach zu ſtreben, weil wir wiſſen, daſs es das größte Glück iſt, und worin es beſteht, werden wir gewiſs dereinſt erfahren, wenn wir es erlangt haben; und eben ſo gewiſs wird mir auch der Nutzen des Zauberblättchens nicht unbekannt bleiben, ſobald ich dasſelbe gewonnen habe, und ſoll mich daher keine Macht auf Erden abhalten, aus allen Kräften dahin zu ſtreben, mich in Beſitz desſelben zu ſetzen."

Durch dieſe Rede des Prinzen Wunderſchön war die Dame Benda völlig überzeugt, daſs alle weiteren Verſuche, denſelben von ſeinem Vorhaben abzubringen, vergebens ſein würden, und ſie begann daher zu dem Prinzen, wie folgt:

„Es bleibt mir jetzt weiter Nichts übrig, als Euch zu ſagen, wie Ihr es anzufangen habt, um zu dem Orte zu gelangen, wo ſich die Blumenköniginn befindet, um dort durch die Arbeiten, die ſie Euch aufgeben wird, Euch ihr Zauberblättchen zu verdienen."

„Wenn Ihr auf dem Wege, der rechts von meiner Hütte abläuft, fortwandert, gelangt Ihr nach einigen Tagereiſen zu den weſtlichen Grenzen des Königsreichs der grünen Wälder. Dort hebt eine unüberſehbare Wüſte an, welche ſelten von

[illegible] verleiten wird, weil man fälschlich glaubt, daß [illegible] Ende der Welt reiche. Wandelt aber durch die[illegible] beständig nach Abend fort, wobei Ihr Euch nach dem Lauf der Sonne und dem Standpunkt der Sterne richten müsst, und Ihr werdet dann nach neun Tagereisen das Ende der[illegible] erreicht haben. Hinter dieser Wüste liegt das Thal der Liebe. Es zeigt sich vor Euren Blicken als eine schöne grüne Wiese mit vielen schattigen Alleen, wovon alle Bäume in voller Blüthe stehen. Hütet Euch aber wohl, von diesen Blü[illegible] welche abzubrechen, sowie auch von den Früchten zu ko[illegible], die an den Stauden mit schönen Farben prangen. Zu [illegible] Seiten der Alleen sind hin und wieder Zelte errichtet, und vor denselben sitzen schöne junge Mädchen, die Euch mit [illegible]ster und wohlklingender Stimme einladen werden, in ihr [illegible] einzutreten und mit ihnen die süßen Freuden der Liebe [illegible]. Hütet Euch aber, ihrer Einladung zu folgen, denn Ihr würdet dadurch für ewig ungeschickt werden, das Zauber[illegible]ättchen der Blumenköniginn zu erlangen. Ihr werdet zwar Jünglinge sehen, die unbesorgt sich ihren Zelten nahen und [illegible]eintreten; aber ihr Beispiel darf Euch nicht verleiten, das[illegible] nachzuahmen. Hinter dem Thal der Liebe beginnt eine dürre Sandebene, und am Ende derselben liegt ein schöner grüner Garten, worin Bäume mit reifen Früchten stehen, und klares Wasser aus der Erde sprudelt. Stillt Euern Hunger [illegible] diesen Früchten und löscht Euern Durst aus diesen Quel[illegible]; denn beides könnt Ihr ohne Gefahr genießen. Ihr wer[illegible]der in dem Garten auch eine Laube finden und in derselben eine Ottomane mit weichen Decken. Hüllt Euch in diese Decken und schlaft die Nacht über auf der Ottomane; aber sobald die Sonne aufgeht, verlasst alsbald Euer Lager. Ge[illegible]ießt nun am Morgen keine Früchte mehr und trinkt auch nicht

aus den Quellen; denn jetzt würde Euch beides Gefahr bringen. Westlich von dem Garten erblickt Ihr in der Ferne einen Wald, wovon alle Bäume ihre Krone nach Mittag neigen. Dies ist Euch ein Zeichen, wonach Ihr Euch richten könnt, damit Ihr Euern Weg durch denselben nach Abend fortsetzt. Ein guter Fußgänger kann das Ende des Waldes in einem Tag erreichen, noch ehe die Sonne untersinkt. Habt Ihr aber das Ende des Waldes vor Sonnenuntergang nicht erreicht, dann seid Ihr auf ewig an denselben gebannt und könnt nun nimmer wieder heraus. Darum dürft Ihr nie still stehen in dem Wald, sondern Eure Füße müssen unaufhörlich in Bewegung sein. Wenn Ihr Etwas aus der Hand habt fallen lassen, so bückt Euch nicht, um es aufzunehmen. Wenn Euch hungert, so verweilt nicht, um Euch Wurzeln aus der Erde zu graben, oder Kräuter zu pflücken, es sei denn etwa, daß Ihr im Vorbeigehen Etwas abstreifen könnt; und wenn Euch durstet, so verweilt nicht bei der Quelle, um Euch zu erquicken, es sei denn etwa, daß Ihr im Vorbeigehen Etwas mit der hohlen Hand schöpfen könnt. Habt Ihr das Ende des Waldes erreicht, so gelangt Ihr in die Felsenebene, so genannt, weil der Boden aus lauter nackten Felsen besteht, und jetzt dürft Ihr, wenn Ihr wollt, Euch etwas ausruhen; denn nun hat es weiter keine Gefahr. Sobald Ihr in die Felsenebene gelangt seid, erblickt Ihr in einiger Entfernung vier Hügel, die ein Thal umschließen, welches das Frühlingsthal heißt, weil hier ein ewiger Frühling herrscht. In diesem Thale blüh't die unvergängliche Rose, welches die Wohnung der Blumenköniginn ist. An derjenigen Seite dieser Hügel, die gegen Morgen liegt, findet Ihr in dem Felsen eine Thür. Klopft daran dreimal mit Eurem Stab und sprecht: „Im Namen der Blumenköniginn, öffne dich vor mir!“ dann

[illegible] Thür vor Euch öffnen, und Ihr könnt nun in [illegible] eintreten. Seid Ihr eingetreten, so sprecht: „Im [illegible] der Blumenköniginn, schließe dich hinter mir!“ dann wird sich die Thür wieder hinter Euch verschließen. Das ganze Frühlingsthal ist ein lieblicher Garten, mit Blumen [illegible] Farben angefüllt, von wehenden Bäumen beschattet, [illegible] von tanzenden Quellen durchschnitten. Am schönsten von allen darin befindlichen Blumen aber blüh't die unvergängliche Rose und übertrifft zugleich an Größe alle andern Rosen in [illegible] Garten, woran Ihr dieselbe leicht erkennen könnt. [illegible] nieder auf den weichen Rasen, welcher dort die [illegible] bedeckt, und schlaft auf demselben die Nacht über. Am andern Morgen aber habt wohl Acht, wenn die Blumenköniginn mit einem Becher in der Hand in den Kelch der Rose [illegible] tritt, um den erfrischenden Morgenthau zu schöpfen. [illegible] Euch ihr dann und sagt ihr Euer Begehr und thut, Was sie Euch gebietet. Sie wird Euch wohl drei schwere Arbeiten aufgeben, und wenn Ihr diese glücklich vollbracht und das Leben behalten habt, dann wird sie nicht länger anstehen, Euch dafür mit dem Zauberblättchen zu belohnen. — [illegible] nun, Prinz,“ schloß sie ihre Rede: „habt Ihr Euer Glück in Euren Händen. Macht Euch jetzt reisefertig und verlasst sogleich das Regenthal. Ich erinnere Euch aber noch einmal, daß, sobald Ihr aus meiner Hütte getreten seid, der Weg nach zwei Seiten abgeht — und Mehr habe ich Euch nicht zu sagen.“

Mit diesen Worten verließ die Alte, ohne auf den Dank des Prinzen zu hören, die Laube und den Garten und begab sich wieder in ihr Stübchen, wo sie sich mit ihrem Kätzchen unterhielt.

Der Prinz aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Sachen zusammenzusuchen und sich reisefertig zu machen.

Petermännchen trat jetzt zu ihm ins Gartenhäuschen ein und fragte: „Seid Ihr noch übler Laune, Prinz?“ —

„Ach nein, Petermännchen,“ erwiederte dieser: „Bin ich vielleicht unhöflich gegen Dich gewesen, so vergieb mir; ich hab' es nicht böse gemeint.“ —

„Ich weiß es wohl, Prinz, Ihr wart bloß übler Laune. Aber warum packt Ihr denn alle Eure Sachen zusammen, als ob Ihr Euch anschicktet, eine Reise zu machen?“ —

„So ist es auch, Petermännchen; ich reise weit von hier und sehe das Regenthal vielleicht nie wieder.“ —

„Prinz,“ rief Petermännchen: „es kann nur Euer Scherz sein; aber es ist nicht Recht, daß Ihr so mit mir scherzet.“ —

„Nein, Petermännchen, es ist kein Scherz, sondern es ist, wie ich Dir sage.“ —

„Aber Ihr werdet uns doch wohl nicht auf immer verlassen wollen?“ —

„Ich werde wohl schwerlich je wieder hieher zurückkommen,“ versetzte der Prinz.

Da stellte sich Petermännchen in die Ecke hin und fing bitterlich an zu weinen.

„Petermännchen,“ sprach der Prinz: „warum weinst Du denn? Geht es Dir denn so nahe, daß ich fortreise?“ —

„Ach, Prinz,“ rief Petermännchen mit Schluchzen: „ich hätte geglaubt, wir würden einander nie verlassen. Ich war nun einmal an Eure Gesellschaft gewöhnt; wenn Ihr aber nun fort seid, dann bin ich wieder so gut, wie allein; denn mit Dame Benda kann ich mich doch nicht so unterhalten, wie mit Euch, und ich werd' es dann vor Traurigkeit und langer Weile nicht aushalten können.“ —

„Du wirst Dich wohl darein finden, Petermännchen, wenn erst einige Zeit vergangen ist,“ versetzte der Prinz: „es ge-

[illegible] so oft in der Welt, daß wir glauben, uns in eine [illegible] gar nicht schicken zu können, und wenn wir erst eine Zeitlang darin gewesen sind, dann gefällt sie uns oft so wohl, daß wir sie gegen keine andre vertauschen möchten." —

„Das habt Ihr wohl im Buch des Job gelesen, verſetzte Petermännchen, wo dieſer eben dasſelbe in der Geſchichte von der böſen Frau ſagt." —

„Nein," entgegnete der Prinz: „das Buch des Job kenn' ich nicht, und kenne auch nicht die Geſchichte von der böſen Frau." —

„So will ich ſie Euch erzählen," verſetzte Petermännchen, und obgleich ihm noch die Thränen in den Augen ſtanden, konnte er doch nicht umhin, dem Prinzen zu guter Letzt noch eine Geſchichte zu erzählen.

„Es war einmal ein Mann, der hatte eine ſehr böſe Frau," begann er: „die zankte und ſchalt mit ihm den ganzen Tag herum, und das Maul ſaß ihr ſo loſe, daß ſie es nie ſtill halten konnte, ſondern immer ſchwatzen mußte, was für den Mann höchſt ſtörend war, wenn dieſer an ſeinem Schreibtiſch arbeitete. Da ging endlich der Mann zu einer Fee und bat ſie, ihn doch von dieſer böſen Frau zu befreien. Die Fee gewährte ihm auch die Bitte und verwandelte die Frau in einen Papagei. Obgleich die Frau nun ihre Geſtalt verändert hatte, ſo hatte ſie jedoch ihr loſes Maul beibehalten und ſchalt und ſchimpfte und ſchwatzte nun als Papagei [illegible] ſo fort, wie ſie es zuvor als Frau zu thun pflegte. Da [illegible] der Mann ſie in einen Käfig und ging damit auf den Markt und verkaufte den Papagei an einen Affenführer, und nun hatte er endlich Ruhe im Hauſe. Aber mit dem Mann war's dadurch nicht beſſer geworden, ſondern nur noch ſchlimmer; denn wenn er nun des Morgens ſeine Pfeife rauchte,

ging dieſe ihm immer aus, weil er in ſeiner Ruhe vergaß, fortwährend den Rauch aus dem Mund zu blaſen; und wenn er nun an ſeinem Schreibtiſch arbeitete, ſo wollten ihm die Gedanken gar nicht fließen, weil er gewohnt war, immer bei dem Schelten und dem Schwatzen der Frau zu arbeiten. Endlich wurde er ſogar krank, weil ſich nun, da er keine Urſache fand, ſich zu ärgern, ſeine Galle nicht genug abſonderte, was ihm ebenfalls zur Gewohnheit geworden war. Da konnt' er's zuletzt nicht mehr aushalten, ſondern ging hin zu der Fee und bat ſie, ihm doch wieder zu ſeiner Frau zu verhelfen. Die Fee ſagte, er ſolle ihr nur den Papagei bringen, dann wolle ſie ihn wieder entzaubern und ihm ſeine vorige Geſtalt wiedergeben. Da ging der Mann zu dem Affenführer und kaufte ihm den Papagei wieder ab und brachte ihn der Fee, und dieſe verwandelte denſelben wieder in die böſe Frau — und nun war Alles wieder in der alten Ordnung, ſo wie der Mann es gewohnt war, und er konnte nun wieder ſeine Pfeife rauchen und an ſeinem Schreibtiſche arbeiten, und als er ſich erſt ein paar Male wieder geärgert hatte, beſſerte es ſich auch mit ſeiner Geſundheit."

Der Prinz war nun, während Petermännchen ſeine Geſchichte erzählte, mit dem Einpacken fertig geworden und reichte Petermännchen die Hand, um ihm Lebewohl zu ſagen.

Petermännchen hielt ſie feſt und ſprach: „Prinz, warum wollt Ihr uns verlaſſen?" Habt Ihr es hier nicht ſo gut, wie Ihr es Euch wünſchen könnt? Was haben wir beide wohl für Noth? Wenn Ihr des Morgens dem Käthchen die Milch gekocht, die Eier aus dem Stall geholt und Waſſer aus dem Bach geſchöpft habt, und ich die Raupen von den Blumen geleſen: ſo haben wir nachher den ganzen Tag für uns und können thun, Was uns beliebt. Der König der grünen

er kann's wahrlich nicht besser haben; und dabei leben sie in Zufriedenheit und Eintracht und brauchen uns nicht zu ärgern, wie der Mann über seine böse Frau. Sprecht, was kann man noch Mehr in der Welt verlangen? Wenn er auch in Pracht und Üppigkeit lebt, so könnt Ihr ja doch nicht Mehr, als Euch satt essen, und das könnt Ihr jetzt auch, und dazu schmeckt es Euch jetzt besser, als es Euch vielleicht auf goldnen Schüsseln schmecken wird, weil Ihr schwerlich einen Koch finden werdet, der Euch so gute Recepte geben kann, als ich. Und wenn Ihr auch außerordentliche Reichthümer erwerben könntet, wozu würden sie Euch helfen, wenn sie nicht im Stande wären, Euch glücklicher zu machen, als Ihr es jetzt seid! Dazu wisst Ihr, Was Ihr habt; aber Ihr wisst nicht, Was Ihr bekommen werdet, und ob es Euch je wieder so gut gehen wird, als jetzt. Hört darum meinen Rath und gebt Eure Reise auf und lasst uns zusammen bei der Dame Venda im Regenthal bleiben, bis zuletzt der Tod uns scheidet."—

„Aber Petermännchen," versetzte der Prinz: „wenn mich nun die Dame Venda nicht länger bei sich behalten will!" —

„Ei, wo denkt Ihr doch hin, Prinz!" entgegnete Petermännchen: „sie kann Euch ja gar nicht entbehren. Sie ist schon viel zu alt und schwach und kann sich des Morgens nicht mehr so früh herausmachen, um dem Kätzchen zu rechter Zeit seine Milch zu kochen, wie dieses es gewohnt ist, und dann fällt es ihr auch schwer, die Eier aus dem Stall zu holen, weil sie sich nicht mehr gut bücken kann und dann allemal einen gewaltigen Husten bekommt; und mit dem Eimer Wasser aus dem Bach schöpfen, das kann sie nun gar nicht, sondern müßte sich dann jedesmal, wenn sie etwas brauchen wollte, im Napf ein paar Tropfen holen, und dabei würde sie sich dann wieder bücken müssen und den Husten bekommen.

Ihr ſeht alſo, daſs Dame Benda Euch gar und ganz nicht entbehren kann, und es iſt daher Unrecht von Euch, daſs Ihr mich mit einer leeren Ausflucht zu täuſchen ſucht. — Aber ich merke wohl, es iſt Alles vergebens, was ich Euch ſage; denn Was Ihr Euch einmal in den Kopf geſetzt habt, davon laſſt Ihr Euch nicht abbringen. Es wird Euch aber gehen, wie dem Mann, der's niemals gut genug bekommen konnte, und deſſen Geſchichte ich Euch jetzt erzählen will."

Der Zwerg wiſchte ſich nun den Mund ab und wollte anfangen, ſeine Geſchichte zu erzählen.

Der Prinz aber ſagte zu ihm: „Deine Geſchichte muſſt Du diesmal für Dich behalten, Petermännchen; denn wenn Du mich noch länger aufhältſt, komme ich heut nicht mehr aus dem Regenthal und werde dann keine Herberge finden, ſondern die Nacht unter freiem Himmel zubringen müſſen. Darum lebe wohl, Petermännchen, und wenn's Dir gut geht, ſo denke zuweilen an mich."

Da reichte ihm Petermännchen die Hand und ſagte ihm Lebewohl, und ſeine Thränen floſſen ihm von beiden Wangen herab.

Der Prinz ging nun in das Stübchen zu der Dame Benda, um auch ihr Lebewohl zu ſagen und ihr ſeinen letzten Dank für alles Gute, was er von ihr empfangen hatte, abzuſtatten. Sie wiederholte ihm noch einmal Alles, was ſie ihm vorher in der Laube geſagt hatte, und wünſchte ihm, daſs er in ſeinem Unternehmen glücklich ſein möge. Nachdem der Prinz ihr zum Abſchied beide Hände geküſſt, wandte er ſich an Kätzchen, um auch von ihm Abſchied zu nehmen. Kätzchen ſchmiegte ſich ſchnurrend an ihn an, als wolle es dadurch zu erkennen geben, daſs es nicht länger auf ihn zürne, ſondern ihm Alles verziehen habe, und dann ſah es mit bittenden Blicken bald zu der Dame Benda, bald zu dem Prinzen hinauf.

Dame Venda hatte seine Blicke wohl verstanden und sagte zu ihr:

„Laß es nur gut sein, Kätzchen, dem Prinzen ist nichts Leides geschehen, und wenn er jetzt fortreist, so thut er das lieber, als daß er hier bleibt. Er würde uns ja ohnedies bald verlassen haben; denn ehe noch der Mond zum zweiten Male seine Scheibe gefüllt hat, wäre sein Dienstjahr um gewesen, und dann wäre er doch nicht länger bei uns geblieben."

Damit hatte Dame Venda Kätzchen zufriedengestellt. Der Prinz sagte beiden noch einmal herzlich Lebewohl, und als er aus dem Stübchen und vor das Haus gekommen war, ließ er den Weg, der links ablief, links ablaufen und trat seine Wanderung auf dem an, welcher rechts ablief.

Hier hätten wir nun die beste Gelegenheit, den Prinzen, da wir ihn glücklich aus dem Hause der Dame Venda gebracht, wandern zu lassen, wohin er wollte, und uns zur Erholung eine Zeitlang an einem andern Orte umzusehen; aber der Prinz ist ein viel zu rascher Fußgänger, und wenn wir ihn daher aus den Augen ließen, so fürchte ich, würde es schwer halten, ihn wieder aufzufinden, oder ihn auf seiner Wanderung wieder einzuholen. Wir wollen ihm daher Schritt für Schritt folgen, so gut wir's nur im Stande sind, und sollte er uns auch dann und wann einen Vorsprung abgewinnen, so haben wir doch meistens überall in die Ferne eine freie Aussicht, und er kann sich daher unsern Blicken nicht leicht ganz entziehen.

Wir sehen, während wir diesen kleinen Absprung gemacht haben, den Prinzen schon am Ende des Regenthals angelangt, woraus man abnehmen kann, daß er das Marschiren aus dem Grunde versteht, indem er die Theorie, die in dem Buche des Kaba darüber aufgestellt ist, in Anwendung bringt, nämlich:

einen Fuß immer vor den andern hinſchiebt, darauf den hintern nachholt und wieder vor den vordern ſtellt, und ſo abwechſelnd fort, wodurch er denn eine Scholle Land nach der andern abmißt und hinter ſich zurückſchiebt, und wobei ſich zugleich das ſonderbare Phänomen zeigt, daß die Kronſeite der Bäume, die an beiden Seiten des Weges ſtehen, jedesmal, wenn er dieſes Manoeuvre etliche Male wiederholt hat, die Rückſeite wird, und Berg und Thäler, die anfangs vor ihm lagen, allmählich hinter ihm zu liegen kommen.

Am Ende des Regenthals angelangt, blickte der Prinz noch einmal mit einem gemiſchten Gefühl von Wehmuth und Freude auf daſſelbe zurück. Alle Erinnerungen deſſen, was er in demſelben erlebt, drängten ſich ihm auf einmal auf. Er ſah noch die Fee Benda ſo, grade wie er ſie das erſte Mal erblickte, als ſie ihm am Wege mit ihrem Strauſſenbeutel begegnete, und er ſich ihr als den Prinzen Wunderſchön ankündigte, der ausgezogen ſei, das Zauberblümchen der Blumenkönigiinn zu erobern, und er konnte ſich gar nicht erklären, daß dieſes beinahe ſchon ein Jahr her war, da es ihn dünkte, als ſei es erſt geſtern geweſen. Es fielen ihm auch ſeine erſten unglücklichen Verſuche ein, die Aufträge der Dame Benda auszurichten, und wie nachher der Zwerg durch das Fenſter gehüpft kam und ſeine Neckereien eingeſtand und geglaubt hatte, der Prinz habe ihm einen Schabernack anthun wollen, und wie derſelbe ſpäter Tinte getrunken hatte und geglaubt, der Prinz habe ihm eine Falle legen wollen, und wie dieſes zu einer Unterredung mit der Dame Benda geführt, und der Zwerg darauf ſo begeiſtert von der Liebe geſprochen, welche die Alte ihm eingeflößt zu haben ſchien, und dabei ein ſo tiefes Gefühl und ſo viel Schwärmerei verrathen. Er gedachte auch aller ſeiner Streifereien im Wald und auf der

Heide, wobei Käpchen so oft sein Begleiter gewesen, und wie es immer so artig gesponnen, wenn man ihm den Rücken kraute, und wie nachher im Winter Petermännchen auf dem Tisch gesessen, sich den Mund abgewischt und Mährchen erzählt hatte. Es fiel ihm hierauf auch sein letztes Abenteuer im Walde ein, und wie dieses die Ursache war, daß er, anstatt erst um zwei Monate, schon heute aus seinem Dienst entlassen worden, und wie Petermännchen darüber einen so großen Schmerz gezeigt und ihn habe überreden wollen, im Regenthal zu bleiben, bis er endlich zu dem Punkte kam, wo er eben jetzt sich befand, nämlich am Ende des Regenthals. Er warf noch einen wehmüthigen Blick auf dasselbe zurück und setzte dann seine Wanderung durch das Land der grünen Wälder fort. Das Gefühl, welches ihn jetzt durchdrang, war wie das eines in einen Käfig eingesperrten Vogels, der plötzlich seine Freiheit wieder erlangt hat und sich nun fröhlich und schwirrend durch die Lüfte schwingt.

Nach zwei Tagereisen hatte der Prinz die westliche Grenze des Königreichs der grünen Wälder erreicht und sah nun vor sich die weite öde Heide oder Wüste, in der er neun Tage lang fortwandern sollte, worauf er denn in das Thal der Feen gelangen würde. Er sehnte sich, dasselbe zu erblicken, weil ihm die Schilderung, die ihm die Fee Benda davon gemacht, gar zu romantisch dünkte, ungeachtet es ihm verboten war, sich von den Blüthen der Bäume welche abzubrechen, oder von den Früchten an den Stauden zu kosten, und der Einladung der schönen Mädchen, die vor ihren Zelten saßen, zu folgen. Selbst der gefährliche Wald, in welchen er nachher gelangen würde, und den er zu Ende gelegt haben mußte, ehe die Sonne untergesunken, wenn er nicht auf ewig an denselben gebannt sein wollte, hatte etwas Anziehendes

für ihn. Die Gefahren eben, welche der Prinz zu bestehen hatte, gaben seinem Unternehmen ein eigenes Interesse, und er würde sogar, selbst wenn es nicht gegolten hätte, das Zauberblättchen der Blumenkönigin zu erobern, sich denselben unterzogen haben, bloß um seinen Muth zu stärken, und nachher seine Abenteuer erzählen zu können; denn Alles, was er bisher zu verrichten gehabt hatte, war eher dazu geeignet gewesen, seinen Muth einzuschläfern, als denselben zu erwecken. Sogar die öde Heide, welche er jetzt betrat, war für ihn nicht ohne Interesse, obgleich sie an sich nichts Anziehendes darbot. Sie war nur spärlich mit dürrem Heidekraut bedeckt, und es dauerte oft eine ganze Tagereise, ehe man zu einer wie auf dieselbe hingestreu'ten Oase gelangte, die kühles Wasser und eßbare Kräuter hatte, die der Prinz dann ungekocht, wie sie waren, verzehrte, und mit dem Wasser seinen Durst löschte. Des Nachts aber mußte er dann auf freiem Felde schlafen, ohne eine andre Decke über sich zu haben, als die, welche der Himmel über ihm wölbte. So hatte der Prinz nun schon acht Tagereisen zurückgelegt, und als am neunten Tage die Sonne sich ihrem Untergang neigte, erblickte er in der Ferne das Thal der Liebe, das sich seinen Blicken wie eine Insel auf dem weiten Meere zeigte. Sein Fuß hatte jetzt das Thal betreten, welches wie eine grüne mit vielen Blumen bewachsene Wiese vor ihm da lag. Er befand sich in einer schönen breiten Allee, die von hohen Bäumen, deren blühende Zweige bis auf die Erde herabhingen, und von grünen duftenden Gesträuchen, welche die Zwischenräume der Bäume ausfüllten, und die mit den herrlichsten Früchten prangten, gebildet wurde. Wo sich in der Allee eine Lücke fand, war dieselbe mit einem weißen Zelte ausgefüllt, vor welchem allemal eine Bank auf einem grünen Rasenteppich stand, die von einem schönen Mäd-

[illegible] wurde. Das Mädchen, welches auf der Bank vor dem ersten Zelte saß, das er antraf, hatte schwarze glänzende Locken, die auf einen weißen entblößten Nacken herunterfielen und mit einer hellrothen Bandschleife durchflochten waren; kleinere Locken, die an beiden Seiten an den Schläfen herunterflossen, waren ebenfalls mit einer kleinen Bandschleife von derselben Farbe versehen. Das Kleid, welches sie trug, war schneeweiß und bedeckte nur halb die blendende, sanft gewölbte Brust; es war unten mit zwei Reihen feiner weißer Spitzen besetzt, aber es war nur kurz, da der untere Theil der Füße von einer ebenfalls weißen und etwas weiten Hülle bedeckt war, die sich unten in Fransen von feinen zarten Fäden verlor. Um das Leibchen, das so schmal war, daß man wähnte, es mit einer Hand umspannen zu können, war eine hellrothe, mit dunkelblauen Querstreifen versehene Schärpe gebunden, deren Enden vorn an beiden Seiten des Kleides nachlässig herunterfielen. Sie trug weiße, mit einem leichten Schimmer von Roth angelaufene Strümpfe und feine braune Zeugschuhe. In der Hand hielt sie einen frisch gebundenen Strauß. Betrachtete man ihre Glieder, namentlich die Hände und Füße, mußte man sie für ein Kind halten; im Ganzen aber hatte sie das Aussehen eines Mädchens von etwa sechzehn Jahren. Ihr Gesicht, das mit einer zarten weißen, auf den Wangen mit einem leichten Roth überflogenen Haut bedeckt war, hatte einen unschuldigen und kindlichen Ausdruck, und die Augen, welche wie ein klarer Spiegel unter den dunkeln Brauen hervorsahen, schienen einen bittenden Blick zu verrathen. Die Sonne warf eben auf ihre Gestalt ihre letzten, beinahe horizontal fallenden Strahlen und übergoß sie mit einem sanften Purpurschimmer, als der Prinz sie erblickte. Sie trat auf den Prinzen zu und sagte mit ei-

ner Stimme, die so sanft und so süß klang, wie der Prinz sie nie gehört hatte:

„Schöner Jüngling, wollt Ihr nicht in mein Zelt eintreten und einige Erfrischung nehmen, um Euch von Eurer Reise zu erholen? Auch ist die Sonne bald hinter das Meer gesunken, und Ihr könnt dann Eure Wanderung heute doch nicht weiter fortsetzen. Darum lasst es Euch diese Nacht bei mir gefallen und theilt mein Lager, so gut ich es Euch zu bieten vermag." —

„Schönes Mädchen," versetzte der Prinz: „ich danke Euch für Euer freundschaftliches Anerbieten: aber ich darf es nicht annehmen, da ich heute noch eine weite Reise zu thun habe, und mich daher beeilen muss, noch vor der Dunkelheit mein Ziel zu erreichen." —

„Ach, schöner Jüngling," sagte das Mädchen: „Ihr werdet keine Zeit verlieren, wenn Ihr nur einen Augenblick bei mir eintreten wolltet, um Erfrischungen zu Euch zu nehmen, da Ihr nachher gestärkt Eure Reise fortsetzen könnt, und dann Euer Ziel nur desto eher erreichen werdet."

Der Prinz dankte ihr noch einmal freundlich für ihr Anerbieten und sagte, dass es ihm schwer genug falle, es ausschlagen zu müssen, aber die Nothwendigkeit es ihm durchaus gebiete; worauf das Mädchen bescheiden und mit einem wehmüthigen Blick zurücktrat.

Der Prinz traf zu beiden Seiten der Alleen noch mehre Zelte an, und vor jedem saß ein schönes Mädchen, und schien die eine an Schönheit noch immer die andre zu übertreffen, so dass der Prinz nicht wusste, welcher von ihnen er den Preis zuerkennen sollte. Ein jedes Mädchen aber, vor deren Zelt er vorbeikam, trat ihn mit derselben Bitte an, bei ihr einzutreten und für die Nacht ihr Lager zu theilen, was der

jedesmal ausschlug, so große Überwindung es kostete.

Vor einem dieser Zelte hüpfte ihm, als er vorübergehen wollte, ein kleines naives Mädchen entgegen das sich an seinen Arm hing und sagte:

„Ach, schöner Jüngling, tretet doch ein in mein Zelt und erfreuet Euch und theilt für diese Nacht mein Lager; ich bitte Euch sehr darum; denn ich habe noch nie in den Armen eines Jünglings geruh't." —

„Mein schönes Mädchen," versetzte der Prinz: „Ihr scheint mir auch noch viel zu jung zu sein, um schon der Liebe zu huldigen; denn nach Eurem Aussehen zu urtheilen, könnt Ihr kaum das Alter von vierzehn Jahren erreicht haben." —

„Ist denn die Liebe an das Alter gebunden?" fragte das Mädchen.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Prinz: „aber wenn ich auch gern Eurer Einladung folgen wollte, so darf ich dieses doch nicht, da ich heute noch einen weiten Weg zurücklegen muß, ehe die Dunkelheit einfällt."

Mit dieser Entschuldigung pflegte der Prinz gewöhnlich die Einladung der Mädchen, die keine, deren Zelt er vorbeiritt, an ihn zu ergehen unterließ, von sich abzulehnen.

Einige versuchten es, ihn mit Gesang und Saitenspiel an sich zu locken und sangen mit harmonischer Stimme:

„Schön ist die Liebe, o Jüngling, und süß sind die Freuden, die aus ihrem Becher dem Sterblichen quellen."

„Komm und laß Dich nieder bei mir auf schwellendem Lager an meinen glänzenden Busen und laß die himmlische Wonne der Liebe uns kosten."

„Kennst Du die Liebe, o Jüngling, und ahnst Du die Wonne, zu athmen ihren lieblichen Duft?"

„Haſt Du je, umſchlungen von weichen Armen der Jungfrau, aus ihrem Munde das ſüße Geliſpel und die klagenden Seufzer der Liebe vernommen?“

„Haſt Du nie ſie vernommen, o Jüngling, dann höre ſie zum erſten Mal!“

„Höre ſie, weil noch die Locken der Jugend Dich ſchmücken, und die Sehnſucht im Buſen noch wacht!“

„Ach! umſonſt, wenn die Jugend verrauſcht, und das Alter die Locken gebleicht, wird der ſprudelnde Becher der Liebe Dir winken.“

„Dann wirſt Du weinen und ſagen: Ach! warum verſchmäht' ich, zu koſten die himmliſche Wonne der Liebe, eh' mir der Frühling des Lebens entſchwand?“

„Sieh, o Jüngling, meine Wange, ſie glüh't, wie die Roſe im Thal erglüh't, wenn die ſinkende Sonne ſie küſſt.“

„Sieh meinen duftenden Mund, er gleicht der Knoſpe der Nelke, wenn in dem Kelch zuerſt ihre Krone ſich ſpaltet.“

„Sieh mein Auge, es blickt mit blauem und mildem Glanz, wie die Welle im Bach, wenn der Mond in den Fluthen ſich ſpiegelt.“

„Sieh die Fülle meiner Locken, ſie umſchatten den glänzenden Nacken, wie die dunkle Nacht umſchauet den ſtrahlenden Tag.“

„Sieh meinen klopfenden Buſen und die liebliche Wölbung, die ſanft ſich erhebt, wie ſanft um die Erde der Himmel ſich wölbt.“

„Schlank iſt mein Leib, wie die Fichte im Wald, und weich, wie das ſchwellende Moos, das zum duftenden Lager uns winkt.“

„Komm, o Jüngling, an meine Bruſt, und ich werde meine Arme Dir öffnen, wie die Blume ihren Kelch dem Morgenthau öffnet.“

[illegible] aber ließ sich weder durch Gesang, noch Worte, [illegible] verlocken, in ein Zelt einzutreten, obgleich [illegible] Jünglinge, die ihm begegneten, dabei gar und ganz [illegible] Gefahr zu finden schienen, indem sie jetzt aus dem [illegible] heraus-, und unmittelbar darauf in ein andres [illegible].

Endlich hatte der Prinz das Ende vom Thal der Liebe erreicht und gelangte nun in die Sandebene. Der Sand aber, welcher diese Ebene bedeckte, war so locker, daß der Prinz [illegible] bis an die Knie hineinsank und unaufhörlich fortschreiten mußte, wenn er nicht in denselben ganz versinken wollte; indeß erstreckte sich dieselbe doch nicht weit; denn nach einer Stunde hatte er das Ende erreicht und trat nun in jenen grünen Garten ein, den ihm die Fee bezeichnet hatte. Die [illegible] war bereits untergegangen, und der Mond warf seinen silbernen Schimmer auf die Bäume und Blumen des Gartens und spiegelte sich in den Quellen, die mit sanftem Gemurmel durch grüne Matten rieselten. Der Prinz stillte seinen Hunger mit den Früchten der Bäume und löschte seinen Durst mit dem erfrischenden Wasser der Quellen und trat darauf in eine Laube ein, in welcher er eine Ottomane mit weichen Decken fand, in die er sich einhüllte und dann in einen süßen Schlummer sank, aus dem er erst erwachte, als am andern Morgen der erste Strahl der Sonne den Thau von dem Kelch der Rose küßte. Er richtete sich nun schnell von seinem Lager auf und trat, gestärkt durch Schlummer und Erquickung, seine Wanderung wieder an. In geringer Entfernung sah er schon den Wald, welchen er bald darauf betrat und mit raschen Schritten darin fortwandelte, indem die Gipfel der Bäume, die sich alle nach Mittag neigten, ihm die Richtung angaben, in welcher er seinen Weg fortzusetzen

hatte. Die Sonne ſtand ſchon hoch im Mittag und die Schwüle der Luft, die immer drückender wurde, hemmte nun etwas den allzu raſchen Gang des Prinzen, obwohl er noch immer ununterbrochen fortſchritt und ſich wohl hütete, nur einen Augenblick unbeweglich auf einem Fleck zu verharren. Hunger und Durſt ſtellten ſich allmählich bei ihm ein, und er verſuchte daher, im Vorbeigehen einige Blätter von den Kräutern abzuſtreifen, die im Walde wuchſen; aber er fand ſie unſchmackhaft und nicht zu genießen. Die Quellen, welche er antraf, waren alle zu niedrig, und er hätte, um daraus zu ſchöpfen, ſtill ſtehen und ſich bücken müſſen, was ihm aber die Fee verboten hatte, weshalb er es denn auch nicht wagte. Immer matter und langſamer wurde ſein Gang, immer quälender der Hunger, und immer brennender der Durſt. Oft ſchien es, als ob ihm der Athem verſiegen wolle, und die Luft, die er einathmete, brennendes Feuer ſei. Da nahm er alle ſeine Kräfte zuſammen, um durch einen raſchen Gang ſchnell das Ende des Waldes und ſeiner Leiden zu erreichen. Aber die allzu heftige Anſtrengung hatte ihn ſo erſchöpft, daß er nicht weiter konnte, ſondern einen Augenblick ſtill ſtehen mußte, um ſich auszuruhen. Kaum aber waren ſeine Füße unbeweglich auf dem Boden ſtehen geblieben, als ſie Wurzeln in die Erde ſchlugen und ſich darin befeſtigten; ſein Rumpf verlängerte ſich und rundete ſich zum Stamm; aus ſeinen Armen wuchſen zwei Äſte, und aus ſeinen Fingern bildeten ſich die Zweige; ſein Haupt ward zur Krone, und von der Scheitel löſten ſich die Haare und vertheilten ſich an den Zweigen und Äſten als Blätter. Der Prinz war in einen Baum verwandelt. Obgleich er nun durch dieſe Verwandlung die willkürliche Bewegung verloren, ſo hatte er doch auf eine wunderbare Weiſe den Gebrauch ſeiner Sinne und ſein volles

behalten. Er fühlte seinen ganzen traurigen Zustand und gerieth darüber in die höchste Verzweiflung. Er sah den hellen Tag und sah die Bäume, die um ihn her standen, und hörte ihr Rauschen und fühlte das Lüftchen wehen, das seine Blätter bewegte. Und als die Nacht kam, und der Thau sich feucht auf seine Krone legte, durchrieselte ihn die Kälte, und als am andern Tage die Sonne seinen Wipfel brannte, empfand er glühendes Stechen; und als endlich der Winter kam, und rauhe Winde durch seine Zweige fuhren, da hatte sein Leiden den höchsten Gipfel erreicht.

Der Himmel war mit dunklem Gewölk bedeckt, und alle Sterne am Firmament waren erloschen. Der Nachtrabe krächzte, und die Winde heulten, als ob die bösen Geister ihren Schmerz aus der Tiefe brüllten. Da erglommen auf der Heide plötzlich tausend Irrlichter, und man erkannte bei dem matten Schimmer den sie verbreiteten, deutlich ein altes Weib mit fliegenden Haaren und einem Besenstiel zwischen den Beinen. Mit der linken Hand hatte sie den Besenstiel gefasst, und in der rechten trug sie ein Irrlicht. Vor und hinter ihr erblickte man sonderbare kleine Gestalten, kaum eine Elle hoch von der Erde, die halb Mensch und halb Thier zu sein schienen. Nur Brust und Arme hatten Menschengestalt, aber Kopf und Beine die eines Bocks, oder einer Ziege. Ihr Gang war aufgerichtet, wie der eines Menschen, und in der Hand trugen sie ein Irrlicht. Das ganze Gesindel mit der Alten in ihrer Mitte flog mit scheußlichem Tanz wie ein Ungeheuer über die Heide, wobei abwechselnd bald die Alte allein, bald alle jene Gestalten zugleich kreischten und folgenden Wechselgesang anhuben:

Die Alte.

„Böcklein und Zicklein, hinten und vorn!
Wohl über die Heide, über Diſtel und Dorn!
Luſtig und meckernd! und immer mir nach!
Der Abend iſt Morgen, und Mitternacht Tag.“ —

Das Geſindel.

„Wir meckern, wir trampeln
Bald vorn und bald hinten,
Wir grüßen Dich, Nerick,
Du liebliche Braut!“ —

Die Alte.

„Böcklein und Zicklein, zum luſtigen Tanz
Reicht mir von giftigen Kräutern den Kranz!
Flechtet auch Tollkraut und Bilſen hinein!
Schierling und Wüthrich muſs auch darin ſein.“ —

Das Geſindel.

„Wir reichen den Kranz Dir
Aus giftigen Kräutern,
Mit Falſchheit geflochten,
Mit Bosheit geknüpft.

Die Alte.

„Böcklein und Zicklein, bereitet mein Bett!
Macht es mir weich und auch zierlich und nett!
Mein Bettchen ſei giftig und ſchlüpfrig und kühl!
Die Decke von Nattern, von Schlangen der Pfühl!“ —

Das Geſindel.

„Wir machen das Bett Dir
Von Schlangen und Nattern,
Wir machen es giftig
Und ſchlüpfrig und kühl.“ —

Die Alte.

„Böcklein und Zicklein, hinten und vorn!
Wohl über die Heide, über Distel und Dorn!
Lustig und meckernd und immer mir nach!
Der Abend ist Morgen, und Mitternacht Tag.“ —

Das Gesindel.

„Wir meckern, wir trampeln
Bald vorn und bald hinten,
Wir grüßen Dich, Norik,
Du liebliche Braut!“

Es war ein schöner Frühlingstag, und die Luft heiter und mit Wohlgerüchen angefüllt. Gegen Mittag aber wurde die Sonne stechender, und die Luft schwül und drückend, weshalb zwei Frauenzimmer, die im Garten auf- und abgewandelt hatten, denselben verließen und die Kühlung eines Zimmers suchten, das nach derjenigen Seite lag, die von der Sonne nicht beschienen wurde.

„Ach, liebe Mandane,“ sprach die jüngere, in der wir Rosalinde, die Mutter des Prinzen Wunderschön erkennen: „wollt Ihr nicht einmal zusehen in Eurem Spiegel, wie jetzt der Prinz wohl aussieht?“ —

„Er wird barbarisch aussehen,“ versetzte jene: „denn ich glaube, er ist ein Räuber geworden.“ —

Rosalinde blickte sie ängstlich an und sagte: „Ich weiß nicht, wie es Euch Vergnügen machen kann, mir Furcht einzuflößen, Mandane.“ —

„Liebe Rosalinde,“ sprach die Fee: „nicht ich flöße Euch Furcht ein, sondern Ihr selbst thut es. Einen jeden Zufall, ein jedes ohne Absicht hingeworfene Wort deutet Ihr auf den

Prinzen und meint, es verkünde sein Unglück. Ehe der Prinz abreis'te, wart Ihr frei von allen Vorurtheilen; jetzt aber seid Ihr so davon befangen und so abergläubisch geworden, wie nur ein altes Weib es sein kann, welches glaubt, es bedeute etwas Böses, wenn ihr eine Katze auf dem Wege begegnet, oder der Hahn zur ungewöhnlichen Zeit kräh't. Als Ihr neulich im Walde eine Eule hattet rufen hören, wart Ihr beinahe ohnmächtig geworden und hattet geglaubt, es sei das Leichhuhn, das Euch den Tod des Prinzen verkünde." —

„Aber Ihr hättet auch bloß hören sollen, wie ängstlich sie rief; es war wie eine Stimme, die aus dem Grabe tönte." —

„Aber, liebe Rosalinde, so rufen ja alle Eulen; und Ihr könnt doch nicht verlangen, daſs sich das Thier eine andre Stimme geben soll, als es von der Natur erhalten hat. Dazu hat Eure Furcht Euch das Rufen der Eule noch weit ängstlicher hören lassen, als es sonst ist. — Als Ihr neulich einen Mann sagen hörtet: „Er ist todt," kam Euch unwillkürlich die Frage in den Mund: „Wer! der Prinz!" — „Nein," antwortete er: „der Ziegenbock, denn sie haben ihn geschlachtet." Und als ich nun sagte, ich glaube, der Prinz sei ein Räuber geworden, wurdet Ihr nicht wieder ängstlich, ungeachtet Ihr doch wuſstet, daſs es nur im Scherz gesagt war! Aber dafür sollt Ihr auch diesmal bestraft werden; denn ich sage Euch jetzt in allem Ernst, daſs es mir in meinem Spiegel wirklich so vorgekommen ist, als sei der Prinz ein Räuber geworden und gehe darauf aus — Mädchenherzen zu rauben." —

Rosalinde war schon wieder blaſs geworden; als sie aber den Schluſs hörte, trat ein Lächeln um ihren Mund, und sie sagte: „Wenn ihm das Vergnügen macht, so mag er so viele rauben, als er will. Aber Scherz bei Seite, liebe Mandane,"

„ich glaube, daß der Prinz die Liebe noch gar nicht kennt; denn er hat seinen Vater nie gebeten, ihm ein schönes Mädchen zu schenken.“ —

„Wenn er sie noch nicht kennt,“ sprach Mandane: „so wird er sie wohl kennen lernen, sobald er das Zauberblättchen der Blumenköniginn erobert hat; nur fürchte ich, wird es dann schwer halten, ihn zu vermählen.“ —

„Wie meint Ihr das, liebe Mandane?“ fragte Rosalinde: „Ihr sagtet, wenn er das Zauberblättchen erobert habe, würde er die Liebe wohl kennen lernen, und dann würde es schwer halten, ihn zu vermählen? Das verstehe ich nicht; denn es scheint mir ein Widerspruch darin zu liegen.“ —

Mandane wurde roth und erschrak, daß sie hatte Mehr verlauten lassen, als sie wollte, wußte sich aber gleich zu fassen und sagte: „Ih nun, das ist ja leicht zu begreifen. Ich meine, wenn der Prinz erst die Liebe hat kennen lernen, und dann, wie es in solchem Falle mit jungen Leuten wohl zu geschehen pflegt, beim Anblick einer jeden Schönheit in Feuer und Flammen geräth, so möchte es schwer halten, daß er sich zu einer Wahl entschiede, da der Anblick einer jeden neuen Schönheit ihn in seinem Entschluß wieder könnte schwanken machen.“ —

„Was das betrifft,“ versetzte Rosalinde: „so fürchte ich dies eben von dem Prinzen nicht; denn hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so ist Nichts in der Welt im Stande, ihn davon abzubringen. — Aber bitte, liebe Mandane, Ihr vergeßt ja ganz, in Eurem Spiegel zuzusehen.“ —

„Ei, was ich für eine Sünderinn bin, daß ich so Etwas vergessen kann!“ versetzte Mandane und öffnete die Thür des Nebenzimmers, in welchem sie seitwärts nach dem Spiegel blickte, sich dann lächelnd zu Rosalinden wandte und sagte:

„Es iſt, wie ich ſage, der Prinz iſt ein Räuber geworden; denn er ſtreift eben durch einen Wald und wird wohl bald, mit Beute beladen, heimkehren.“ —

„Alſo der Prinz befindet ſich jetzt in einem Wald!“ fragte Roſalinde.

„Und zwar in einem ziemlich großen,“ verſetzte die Fee: „und es ſcheint, als ob er ſeinen bisherigen Aufenthalt verlaſſen habe und ſich auf einer Reiſe befinde.“ —

„Ach!“ rief Roſalinde: „Wer weiß, ob er dann nicht auf der Rückreiſe begriffen iſt und uns überraſcht, eh' wir uns deſſen verſehen. Wie ſah er im Geſichte aus?“ —

„Ein wenig echauffirt vom Gehen, ſonſt aber friſch und geſund.“ —

„Ich möchte,“ begann Roſalinde: „dem Prinzen gern eine Freude machen, wenn er zurückkommt, und ihm etwas recht Schönes ſchenken; aber ich kann auf Nichts kommen. Könnt Ihr mir nicht einen guten Rath geben, Mandane?“ —

„Geht zum Gartner,“ verſetzte Mandane: „und kauft die ſchönſten Blumen, die er hat, und ſetzt ſie in Töpfen vor das Fenſter im Schlafzimmer des Prinzen. Eine größere Freude werdet Ihr ihm nicht machen können.“ —

„Aber der Prinz hat ja ſelbſt ſo viele ſchöne Blumen in ſeinem Garten,“ entgegnete Roſalinde: „daſs es ihm nicht darauf ankommen kann, einige mehr, oder weniger zu haben, und ich wollte ihm doch ſo gern etwas recht Beſonderes ſchenken.“ —

„Thut, wie ich Euch ſage,“ verſetzte die Fee: „denn es iſt ein Geſchenk, das ganz zu dem Zauberblättchen der Blumenköniginn paſſt, und der Prinz wird es Euch mehr Dank wiſſen, als ob Ihr ihm die allerkoſtbarſte Sache geſchenkt hättet.“ —

„Das iſt doch ſonderbar,“ verſetzte Roſalinde: „daſs das

[illegible] Wirkung auf den Geschmack äußern [illegible], mein Gott!“ rief sie plötzlich: „wie wird [illegible] einmal sonderbar! Es ist, als ob mir alles Blut [illegible] den Adern erstarrte. Ach, geschwind, liebe Mandane, seht doch zu in Eurem Spiegel!“ —

„[illegible] wird's denn sein? Ihr werdet Euch zu fest ge[illegible] haben. Kommt, lasst mich Euch das Leibchen ein we[illegible]ig auflockern.“ —

„Ach nein, Mandane, das ist es nicht. Es hat diesmal [illegible] gewiß Etwas mit dem Prinzen zu bedeuten. Thut [illegible] doch den einzigen Gefallen und seht zu!“ —

„Ihr bringt Euch noch ums Leben mit Eurer ewigen Angst um den Prinzen,“ entgegnete die Fee: „ich will gern hingehen und zusehen, aber bloß, um Euch zu überzeugen, wie ungegründet auch diesmal Eure Besorgniß ist.“

Sie öffnete hierauf die Thür des Nebenzimmers und [illegible]kte seitwärts nach dem Spiegel, blieb aber nun nicht, wie [illegible] vorige Mal, in der Thür stehen, sondern schritt weiter [illegible] ins Zimmer. Nach einigen Minuten kam sie leichen[illegible] zurück und stammelte:

„Der Prinz ist — wohl.“ —

„[illegible]ein, nein, Mandane!“ rief Rosalinde: „ich seh' es [illegible], Ihr sagt mir die Wahrheit nicht. Ums Himmels [illegible]len! Was ist es mit dem Prinzen? Ich beschwöre Euch, [illegible] mir nicht zu verhehlen.“

„Fasst Euch,“ sprach die Fee: „dem Prinzen ist Etwas [illegible]; aber er ist nicht todt.“ —

„[illegible] mir, Was es ist,“ rief Rosalinde: „ich bin ge[illegible], es anzuhören.“ —

„So weit ich zu unterscheiden vermag, hat der Prinz [illegible] willkürliche Bewegung verloren,“ versetzte die Fee: „und

scheint sich in einem Zustand der Verwandlung zu befinden." —

Rosalinde stieß einen lauten Schrei aus und sank bewusstlos in Mandanens Arme. Diese selbst noch voller Bestürzung, suchte sich zusammenzuraffen, trug Rosalinden in ihr Schlafzimmer und legte sie auf's Bett. Sie wandte hierauf alle Mittel an, sie wieder ins Leben zurückzurufen, bis es ihr endlich gelang, und Rosalinde die Augen wieder aufschlug.

Nachdem der Prinz Wunderschön das Regenthal verlassen hatte, war's in der Wohnung der Dame Benda gar einsam und still geworden. Petermännchen stand im Garten, stemmte beide Arme in die Seite und sprach: „Hätt's doch nimmer gedacht, daß der Prinz ein solcher Wildfang wäre! läuft da wieder in die Welt hinaus, Wer weiß wohin, da er's doch hier so gut haben konnte. Aber ich hab's gesagt, es wird ihm gehen, wie dem Mann, der's nimmer gut genug bekommen konnte. Hätt' er nur so viel Geduld gehabt, meine Geschichte noch anzuhören — Wer weiß, vielleicht wär' er noch auf bessre Gedanken gekommen. Aber „nein," sprach er: „Petermännchen, diesmal mußt Du Deine Geschichte für Dich behalten." Schon gut, Herr Prinz, ich dränge mich Niemandem auf — aber gebt Acht! Ihr werdet noch einmal daran denken, Was Petermännchen Euch gesagt hat." — Dann schritt er gedankenvoll den Garten entlang und trällerte sein Blumenliedchen vor sich hin:

„Ich wollt' mir im Garten ein Blümelein pflücken,
Das schönste im Beete zumal:
Doch schön sind sie alle, die Blümchen im Garten,
Ihr lieblichen Blümchen, ihr müsset noch warten;
Ich finde hier nimmer die Wahl."

[illegible] ein liebliches Mädchen erkiesen,
[illegible] die Schönste im Lande zumal.
Ihr lieblichen Mädchen, Ihr müsset noch warten,
Ihr gleichet den duftenden Blümlein im Garten;
Zu schwer ist mir immer die Wahl."

[illegible] Liedchen pflegte er jedesmal zu singen, wenn er [illegible] Besseres zu thun wußte, und sang es dann immer in [illegible] Melodie, so wie grade seine Stimmung war, ohne sich weiter um die Worte zu bekümmern, die oft mit der Weise, worin er es vortrug, gar nicht in Zusammenhang [illegible]. Es diente ihm dazu, seine Freude auszudrücken, [illegible] Niemanden hatte, dem er sie mittheilen konnte, und [illegible] erklang es in der allerlustigsten Sangweise. Eben so wohl aber diente es ihm dazu, seinen Schmerz zu entladen, [illegible] sich Luft zu machen, wenn ihm die Brust zu beengt war, [illegible] klang es in so trauriger und melancholischer Weise, daß es gar nicht mehr dasselbe Lied zu sein schien, obwohl die Worte dieselben waren.

Dame Benda war gar gedankenvoll geworden, seit der [illegible] dem Kätzchen nicht mehr die Milch kochte und die Eier [illegible] dem Stall holte und das Wasser aus dem Bach schöpfte, [illegible] nun Alles selbst verrichten, was ihr sauer genug [illegible], da sie in so langer Zeit es so gut gewohnt war. Sie hatte bald nach der Abreise des Prinzen einen kleinen Toilettenspiegel, wie es schien, aus ihrer Bequemlade genommen und denselben auf den Tisch hingestellt und blickte des [illegible] öfter hinein und schüttelte dann jedesmal bedenklich [illegible]. Da rief sie eines Tages aus, als sie eben [illegible] hatte: „Es ist geschehen, und das Opfer ist gebracht, und es konnte nicht anders sein, da es schon voraus [illegible] war, daß es fallen mußte, und keine Macht auf

Erden konnte es verhindern. Da zuerſt ein böſer Genius dem Prinzen die Worte zuflüſterte, es gäbe ein Zauberblättchen der Blumenköniginn in der Welt, war er ſchon ohne Rettung verloren; denn hätte ihm auch Niemand Auskunft geben können, wie es zu erlangen ſei, und ihm den Weg der Gefahr gezeigt, ſo wäre ſein Schickſal kein beſſeres geweſen, weil er dann vor Kummer und Sehnſucht ſich ſelbſt würde verzehrt haben."

Kätzchen hatte auch mit in den Spiegel geſehen und dachte eben ſo, wie Dame Venda, weſshalb es denn auch mit dem Kopf nickte, als dieſe ihr Selbſtgeſpräch beendigt hatte, wodurch es zu erkennen gab, daſs es ihrer Meinung beipflichte. Übrigens ſaß es jetzt den ganzen Tag über traurig vor dem Fenſter und hatte gänzlich aufgehört zu ſpinnen, weil ihm Niemand mehr den Rücken ſtreichelte: denn Petermännchen war immer zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, als daſs er es hätte thun ſollen, und Dame Venda konnte ſich nicht mehr gut bücken und auch nicht auf den Fenſtertritt ſteigen, weil ihr beides Huſten verurſachte.

Als endlich der Winter kam, und der Regen ſich in unaufhörlichen Güſſen ins Thal herabſtürzte, ſaſſen Dame Venda und ihr Kätzchen und Petermännchen wieder zuſammen im traulichen Stübchen: aber diesmal herrſchte drinnen keine ſo fröhliche Stimmung, als vorigen Winter, da der Prinz dem kleinen Cirkel ſich anſchloſs. Petermännchen erzählte keine Mährchen, Kätzchen ſpann nicht, und Dame Venda ließ ihr ſchnurrendes Rädchen ſtehen und holte aus ihrer Bibliothek ein groſses, dickes Buch, das von der Unſterblichkeit der Seele und dem ewigen Leben handelte, aus welchem ſie laut vorlas, ſo daſs Petermännchen und Kätzchen es auch hören konnten. Der Mann, der das Buch geſchrieben, hatte zwar ſelbſt von

[illegible] gewiß; aber er gab doch dadurch den [illegible]en Beweis, der später einen so großen Einfluß [illegible] die Litteratur geäußert hat, daß man auch über Dinge, wovon man Nichts versteht, ein großes, dickes Buch schreiben könne, welcher Beweis hiernach von vielen Schriftstellern noch [illegible]er ins Licht gesetzt worden ist. Alle drei unterhielten sich [illegible] diesem Buche auf ganz verschiedene Weise: Dame Benda wurde geistig dadurch erbau't; Petermännchen zeichnete sich in seiner Schreibtafel die ihm fremd vorkommenden Wendungen und ungewöhnlichen Wortbiegungen auf, wodurch er seine [illegible]matik der Menschensprache zu bereichern gedachte; Kätz[illegible]chen hatte dabei seine eigenen Gedanken.

In dieser Einförmigkeit verstrich der Winter. Die Regengüsse hatten endlich aufgehört, die Bäume die großen Schneetropfen abgeschüttelt, und die Schneeglöcklein ihren [illegible]putz angelegt. Immer schöner erblüh'te der Frühling, und nun würde gewiß auch in die Wohnung der Dame Benda die Freude wieder eingekehrt sein, wenn nicht plötzlich ein wichtiges Mitglied derselben, nämlich Kätzchen, gefährlich krank geworden wäre. Es wollte weder Speise, noch Trank zu sich nehmen, hustete beständig und konnte im Bette weder auf der [illegible] noch auf der andern Seite liegen. Dame Benda hatte [illegible] alle Kräuter, die sie den vorigen Sommer eingesammelt, zu Thee verkocht, aber Nichts hatte anschlagen wollen. Sie mußte daher aufs neue in den Wald gehen und Kräuter suchen; aber die besten Heilkräuter waren leider noch nicht hervorgekommen; es fehlten namentlich noch der nervenstärkende [illegible] und die auflösende Malve, und ohne diese war die [illegible] nicht vollständig, und Kätzchen konnte daher auch nicht wieder gesund werden. Dame Benda aber war unvermögend, jeden Tag in Walde nachzusehen, wie weit die Be-

getation gedieben ſei, und ob ſie nicht hinter irgend einem Buſch, oder einer Erdſcholle die unentbehrlichen Kräuter entdecken könnte; aber die Natur ſchritt dieſes Jahr, obgleich Kätzchen krank war, nicht ſchneller fort, als ſonſt, und Dame Benda kehrte jedesmal wieder leer aus dem Walde zurück.

Eines Morgens, als ſie ſchon ihren Kräuterbeutel an den Gürtel befeſtigt, ihren Hut aufgeſetzt und ihren Stab in die Hand genommen hatte, um wieder in den Wald auszuwandern und Kräuter zu pflücken, erblickte ſie, da ſie die Thür ihrer Hütte öffnete, eine Frau auf die Erde hingeſtreckt, deren äußerſt phantaſtiſche Tracht ihr auffiel. Der ganze Anzug ſchien aus den feinſten Stoffen zu beſtehen, hing ihr aber ohne Ordnung und halb zerriſſen um den Leib. Ein hellblaues ſeidnes Kleid wurde hinten mit Schilf zuſammengehalten, womit auch die feinen Cordouanſchuhe gebunden waren, denen aber der Boden fehlte, und aus welchen geſchwollene und wund gegangene Füße hervorblickten. Ihre Kopfbedeckung beſtand aus einem Hute von feinem Atlas, woran aber der Schirm fehlte, und ſtatt der Bänder diente ein ſchmutziges Tuch, das um dasſelbe gebunden und unten am Kinn feſtgeknüpft war. Im Geſichte ſah ſie abgemagert und leidend aus, und die Haare flogen ihr wild um die Schultern.

Da die Frau ſie erblickte, machte ſie Miene aufzuſtehen und ſich ihr zu nähern. Als ſie aber den Fuß anſetzen wollte, konnte ſie es vor Schmerz nicht aushalten, weshalb ſie ſich wieder auf die Erde warf und verſuchte, zu der Alten auf den Knien hinzukriechen. Dieſe, welche ihre Abſicht merkte, war ihr ſchon auf einige Schritte entgegen gegangen und fragte ſie mit theilnehmender Stimme, ob ſie Etwas von ihr wünſche, und womit ſie ihr dienen könne? Die Frau fragte ſie hierauf, ob ſie mit der Fee Benda ſpreche? welches dieſe

[illegible] kroch sie hin zu ihren Füßen, umfaßte ihre [illegible] benetzte sie mit tausend Thränen.

„Arme Frau," sprach die Alte gerührt: „kommt in meine Hütte und erholt Euch und nehmt Speise und Trank zu Euch; denn beides scheint Ihr zu bedürfen; darnach werde ich sehen, [illegible] weiter für Euch thun kann." —

„Nein," entgegnete die Frau: „ich will nicht in Eure Hütte gehen. Hier auf der Erde will ich liegen bleiben zu Euren Füßen und Eure Knie umklammern und sie mit meinen Thränen benetzen, bis Ihr Euch meiner erbarmt und mir meine Bitte gewährt." —

„Wenn Das, was Ihr bittet, von mir abhangt zu gewähren," versetzte die Alte, so ist sie Euch gewährt. Darum sprecht, worin ich Euch dienen kann." —

Die Frau schien jetzt sprechen zu wollen; aber ein heftiges Schluchzen, wobei unaufhörlich ihre Thränen flossen, erstickte ihre Stimme, so oft sie es versuchte. Endlich nahm sie alle ihre Kräfte zusammen und rief mit einer furchtbaren, durchdringenden und herzzerreißenden Stimme:

„Gebt mir meinen Sohn wieder!"

„Euern Sohn!" versetzte die Alte: „Weiß ich denn, wer Euer Sohn ist? aber sagt mir, Wer seid Ihr denn?" —

„Ich!" versetzte die Frau: „ich bin Rosalinde, die unglückliche Mutter des Prinzen Wunderschön. Ich bin über's Meer gefahren, und dann zu Fuß durch die schwarze Heide und das Land der grünen Wälder gewandert, um Eure Wohnung aufzusuchen, und bin so lange umhergeirrt, und der heiße Sand hat meine Füße verbrannt, und die Sonne hat meine Haut versengt, und ich habe überall nachgeforscht, bis ich Euch endlich gefunden habe, und nun liege ich zu Euren Füßen und flehe Euch an um der Allbarmherzigkeit des Himmels

(hier nahm ihre Stimme wieder einen furchtbaren Ausdruck an): Gebt mir meinen Sohn wieder!"

„Arme Rosalinde," versetzte die Alte: „Ihr verlangt Mehr, als ich zu gewähren vermag." —

„Habt Erbarmen! habt Erbarmen!" rief Rosalinde: „bei Euch allein nur kann ich Erbarmen finden, und sonst nirgends in der Welt. Ich habe hinaufgeblickt in die Höhe und habe gerufen Tag und Nacht, und ich habe hinabgeblickt in die Tiefe und habe laut meinen Schmerz gejammert; aber keine Stimme von oben hat geantwortet, und die Geister der Tiefe haben geschwiegen, und ich habe kein Erbarmen gefunden, und meine Thränen haben immer und immer geflossen, und mein Jammer ist grenzenlos gewesen. Bei Euch, nur bei Euch, ist Erbarmen, und ich werde Eure Knie umklammern und Euch meinen Schmerz jammern, bis ich Euer Herz erweicht habe, und nicht aufhören zu rufen: Gebt mir meinen Sohn wieder!" —

„Arme, arme Rosalinde!" versetzte die Alte: „ich fasse Euern Schmerz und verstehe ihn ganz. Aber wie wollt Ihr Erbarmen bei mir suchen, der ich selbst der Erbarmung bedarf! Mein Kätzchen liegt daheim in seinem Bette und schrei't laut vor Schmerz, und der schwarze Tod steht ihm schon auf der Zunge, und ich gehe täglich hinaus in den Wald und suche das Kraut Baldrian und die Pflanze Malve, die ihm allein Rettung bringen können; aber nimmer kann ich sie finden und kehre immer leer wieder heim, und mein Kätzchen stirbt mir dahin, und Nichts kann es retten." —

„Ach, wie könnt Ihr so grausam sein und über meinen Schmerz spotten! rief Rosalinde: „Wenn Ihr je auf Erden ein Wesen gekannt habt, das Euch theuer war; wenn Ihr je ein zartes Kind an Eure Mutterbrust gedrückt habt; wenn

[illegible] die Liebe geglüh't und Euch mit unaus[illegible] Wonne erfüllt hat: so beschwör ich Euch bei Allem, was Euch heilig und theuer gewesen ist: Gebt mir meinen Sohn wieder!" —

„Nein," sprach die Alte: „wohl kenn' ich die Liebe, wovon Ihr sprecht, und liebe mein Kätzchen, wie Ihr nicht mehr Euren Sohn lieben könnt, und sitze an seinem Bette und weine Tag und Nacht; aber Was Ihr verlangt, Rosalinde, übersteigt meine Kräfte, und selbst wenn ich mein Leben aufopfern wollte, wär' ich nicht im Stande, Euch zu helfen." —

„Nein, nein, ach nein!" rief Rosalinde: „Ihr sprecht nicht wahr, Benda! Ihr sagt es nur, weil Ihr kein Erbarmen kennt. Hier aber will ich liegen vor Eurer Hütte und weinen und jammern und um Erbarmen flehen Tag und Nacht und rufen: Gebt mir meinen Sohn wieder! Und will hier liegen, bis der Schmerz und Hunger und Durst mich tödten, und dann will ich Euch erscheinen als ein Geist und an Euer Bett treten und laut Euch ins Ohr rufen: Gebt mir meinen Sohn wieder! Und wenn Ihr einen Bissen wollt in den Mund stecken und Euern Hunger stillen, dann werd' ich Euch zur Seite stehen und Euch ins Ohr rufen: Gebt mir meinen Sohn wieder! Und wenn Eure Zunge vor Durst am Gaumen klebt, und Ihr einen Trunk Wasser wollt an den Mund führen, dann werde ich neben Euch stehen und Euch in beide Ohren laut schreien: Gebt mir meinen Sohn wieder! Und wenn zuletzt Ihr im Todeskampfe liegt und Qualen der Hölle in Eurem Busen wüthen, dann will ich Eure Qual noch vermehren und mich auf Eure Brust legen und Euch zuheulen: Gebt mir meinen Sohn wieder!" —

„So muß ich Euch zu Grunde richten," versetzte die Alte: „obgleich ich sonst Euern Untergang nicht wollte. Wohlan!

ich gebe Euch ein Mittel an die Hand, Euern Sohn zu retten. Drei Stunden vom Regenthal gegen Morgen findet Ihr einen Wald, in welchem eine Staude wächst, die unter dem Namen Mistel bekannt ist. Sie wächst aber nicht in der Erde, sondern als Schmarotzerpflanze auf einem andern Baum. Ihr könnt sie leicht daran erkennen, daſs am Ende eines jeden Zweiges immer zwei andre Zweige ausgehen, und von jedem dieser Zweige wieder zwei andre, und so immer fort; auch hat sie lanzettförmige, an der Spitze abgestumpfte Blätter, und die Blüthen, deren Farbe gelblichgrün ist, haben keine Krone, sondern nur eine viertheilige Blumendecke mit eirunden gleichförmigen Blättchen. Habt Ihr nun diese Staude gefunden, so brecht davon einen Zweig ab und behaltet ihn in Eurer Hand und benetzt ihn fortwährend mit Euren Thränen, so daſs der ganze Zweig davon naſs wird. In dem Walde aber müsst Ihr drei Tage und drei Nächte lang bleiben und dürft in dieser Zeit Euch kein Kraut abpflücken und keine Wurzel aus der Erde graben, um Euern Hunger zu stillen, und kein Wasser aus der Quelle schöpfen, um Euern Durst zu löschen, und darf kein Schlaf in Eure Augen kommen, sondern Ihr müsst unaufhörlich wach sein und den Zweig mit Euren Thränen benetzen. Am vierten Tage aber, wenn die Sonne aufgegangen ist, und Ihr dann noch am Leben seid, dürft Ihr aus dem Wald gehen und könnt Euch dann auf dem Felde Kräuter pflücken und Euern Hunger stillen, und Wasser aus der Quelle schöpfen und Euern Durst löschen, denn nun ist der Zauber vollbracht; und bringt mir dann den Zweig, den Ihr mit Euren Thränen benetzt habt, dann will ich Euch Euern Sohn wiedergeben. Wisst aber, daſs wenn Ihr nicht Alles genau so ausrichtet, wie ich es Euch gesagt habe, der Zauber auch nicht kräftig ist, und ich

Euern Sohn nicht wiedergeben kann. Wenn Ihr ein Blatt abgepflückt habt und es genossen, oder nur ein Tropfen Wasser auf Eure Zunge gekommen ist, oder der Schlaf Euch nur einen Augenblick beschlichen hat, oder nur ein Fleck an dem Zweig von Euren Thränen unbenetzt geblieben ist: so ist der Zauber unkräftig, und Nichts in der Welt vermag dann, Euch Euern Sohn wiederzugeben. Jetzt aber tretet in meine Hütte und nehmt Speise und Trank zu Euch und verweilt so lange, bis Ihr Euch wieder gestärkt und kräftig fühlt, Euer Unternehmen auszuführen."

Rosalinde aber weigerte sich, einzutreten, und nahm von der Alten Nichts an, als einen Tropfen Milch, womit sie ihren brennenden Durst löschte, und dann versuchte, ihre Wanderung anzutreten.

„Seht Ihr wohl," sagte die Alte, als sie sah, daß Rosalinde vor Schmerz den Fuß nicht ansetzen konnte: „daß Ihr nicht fortkönnt, sondern erst der Erholung bedürft!" —

„Ach nein," sagte Rosalinde: „wenn ich erst ein wenig gegangen bin, so hört der Schmerz auf, und ich kann dann wieder rasch fortschreiten. Es schmerzt nur im Anfang, weil ich die Nacht über vor Eurer Hütte gelegen und die Füße so lange Zeit nicht bewegt habe." —

Es war wirklich, wie Rosalinde sagte; denn nachdem sie ein paar hundert Schritte unter den größten Schmerzen zurückgelegt hatte, konnte sie ihre Füße schon besser ansetzen und empfand den Schmerz weit geringer.

Dame Benda blickte ihr nach, bis sie sie aus den Augen verlor, sah dann hinauf zu dem blauen Himmel und rief: „Du großer Geist, warum muß auch dieses Opfer fallen! Warum müssen es grade immer die besten und edelsten Menschen sein, welchen Du die größten Leiden auferlegst! und

warum haſt Du mich zu dem Werkzeug erſehen, ihnen den Untergang zu bereiten? und warum ſchlägſt Du mich ſo hart und läſſeſt mein Kätzchen dahinſterben, ehe denn ich in die Grube geſunken bin, und läſſeſt kein Kraut wachſen, das ihm Rettung bringen könnte? — Doch nein, rief ſie plötzlich, ſich beſinnend: „Du biſt immer gerecht, und Deine Rathſchlüſſe ſind die beſten. Du läſſeſt jene leiden, damit ſie einſt deſto höher die Wonne empfinden, die Du ihnen bereiten willſt; und Du nimmſt mein Kätzchen hinweg, ehe denn mich, damit es nicht, wenn ich in die Grube geſunken bin, hülflos auf Erden wandle und Kummer und Noth leide.“ Mit dieſen Worten ſich ſelbſt tröſtend, ſchritt ſie an ihrem Stabe im Walde fort und ſuchte, wie immer, auch diesmal vergebens das Kraut Baldrian und die Pflanze Malve.

Die Dame Benda hatte bisher immer noch eine leiſe Hoffnung gehabt, Roſalinden wiederzuſehen, obwohl das Unternehmen, das ſie ausführen ſollte, und ihr ohnehin ſchon höchſt ſchwacher Zuſtand die Unmöglichkeit der Sache genugſam darthaten. Als aber Roſalinde am vierten Tage nicht erſchien, und auch am fünften und ſechsten und ſiebenten nicht, da hatte ſie die Hoffnung aufgegeben und wußte nun, daſs das Opfer gefallen war. — Wenige Tage hiernach, als ſie eines Morgens aufſtand und aus dem Fenſter in den Garten ſah, erblickte ſie Petermännchen, der ihr einen Wink gab, daſs er mit ihr ſprechen wolle. Sie machte das Fenſter auf, und Petermännchen hüpfte herein und nahm ſeinen Platz auf dem Tiſch ein. „Dame Benda,“ begann er: „als ich heute Morgen auf der Gartenmauer ſtand und in den Wald hinausblickte, ſah ich in einiger Entfernung rechts am Wege, wo die hohle Eiche ſteht, einen Menſchen liegen; es kam mir vor, als ſei es ein Frauenzimmer, und ich fürchte gar, daſs

[illegible] Ihr nicht einmal hingehen und zusehen, [illegible] ist, und sie verbrennen, damit sie nicht die [illegible] pestet?"

Dame Benda ging sogleich nach dem Orte hin, den ihr [illegible] bezeichnet hatte, und fand hier am Wege ein [illegible] hingestreckt, das in der Rechten einen [illegible] Zweig hielt, um welchen sich ihre Hand krampfhaft [illegible] hatte. Die Alte erkannte in derselben sogleich Rosalinden, obgleich ihre Züge beinahe unkenntlich geworden waren. Ihr Puls hatte aufgehört zu schlagen, und ihr Athem [illegible]; auch war ihr Körper beinahe schon überall kalt [illegible]. Dame Benda brachte sie mit vieler Anstrengung in ihre Hütte, trug sie in das Gartenhäuschen und legte sie aufs Bett. Nach vielen Versuchen gelang es ihr, Rosalinden [illegible] zurückzurufen; aber sie öffnete nur die Augen, um [illegible] wieder zu schließen; jedoch war die Wärme in [illegible] zurückgekehrt, ihr Puls schlug wieder leise, und [illegible] schöpfte schwach Athem. Die Alte flößte ihr hierauf einen Kräutersaft in den Mund, den sie mit Begierde aufzunehmen schien.

Durch der sorgfältigen Pflege, welche Dame Benda Rosalinden angedeihen ließ, erholte sich diese nach und nach und [illegible], bis sie so weit hergestellt war, daß sie wieder ohne große Anstrengung zu sprechen vermochte, der Alten ihre Begebenheit in folgenden Worten:

„Als ich," begann sie: „nach der Weisung, die Ihr mir [illegible] mitgegangen war, den Zweig von der Staude Mi[illegible] Euch überbracht, zu holen, erreichte ich den Wald, [illegible] dieselbe wuchs, da sich die Sonne bereits ihrem Untergang neigte. Ich suchte, sobald ich in den Wald gekommen [illegible], überall die Staude, die Ihr mir beschrieben hattet, zu

entdecken; aber alle meine Bemühungen blieben an diesem Tage fruchtlos. Als nachher der Mond aufgegangen war, setzte ich bei dem schwachen Lichte, das er durch die Zweige der Bäume warf, meine Nachforschungen fort und durchwanderte den Wald nach allen Seiten hin; aber erst gegen Morgen gelang es mir, kurz vor Aufgang der Sonne an dem Stamm einer Eiche jene Staude zu entdecken, die mit der Beschreibung, die Ihr mir davon gemacht, genau übereinstimmte. Ich brach davon einen Zweig ab und benetzte ihn mit meinen Thränen, die nie aufgehört hatten, zu fließen, und blieb in dem Wald drei Tage und drei Nächte lang, und meine Thränen flossen unaufhörlich, und kein Schlaf kam in meine Augen, und keine Nahrung in meinen Mund, und kein Wasser auf meine Zunge, und ich weinte fortwährend meine Thränen auf den Zweig und benetzte ihn damit überall, so daß kein Fleck an demselben trocken blieb; und als am vierten Tage die Sonne aufgegangen war, ging ich aus dem Wald und suchte mir auf dem Felde Kräuter und stillte meinen Hunger und schöpfte mir aus der Quelle Wasser und löschte meinen Durst. Als ich aber nun meinen Weg nach dem Regenthal fortsetzen wollte, vermißte ich den Zweig der Mistel, den ich mit meinen Thränen benetzt hatte. Ich mußte ihn irgendwo an einer Stelle, indem ich mir Kräuter pflückte, niedergelegt und ihn dann vergessen haben. Ich suchte überall auf dem Felde, um ihn wiederzufinden, und suchte den ganzen Tag, und als nachher der Mond aufging, die ganze Nacht, und es ist in dem ganzen Umkreise keine Stelle, die nicht viele Male mein Fuß betreten hat; aber alle meine Bemühungen blieben fruchtlos. Da ging ich gegen Morgen wieder zurück in den Wald und brach noch einmal einen Zweig von der Pflanze Mistel und weinte darauf meine Thränen

drei Nächte lang und blieb ohne Nahrung und
und kein Schlaf kam in meine Augen, und am vier-
Tage, als die Sonne aufgegangen war, ging ich aus dem
und pflückte mir keine Kräuter auf dem Felde und
Wasser aus der Quelle, sondern setzte ununter-
meinen Weg nach dem Regenthal fort, und als Steine
Dornen meine Füße wund geritzt hatten, und ich nicht
mehr darauf gehen konnte, warf ich mich nieder auf die Knie
noch eine Strecke lang weiter, bis endlich alle
erschöpft waren, und ich bewußtlos auf der Stelle
wo Ihr mich nachher gefunden habt." —

Als Rosalinde mit diesen Worten ihre Erzählung geendigt hatte, rief die Dame Benda: „Unglückliche Rosalinde! Eure Leiden sind groß gewesen, und Ihr habt Mehr ertragen, als Menschen sonst zu ertragen im Stande sind; aber seid nun guten Muthes; denn bald werdet ihr jetzt das Ende Eures Kummers sehen und Euern Sohn wieder umarmen, denn Nichts kann dem Zauber der Mutterliebe und der Mutterthränen widerstehen, und vor ihm muß jede Verwandlung weichen, ob auch der Zauber unauflöslich wäre. Groß sind Eure Leiden gewesen, Rosalinde," fuhr sie fort: „sehr groß; aber einen Trost habt Ihr doch gehabt, der Eurem Herzen Balsam gewesen ist, nämlich den, daß Andre Eure Leiden theilen konnten. Jede Mutter, die ein Kind an ihre Brust gedrückt hat, begreift Euern Schmerz und hilft ihn durch ihre Theilnahme Euch tragen. Welche Seele auf Erden aber begreift meinen Schmerz! und wo schlägt wohl ein Herz in einer menschlichen Brust, das mir Theilnahme schenken möchte! Seht, Rosalinde, das ist eben das Ungeheure meines Schmerzes, daß Niemand ihn begreift. Selbst Ihr, die Ihr doch wißt, Was Leiden ist, machtet mir Vorwürfe, daß ich über

Euern Schmerz ſpottete, als ich Euch den meinigen nannte, weil Ihr ihn nicht begreifen konntet.“

Roſalinde ſah ſie ſtumm an und konnte ihn auch diesmal nicht begreifen, eben ſo wenig, wie der gröſste Theil unſerer Leſer ihn wird begreifen können.

Als Roſalinde nach einiger Zeit völlig wieder hergeſtellt war, ſagte die Alte eines Tages zu ihr: „Roſalinde, wenn ich Eurem Sohn ſeine Menſchengeſtalt wiedergeben ſoll, muſs ich mich auf einige Tage aus meiner Hütte entfernen, um mich zu dem Walde zu begeben, wo er ſich befindet. Das kann ich aber nicht, ehe mein Kätzchen geſtorben iſt; ſeine Stunden ſind indeſſen gezählt, und es kann eben ſo gut ſchon heute, als morgen dahinſcheiden. Auch möchte ich nicht, daſs Euer Sohn Euch in meiner Hütte träfe, weil er noch ein Geſchäft auszurichten hat, das zu ſeinem künftigen Glücke beiträgt, woran ihm aber Eure Gegenwart hinderlich ſein würde. Tretet daher die Reiſe zu Eurer Heimath wieder an. Eure Kleider habe ich ausgebeſſert, und das Unbrauchbare durch andre Stücke aus meiner Garderobe erſetzt; auch habe ich für dauerhafte Schuhe geſorgt, die Euch auf der Reiſe nicht entzwei gehen werden, ſo daſs der Sand Eure Füſse nicht verbrennen kann, und die Dornen ſie nicht zerritzen. Damit Ihr aber genau die Stunde wiſſt, wann Euer Sohn von ſeiner Verzauberung gelöſ't ſein wird, ſo nehmt dieſes Halsband von ſchwarzen Perlen und tragt es um den Hals. In demſelben Augenblick, da dieſe Perlen weiſs geworden ſind, wird auch Euer Sohn wieder ſeine Menſchengeſtalt erlangt haben.“ Und mit dieſen Worten knüpfte ſie Roſalinden ein koſtbares Halsband von ſchwarzen Perlen um den Hals, die in den Strahlen der Sonne einen dunklen glänzenden Schimmer nach allen Seiten hin verbreiteten.

[illegible] trat sie den folgenden Tages ihren Heimweg [illegible] sie zuvor der Dame Benda ihren innigsten Dank [illegible] ihr erwiesene Güte abgestattet hatte. Ihre Thränen [illegible] sanfter, und ihr Schmerz wurde milder, da nun die Hoffnung in ihrem Busen wieder Raum gewann. Niemals aber [illegible] Halsband fleißiger betrachtet worden, als das, welches den Hals der Dame Rosalinde schmückte, die jetzt Mannen nicht mehr um ihren Spiegel beneidete, da sie in jenen Perlen einen noch weit köstlicheren Schatz zu besitzen glaubte. [illegible] Benda hatte endlich die Pflanze Malve, wonach [illegible] so lange gesucht, im Walde gefunden, und es fehlte ihr [illegible] noch das Kraut Baldrian, um die Mischung vollständig zu machen. Doch auch die Malve, die sie nun den andern Kräutern beifügte, hatte schon ihre Wirkung gezeigt, [illegible] daß Kätzchen, als es etliche Male von dem Absud getrunken, weniger stark hustete, und nun auch wieder auf der einen Seite liegen konnte. Nach einiger Zeit fand sie auch endlich das Kraut Baldrian, und nun war die Mischung vollständig. Man sollte nun meinen, daß Kätzchen jetzt gerettet [illegible] müßte und seine Gesundheit wieder erlangt haben werde; [illegible] das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die Krankheit, [illegible] Kätzchen bisher gelitten hatte, wurde zwar gehoben; aber Niemand konnte ihm seine Kräfte wiedergeben, [illegible] es während derselben gänzlich zugesetzt hatte. Ja, hätte Dame Benda gleich zu Anfange, da Kätzchen krank wurde, die Kräutermischung vollständig machen können — Wer weiß, [illegible] hätte vielleicht noch den heutigen Tag gelebt; aber [illegible] war es zu spät, und Kätzchen mußte, wie das öfter bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, einzig und allein an Entkräftung sterben, was eben so schlimm ist, als wär' es an zu viel Kräften gestorben, ähnlich dem Schicksal, das Qua-

ſer erlitt, von dem die Zwerge ſagen, er habe für einen Menſchen zu viel Weisheit gehabt, und ſei daher in ſeiner eigenen Weisheit erſtickt.*)

Es geſchah hierauf eines Tages, daſs in einem Walde eine alte Frau an ihrem Stab dahergeſchritten kam. In der einen Hand trug ſie eine Ruthe, betrachtete ſie zuweilen gedankenvoll und murmelte bei ſich ſelbſt: „Sollte ſie wohl echt ſein!“ Endlich blieb ſie vor einem Baum ſtehen, der ſich von den andern Bäumen im Walde beſonders dadurch unterſchied, daſs ſeine Blätter ſich abwärts zur Erde neigten, als wolle er dadurch ſeine Traurigkeit ausdrücken, während jene ihre Blätter friſch und grün zum Himmel emporſtreckten. Die Frau nahm hierauf die Ruthe, ſchlug damit den Baum von der traurigen Geſtalt und ſprach: „Krone werde Kopf! und Stamm bleibe Stamm!“ und ſogleich ſaß auf dem Stamm des Baumes ein Menſchenkopf. „Ja, ſie iſt echt,“ murmelte die Alte. „Prinz,“ begann ſie hierauf zu dem Kopf: „mir iſt vom Schickſal die Macht verliehen, den Zauber, der Euch hier gefangen hält, zu löſen und Euch Eure menſchliche Geſtalt wiederzugeben. Ihr müſſt nun wiſſen, daſs während Eurer Abweſenheit aus meiner Hütte mein Kätzchen mir geſtorben iſt. Wollt Ihr nun, wenn ich Euch völlig entzaubre, mir in meine Hütte folgen und im Walde ein Grab für mein Kätzchen machen und es darin begraben, und mir wieder dienen, ſo wie Ihr es ehedem gethan habt, ſo lange bis auch ich geſtorben bin, welches, wie ich denke, wohl bald geſchehen wird, da ich mein Kätzchen nicht lange werde überleben können, und darnach auch mich neben demſelben begraben? Sprecht, Prinz, wollt Ihr unter dieſer Bedingung Eure Menſchengeſtalt wieder erhalten?“ —

*) Siehe: Die Edda, von dem Urſprunge der Poeſie.

Euch zwanzig Jahre dienen sollte," [illegible] Kopf: „so will ich es viel tausendmal lieber, als [illegible] diese grenzenlosen Martern leiden."

Da schlug die Frau den Stamm abermals mit der Ruthe und sprach: „Kopf bleibe Kopf! und Stamm werde [illegible]!" und siehe, in demselben Augenblick stand vor ihr [illegible] Prinz Wunderschön, wie er leibt und lebt, und setzte sogleich seine beiden Füße in eine unaufhörliche Bewegung, als ob er Quecksilber darin gehabt hätte. Dame Benda aber — [illegible] daß diese Frau keine andre war, wissen wir alle — sagte zu ihm, daß es jetzt, da sie rückwärts schritten, durchaus keine Gefahr habe, im Walde still zu stehen, sondern nur dann, wenn sie vorwärts durch denselben gegen Abend gingen. Der Prinz wollte es aber nicht auf den Versuch ankommen lassen, sondern ließ seine beiden Spazierstöcke in rastloser Thätigkeit bleiben, bis sie den Wald hinter sich hatten.

Sie schritten hierauf weiter in der Richtung nach dem Garten fort, wo der Prinz die Nacht auf der Ottomane zugebracht hatte, ehe er in den Wald ging. Als sie bei demselben angelangt waren, sagte die Alte zu ihm: „Prinz, geht jetzt in den Garten und bleibt darin drei Tage und drei Nächte lang und badet Euch jeden Abend, wenn die Sonne untergegangen ist, in dem Wasser der Quellen und löscht damit Euern Durst, und pflückt Euch von den Früchten der Bäume und stillt damit Euern Hunger. Des Tages aber dürft Ihr nicht von dem Wasser trinken, es sei denn, daß Ihr es am Abend vorher geschöpft hättet, und auch nicht von den Früchten genießen, es sei denn, daß Ihr sie abends vorher gepflückt hättet. Und wenn Ihr drei Tage und drei Nächte lang in dem Garten gewesen seid und Euch jeden Abend in den Quellen gebadet habt, dann werdet Ihr Euch gestärkt fühlen

und Eure vorigen Kräfte völlig wieder erlangt haben und könnt dann Euern Weg nach dem Regenthal fortsetzen. Pflückt Euch aber am Abend vorher, eh' Ihr den Garten verlasst, einen Korb, den Ihr in der Laube finden werdet, voll Früchte von den Bäumen und schöpft einen Schlauch, den Ihr ebenfalls in der Laube finden werdet, voll Wasser aus den Quellen und nehmt beides mit Euch und genießt auf dem Wege, wenn Euch hungert, von den Früchten und trinkt, wenn Euch durstet, von dem Wasser. So Euch aber Jemand begegnet und Euch bittet, ihm von den Früchten aus Eurem Korb zu geben, oder von dem Wasser aus Eurem Schlauch, so thut es nicht, denn es würde Euch Gefahr bringen. Und jetzt, Prinz, geht in den Garten und thut, wie ich Euch gesagt habe, und seht mir nicht nach, wenn ich von Euch gehe."

Mit diesen Worten wandte sich die Alte um und schritt an ihrem Stabe fort. Der Prinz aber ging in den Garten, ohne sich nach ihr umzusehen, und that, wie sie ihm gesagt hatte. Und als er drei Tage und drei Nächte lang in dem Garten gewesen war und sich jeden Abend in den Quellen gebadet und von dem Wasser getrunken und von den Früchten gegessen hatte, fühlte er sich völlig wieder gestärkt und trat am vierten Tage seine Reise nach dem Regenthal wieder an, nachdem er sich abends vorher den Korb voll Früchte gepflückt und den Schlauch mit Wasser gefüllt hatte. Er schritt nun zuerst auf das Thal der Liebe zu und freu'te sich schon im voraus, die schönen Mädchen wiederzusehen und ihre sanfte einladende Stimme und ihren süßen Gesang zu vernehmen, obwohl er wusste, dass es gefährlich war, ihrer Einladung zu folgen; denn es geht mit diesen Wesen so, wie mit einigen Giftpflanzen: obwohl wir uns fürchten, sie anzurühren,

[illegible] lassen, so weilt doch unser Auge mit Wohlgefallen auf dem Farbenglanz ihrer Blumen.

Der Prinz hatte endlich das Thal der Liebe betreten und erblickte schon von ferne die weißen Zelte, und vor denselben den grünen Rasenteppich und die Bank; aber statt der schönen Mädchen, die er zu sehen hoffte, kamen ihm überall alte gebückte Mütterchen auf ihren Krücken entgegengehinkt und sprachen zu ihm mit heiserer Stimme:

„Ach, schöner Jüngling, gebt uns doch von den Früchten aus Eurem Korb und lasst uns trinken von dem Wasser aus Eurem Schlauch, auf dass wir wieder erfrischt und gestärkt werden. Ach! als gestern die Sonne im Mittag stand, waren wir noch schöne junge Mädchen und blüh'ten, wie die Rose im Mai, und sangen süße Lieder der Liebe und leerten unaufhörlich [illegible]; aber der feurige Nektar, der von außen so lieblich anzuschauen und auf der Zunge so angenehm war, verzehrte die Lebenskraft in unsern Nerven und verbrannte das Mark in unsern Knochen, so dass wir alt wurden in einer einzigen Nacht und völlig dahingewelkt sein werden, ehe noch die Sonne wieder im Mittag steht, wenn Ihr uns nicht essen lasst von Euren Früchten und trinken aus Eurem Schlauch."

Der Prinz aber, welcher sich früher geweigert hatte, eine Gunst von ihnen anzunehmen, weigerte sich nun ebenfalls, ihnen eine zu erzeigen, und sprach daher: „Liebes Mütterchen, ich habe nur eben so viel Früchte in meinem Korb, als ich selbst esse, und so viel Wasser in meinem Schlauch, als ich selbst trinke, weßhalb Ihr es mir nicht übel nehmen müsst, wenn ich Euch Nichts davon abgeben kann," und damit setzte er seinen Weg weiter fort, ohne sich um ihr anhaltendes Bitten und Flehen zu bekümmern. Es begegneten ihm auch alte krummgebückte Männer, die ebenfalls an Krücken daherschritten

und ihn mit derſelben Bitte antraten und ihm auf dieſelbe Weiſe ihr Schickſal klagten, welche er aber dann allemal mit denſelben Worten abwies. Als er das Thal der Liebe hinter ſich hatte, konnte er eine geheime Freude darüber nicht unterdrücken, daſs er ehedem der Einladung der ſchönen Mädchen nicht gefolgt war, ſo ſchwer es ihm damals auch ankam, da er nun deutlich das Schickſal vor Augen ſah, das ihn alsdann würde betroffen haben. Die alten häſslichen Mütterchen aber, die der Prinz in dem Thal der Liebe angetroffen, waren keineswegeo dieſelben, die er früher als ſchöne Mädchen darin geſehen hatte. Jene waren ſchon längſt dahingewelkt, und tauſend und tauſend andre waren ihnen gefolgt. Jeden Tag nämlich, wenn die Sonne im Mittag ſteht, kommen aus dem Lebensthal, das öſtlich vom Thal der Liebe liegt, ſchöne junge Mädchen und nehmen die leergewordenen Zelte ein; und es erſcheinen dann auch Jünglinge aus dem Lebensthal und treten in die Zelte zu den Mädchen ein und leeren mit ihnen unaufhörlich den Becher der Liebe, worauf denn am andern Morgen die ſchönen jungen Mädchen alte häſsliche Mütterchen, und die blühenden Jünglinge hinfällige Greiſe geworden ſind, und ehe noch die Sonne wieder im Mittag ſteht, iſt ihre Lebenskraft gänzlich erloſchen; und es werden dann die Zelte wieder von andern Mädchen aus dem Lebensthal eingenommen, und andre Jünglinge aus jenem Thal treten zu ihnen ein, bis ſie am andern Morgen das Schickſal der vor ihnen Dahingekommenen getheilt haben, und andre Mädchen und andre Jünglinge ihnen nachfolgen; und obwohl die meiſten das Schickſal, das ſie betreffen wird, vorher wiſſen, ſo ſind doch jedesmal die Zelte, ſobald ſie leer geworden, von andern Mädchen wieder eingenommen, und andre Jünglinge treten wieder bei ihnen ein, und ſo wiederholt ſich im-

[illegible] schen Tag, bis das Jahr um ist. Je jünger [illegible]e Mädchen, und je zarter die Jünglinge sind, welche [illegible] Thal der Liebe betreten und sich unaufhörlich von dem süßen Nektar berauschen, desto eher welkt ihre Jugend und ihre Schönheit dahin. Jenes naive kleine Mädchen zum Beispiel, das erst vierzehn Jahr alt zu sein schien und sich an den Arm des Prinzen hing und ihn so flehend bat, in ihr Zelt einzutreten, war schon dahingewelkt, ehe es noch einmal Mitternacht geworden war, und am Morgen lag es auf seinem [illegible] schon starr und unbeweglich.

Der Prinz durchwanderte nun die öde Heide und aß, wenn ihn hungerte von den Früchten aus seinem Korb, und trank, wenn ihn dürstete, von dem Wasser aus seinem Schlauch, und des Abends, wenn die Sonne untergegangen war, legte er seinen Kopf auf einen Feldstein und schlief die Nacht auf der harten Erde sanfter, als die Prinzessinn in ihren Flaumenbetten, worunter die alte Königinn eine Erbse gelegt hatte*).

Nach neun Tagereisen hatte er die öde Heide zurückgelegt und gelangte wieder in das Land der grünen Wälder, und einige Tage später ins Regenthal und in die Wohnung der Dame Benda. Petermännchen, der auf der Gartenmauer saß und ihn von ferne kommen sah, rief ihm zu: „Ei, sieh da! Hier haben wir ja den Prinzen Wunderschön wieder! Daß Ihr wiederkommen würdet, Prinz, das wußte ich im voraus, so gewiß, als ich Petermännchen heiße, und hättet Ihr nur damals meine Geschichte hören wollen von dem [illegible], der's nimmer gut genug bekommen konnte, so wärt Ihr sicher gar nicht abgereist. Aber durch Schaden wird man

*) Siehe Grimm's „Kinder- und Hausmährchen" und Anderſen's „Mährchen, erzählt für Kinder."

ling, wenn auch nicht allemal reich. Indeſs ſeid willkommen, Prinz, und laſſt es Euch bei uns wohl ſein und nehmt mit uns fürlieb ſo gut wir's haben; es ſoll Euch Alles vergeben und vergeſſen ſein. Freilich, ſo froh geht's bei uns nicht mehr zu, wie ehedem; denn Käzchen iſt in Eurer Abweſenheit geſtorben, und Dame Venda ſizt bei ſeiner Leiche und weint den ganzen Tag und nimmt weder Speiſe, noch Trank zu ſich, und wenn das lange ſo fortdauert, wird ſie wohl bald eben ſo da liegen, wie Käzchen. Darum iſt's ein Glück, Prinz, daſs Ihr gekommen ſeid, damit Ihr Dame Venda tröſtet und ihr in ihrer Noth beiſtehet; denn Alles, was ich ihr ſage, iſt ſo gut, wie in den Wind geredet, weil ich's ihr nicht ſo laut ſagen kann, als Ihr." —

„Iſt denn Dame Venda ſchon wieder zu Hauſe gekommen?" fragte ihn der Prinz.

„Was faſelt Ihr doch, Prinz?" verſezte der Zwerg: „Dame Venda hat ja das Haus gar nicht verlaſſen, ſondern immer drinnen bei ihrem Käzchen geſeſſen und geweint." —

„Hat ſie denn nicht eine Fußreiſe von etwa zwanzig Tagen und darüber gemacht?" fragte der Prinz.

„Ich glaube, es muſs nicht recht unter Eurer Müze ſtehen," verſezte der Zwerg: „oder Ihr habt Euch auch eine gewaltige Lüge aufheften laſſen. Auch nicht während zwanzig Stunden iſt ſie aus dem Hauſe geweſen, was ich wiſſen muſs, da ich ihr jeden Tag auf meinem Rollwagen die Eier aus dem Stall gebracht und ihr im Theeſchälchen Waſſer aus dem Bach geſchöpft und es ihr ins Haus gefahren habe, und ſie es mir jedesmal ſelbſt abgenommen hat. Ihr ſprecht aber gar von einer Fußreiſe, die ſie ſollte gemacht haben, da ſie doch kaum über die Thürſchwelle ſchreiten kann, weil ſie ſo matt geworden iſt von all dem Weinen über den Tod ihres Käzchens, und weil ſie

[illegible] des Nachts ein Auge zuthun kann vor lauter [illegible] und Schluchzen."

Der Prinz schüttelte nachdenkend den Kopf, ging ins [illegible] und trat zu der Dame Benda in ihr Stübchen ein. [illegible] sich auf ihr Kätzchen geworfen und bedeckte den tod[illegible] mit ihren Thränen und Küssen und jammerte laut [illegible] Schmerz.

„Seid willkommen, Prinz, in der Wohnung der Trauer," [illegible] sie, als sie ihn erblickte. „Seht, da liegt sie, die treue [illegible] auch Ihr einst lieb gehabt habt, und sein Herz [illegible] zu schlagen, und seine Lunge zu athmen, und [illegible] Stimme und kein Zauber kann die Todten wieder erwecken. Ja, Prinz, auch Ihr habt einst mein Kätzchen lieb gehabt und werdet seiner Erinnerung eine Thräne der Wehmuth zollen." Und wirklich trat dem Prinzen eine Thräne [illegible] als er den großen Jammer der Dame Benda sah. Diese aber sprach: „Prinz, ich sehe, daß Ihr ein gutes Herz habt, und diese Thräne, die Ihr meinem Kätzchen geweint, wird einst herrlich aufblühen und zu einem Baum des Segens werden; und Ihr werdet unter seinem Schatten wohnen und seine Früchte genießen. Nun aber gehet hin und grabt, wie Ihr versprochen habt, auf dem Hügel unter der Trauerweide ein Grab, auf daß wir den theuren Leichnam hineinsenken und ihn mit Erde bedecken; und dann grabt daneben auf der andern Seite des Baumes ein andres Grab und lasst es offen stehen, bis auch ich gestorben bin und legt dann auch mich hinein und begrabt mich neben meinem Kätzchen, und dann pflanzt Blumen auf unsre Gräber und pflanzt auf jedes Grab Epheu und lasst es sich hinaufschlängeln an den Baum, so daß die Ranken von beiden Gräbern, sich in einander verschlingen und unzertrennlich bleiben, so wie ich und

mein Käzchen im Leben es waren. Beide Gräber aber sollt Ihr graben sechs Fuß lang und drei Fuß breit und sieben Fuß tief und sollt auf den Boden grüne Zweige von Fichten streuen; aber oben auf sollt Ihr rund um den Grabhügel grüne Rasen legen und damit die Blumen einfassen, die Ihr darauf gepflanzt habt. Und nun geht hin und thut, wie ich Euch gesagt habe."

Der Prinz schickte sich sogleich an, den Befehl der Dame Venda auszurichten. Er ging jedoch erst in das Gartenhäuschen, wovon er nun wieder Besitz nahm, entledigte sich der Sachen, die er auf die Reise mitgenommen hatte, und schrieb den Befehl der Dame Venda wörtlich nieder, um ihn genau ausführen zu können; dann holte er sich einen Spaten und wollte in den Wald zu dem Hügel gehen, wo die Trauerweide stand, und das Grab graben. Er war schon bis ans Ende des Gartens gelangt, als Petermännchen hinter ihm hergelaufen kam und rief:

„Prinz, wo habt Ihr meinen Folianten gelassen?" —

„Von welchem Folianten sprichst Du, Petermännchen?" —

„Ei nun, von dem großen dicken Buche, das Ihr auf dem Tisch im Gartenhäuschen werdet gefunden haben." —

„Ich habe dort kein Buch gesehen, Petermännchen."

„Ei freilich, müßt Ihr es gesehen haben; es hat aufgeschlagen auf dem Tisch gelegen; und Ihr habt es mir da weggenommen. Gesteht es nur, Prinz! Ihr habt Euch bloß einen Scherz machen wollen, um meine Verlegenheit zu sehen." —

„Petermännchen," sprach der Prinz: „daß Du doch immer mißtrauisch sein mußt! Ich bin weit davon entfernt, Scherz mit Dir treiben zu wollen; und wenn ich Dir daher sage, ich habe Dein Buch nicht gesehen, so kannst Du es mir auf mein Wort glauben." —

[illegible] habt Ihr Tölpatsch es euch aus Unachtsamkeit [illegible],“ rief Petermännchen: „und ich bin dann ein ruinirter Mann. Wisst, Prinz, dass ich an diesem Buche Tag und Nacht gearbeitet habe; ich habe darin die tiefsten Gedanken meiner Seele niedergelegt, habe jeden Satz wohl dreimal durchgelesen, und wo die Sprache nicht fließend genug war, dieselbe verbessert, und wo ein Gedanke nicht klar genug ausgedrückt schien, denselben anschaulicher zu machen gesucht. Oft bin ich des Nachts, wenn mir eine Idee gekommen ist, aufgestanden und habe sie niedergeschrieben, um sie nicht zu vergessen, und habe keine Mühe und keinen Fleiß gespart, um mein Werk zu schaffen, das länger dauern würde, als ich — und alle Frucht meines Fleißes ist nun für immer verloren, und die Nachwelt wird nie erfahren, ob es je ein Petermännchen in der Welt gegeben hat, oder nicht. Prinz! Prinz! Ihr habt mir meine Ewigkeit geraubt!“ —

„Liebes Petermännchen,“ versetzte der Prinz: „wir wollen nachsuchen, ob wir das Buch nicht wiederfinden können, und sollten wir es denn nicht wiederfinden, so lass Dir die Mühe nicht verdrießen, es noch einmal zu schreiben, wenn es doch, wie Du sagst, ein so wichtiges Buch ist.“ —

„Ach Prinz,“ versetzte Petermännchen: „Ihr sprecht, wie Ihr verstand habt. Wie kann man wohl ein und dasselbe Meisterwerk zweimal darstellen? Der große Geist konnte die Welt nur einmal erschaffen; hätt' er es zum zweiten Mal thun sollen, würde er's nicht im Stande gewesen sein. — Aber Was seh' ich!“ rief er plötzlich aus: „da habt Ihr ja [illegible] an Euern Rockärmel geleimt.“

Und wirklich erblickte der Prinz, als er genau zusah, Etwas, das an seinem Ärmel klebte und ein Buch en miniature zu sein schien, weshalb er es denn behutsam abnahm

und es dem Zwerg mit den Worten überreichte: „Nimm es nicht übel, Petermännchen, daſs ich Dein Buch an meinem Rockärmel fortgetragen habe. Ich wollte mir Etwas aufzeichnen in meinem Erinnerungsbuch, und da hab' ich den Ellenbogen auf den Tiſch gelegt, und weil mein Kleid noch feucht war vom Morgenthau, ſo iſt der Foliant daran kleben geblieben, und da hab ich ihn denn mit fortgetragen, ohne es zu wiſſen."

Petermännchen nahm nun ſein Buch froh unter den Arm und trug es in ſein Häuschen, wo er es in ſeinen Schrank verſchloſs und den Schlüſſel in die Taſche ſteckte. Der Prinz aber ging in den Wald zu dem Hügel, wo die Trauerweide ſtand, um dem Kätzchen ſein Grab zu graben.

Nach etlichen Tagen hatte der Prinz das Grab zu Stande gebracht, und als Dame Benda es geſehen und Alles nach ihrem Wunſch gefunden hatte, wurde Kätzchen in ein weiſses leinenes Tuch gewickelt und in eine Schachtel gelegt. Langſam und melancholiſch ſchritt der Trauerzug, der aus dem Prinzen, der Dame Benda und Petermännchen beſtand, dem Hügel unter der Trauerweide zu. Hier ſenkte der Prinz die Schachtel, welche Kätzchens Überreſte enthielt, in das Grab und warf dasſelbe darauf mit Erde zu. Wenige Tage darnach hatte er auch den Grabhügel mit den ſchönſten Blumen, die er im Garten finden konnte, bepflanzt und ihn mit grünem Raſen eingefaſſt und hatte auch nicht vergeſſen, eine Epheuranke ſich an die Trauerweide hinaufſchlängeln zu laſſen.

Dame Benda aber ging jeden Tag zu dem Hügel und weinte darauf ihre Thränen und blieb da den ganzen Tag und nahm nicht Speiſe, noch Trank zu ſich, und wenn ſie des Abends ſpät in ihre Hütte zurückkehrte, warf ſie ſich ſchluchzend auf ihr Lager und hörte nicht auf zu weinen

Es waren bereits etliche Tage vergangen, sie eines Morgens den Prinzen zu sich rief und sprach: „Prinz, warum thut Ihr nicht, wie ich Euch befohlen habe, und grabt ein Grab für mich auf dem Hügel neben dem Grab meines Käzchens an der andern Seite der Laube? Habe ich Euch dies nicht thun heißen und auch gesagt, Ihr solltet dann das Grab offen stehen lassen, bis auch ich gestorben wäre, und mich darnach hineinlegen und mich neben meinem Käzchen begraben?“ —

„Dame Benda,“ versetzte der Prinz: „wohl habt Ihr mir dieses zu thun befohlen, und wenn ich bisher Eurem Befehl noch nicht nachgekommen bin, so geschah es nur, weil ich hoffe, daſs noch fern der Tag ist, da ich Eure Gebeine in die Gruft senken werde. Die Zeit, welche alle Wunden heilt, wird auch Euern Kummer lindern, den Ihr jezt über den Tod Eures Käzchens empfindet, und die Freude wird wieder in Eure Seele zurückkehren, und Ihr werdet noch manchen Frühling den Wald wieder grünen und die Erde wieder blühen sehen.“ —

„Prinz,“ versetzte die Alte: „als ich Euern Zauber übte, machte ich die Bedingung, daſs Ihr mir wieder treu dienen solltet, so wie Ihr es ehedem gethan. Wenn Ihr nun aber diese Bedingung nicht erfüllt und meinen Befehlen nicht gehorcht, so wird auch der Zauber unkräftig sein, der Euch Eure Menschengestalt wiedergegeben hat, und Ihr werdet dann wieder in Euern vorigen Zustand zurückkehren.“

Der Prinz erblaſste und versprach, sich fortan genau in allem nach ihrem Befehl richten zu wollen, und machte sich noch desselbigen Tages an die Arbeit und hörte nicht auf zu graben Tag und Nacht bis das Grab fertig war; und er hätte wohl noch zwanzig Gräber dazu gemacht, wenn Dame

Benda es ihm befohlen hätte, tausendmal lieber, als nur einen einzigen Augenblick wieder in jenen Zustand der Verwandlung zurückzukehren.

Dame Benda fuhr fort, jeden Tag ihre Thränen auf das Grab ihres Kätzchens zu weinen, bis sie endlich vor Mattigkeit nicht mehr allein dahinzuharren vermochte, und der Prinz sie am Arm unterstützen mußte, sowohl wenn er sie des Morgens nach dem Hügel geleitete, als wenn er sie des Abends wieder in die Hütte zurückführte.

Endlich aber vermochte sie auch nicht mehr am Arm des Prinzen das Grab ihres Kätzchens zu besuchen und wurde zuletzt so schwach, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte, sondern sich zu Bett legen mußte. Das Einzige, was sie seit dem Tode ihres Kätzchens genossen hatte, war ein gewisser Muß, den sie sich aus verschiedenen Kräutern bereitete und wovon sie ein Wenig des Morgens und des Abends nahm. Diesen Muß mußte ihr der Prinz jetzt nach ihrer Vorschrift kochen und ihr denselben, da sie endlich zu schwach wurde, um den Arm aufheben zu können, in den Mund führen.

Eines Tages fragte sie ihn: „Prinz, was ist Euer Entschluß jetzt in Absicht des Zauberblättchens? gedenkt Ihr noch, es erobern zu wollen?“ —

„Es ist einmal mein Schicksal,“ versetzte der Prinz: „daß ich ohne das Zauberblättchen der Blumenköniginn nicht leben kann.“ —

„Ich hab' es wohl gedacht,“ sprach sie: „und will daher auch nicht versuchen, Euch von Eurem Vorhaben abzubringen, da Alles, was ich Euch in dieser Absicht auch sagen möchte, doch nur vergebens sein würde. — Prinz,“ begann sie hierauf: „Ihr habt meinem Kätzchen eine Thräne geweint, und Ihr seid der Einzige in der Welt, der vielleicht auch auf

Thräne weinen wird, und ach! es ist so [illegible], wenn man weiß, daß es eine Seele giebt, die unsern Tod eine Thräne vergießen wird; es ist, als ob man dann freudig sterben könne, und der Tod weniger bitter sei. Es wird Euch vielleicht Manches an mir sonderbar vorkommen sein, Prinz, und Ihr werdet nicht begreifen können, wie ich um den Tod meines Kätzchens, das einzige Wesen, das sich auf Erden an mich anschloss, so große Betrübniss empfinden konnte, dass ich es nicht lange zu überleben versuche, sondern ihm jetzt ins Grab folge, um dann für immer mit ihm vereint zu werden. Hört aber meine Geschichte, und urtheilt dann selbst. Zur bessern Verständigung derselben muss ich indess mit Folgendem beginnen:"

„Hinter dem Felsenthal, in welchem das Frühlingsthal liegt, wo die unvergängliche Rose blüh't, beginnt das Land der grünen Wiesen, so genannt, weil es aus lauter grünen Wiesen zu bestehen scheint, obgleich es auch hin und wieder von Wäldern beschattet wird, und an einigen Stellen sich hohe Felsen von der Erde erheben, die eine fortlaufende Kette vom Felsenthal sind, das seine Zweige noch in jenes Land hinüberstreckt. Dieses Land umfasst den ungeheuren Raum, der zwischen dem Felsenthal und dem unüberschiffbaren Meere gegen Abend liegt, das bis ans Ende der Welt reicht, und eben so weit dehnt es sich nach Mittag und Mitternacht aus. Diese ungeheure Größe erlangte es unter der Regierung des mächtigen Königs Abudda, der, nicht zufrieden mit dem Reiche, das sein Vater ihm hinterlassen hatte, seine Eroberungen so weit ausdehnte, als die Erde grün ist, und alle Völker jener Landstriche unter die Macht seines Scepters brachte, und er würde seine Eroberungen vielleicht noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht plötzlich der Tod ihn daran verhindert

hätte, worauf sein Sohn Bender, der noch in einem zarten Alter war, ihm in der Regierung folgte. Jetzt, glaubten die besiegten Völker, wäre es Zeit, ihr Haupt wieder emporzurichten und ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und es brach die Empörung in allen eroberten Provinzen fast zugleich aus. Was aber der König Abudda zu erobern gewusst hatte, das verstand sein Sohn Bender, als sein rechtmäßig ihm hinterlassenes Eigenthum, zu bewahren, und die Empörer wurden überall durch die unwiderstehliche Macht seiner Waffen und sein Kriegsglück aufs Haupt geschlagen, so dass sie nimmer wagten, die Fackel des Aufruhrs wieder anzuzünden. War nun König Bender gleich unerbittlich in Bestrafung der Häupter jener Empörung, die alle ihr frevelhaftes Beginnen mit dem Leben büßen mussten, so war er doch nachher ein milder und gerechter Fürst und ließ es die verführten Völker nicht empfinden, dass sie sich einst gegen ihren rechtmäßigen König aufgelehnt hatten, sondern behandelte sie ganz wie seine andern Unterthanen und ließ ihnen ihre Gesetze, ihre Sprache und ihre Sitten, so dass sie es nicht einmal merkten, dass sie unter der Botmäßigkeit einer fremden Herrschergewalt standen, sondern wähnten, ihre ehemalige Selbständigkeit behalten zu haben, weshalb es ihnen denn auch nie einfallen konnte, eine Veränderung ihres Zustandes zu wünschen, um so mehr, da der König nie unterließ, an Allem, was sie betraf, den lebhaftesten Antheil zu nehmen, ihren Mängeln abzuhelfen suchte, und selbst dem Einzelnen, wenn er es bedurfte, Unterstützung angedeihen ließ, so dass sie eigentlich nur unter der Macht des Königs der grünen Wiesen zu stehen schienen, damit dieser ihnen wohlthun könne."

„Nachdem der König Bender das Schwert in die Scheide gesteckt hatte, widmete er sich ganz der Fürsorge für seine

[illegible] er würde in ihrer Zufriedenheit sein Glück [illegible] haben, wenn nicht der Kummer, keinen Leibeserben [illegible] haben, dieses Glück getrübt hätte. Mit Wehmuth blickte [illegible] in die Zukunft und sah dann, wie einst, wenn er ohne [illegible] Leibeserben würde, die Ruhe und Zufriedenheit, die [illegible] überall im Lande herrschte, aufhören, und aufs neue die [illegible] des Krieges lodern würde, indem ein Jeder nur darnach strebte, die Herrschaft an sich zu reißen und sich der Obergewalt über alle Andern zu bemächtigen.

[illegible] König Hender hatte zwar in seinem Pallaste mehre [illegible] und auch viele schöne Sclavinnen und kaufte deren [illegible] immer mehr, so oft ein Schiff ans Land stieß, das aus fernen Weltgegenden liebliche Frauenzimmer mitbrachte, die mit allem Glanz und aller Mannichfaltigkeit der Blumen [illegible]; aber unter allen fand sich keine einzige, die ihn [illegible] einem Leibeserben erfreu't hätte. Er beschloß endlich Rath bei der Fee Gerda zu suchen, die damals wegen ihrer Geschicklichkeit, aus den Linien der Hand das Schicksal der Menschen zu lesen und ihnen in allerlei Noth und Begehr guten Rath zu ertheilen, sehr berühmt war. Als er in ihre [illegible] trat und ihr sein Verlangen sagte, sprach sie:"

[illegible] mir die innere Fläche Eurer Hand, mein Herr [illegible]"

„Der König streckte seine Hand aus und ließ sie die Linien derselben lesen."

„Kaum aber hatte sie diese einige Augenblicke mit Aufmerksamkeit betrachtet, als sie in ein lautes Gelächter ausbrach und rief:"

„„Ihr thut Unrecht, mein Herr König, wenn Ihr Euren Frauenzimmern die Schuld beimesst, daß Ihr bisher ohne Leibeserben geblieben seid; denn ich versichre Euch, daß alle

Eure Frauenzimmer so wenig schuld daran sind, als Ihr es selbst seid.““ —

„„Ich verstehe Euch nicht,“ erwiederte der König: „Ihr sagt, daſs meine Frauenzimmer nicht schuld daran sind, eben so wenig, wie ich es bin! An Wem soll aber die Schuld dann liegen?““ —

„„An dem Schicksal, mein Herr König,“ versetzte die Fee: „klagt das Schicksal an, daſs es Euch eine Linie in Eure Hand gezeichnet hat, wovon Ihr die entsprechende in der Hand keiner derjenigen Frauenzimmer finden werdet, welche die Zierde Eures Pallastes sind, weil es nur ein einziges Frauenzimmer in der Welt giebt, in deren Hand sich diese entsprechende Linie findet, und die daher auch allein nur im Stande ist, Euch einen Leibeserben zu verschaffen.““ —

„„Und wie heiſst dieses Frauenzimmer, und wo finde ich sie?“ fragte der König.“

„„Das kann ich Euch nicht sagen,“ versetzte die Fee: „geht aber zu der Fee Hlodyna*), deren Wohnung Ihr finden werdet, wenn Ihr aus dem östlichen Thore Eurer Hauptstadt drei Stunden gegen Morgen fortwandert, wo Ihr dann an der rechten Seite des Weges ein Thal erblicken werdet, das gegen Mittag von einem weiſsen Felsen begrenzt wird; schreitet durch dieses Thal auf jenen Felsen zu, und Ihr werdet dann in demselben eine Thür bemerken, welche die Wohnung der Fee Hlodyna öffnet; klopft laut an diese Thür, und die Fee wird dann kommen und Euch aufmachen und Euch in ihr Zimmer eintreten heiſsen. Dort sagt Ihr Euer Begehr, und wenn sie es will, so wird sie Euch alsdann das Frauenzimmer nennen, von der Ihr einen Leibes-

*) spr. Lodüna.

[illegible] könnt, und Euch auch ihren Aufenthalt an-

„Der König dankte der Fee Gerda aufs höflichste für den ihm ertheilten Rath und unterließ nicht, gleich des andern Tages aus dem östlichen Thore der Hauptstadt gegen Morgen fortzuschreiten und die Wohnung der Fee Hlodyna aufzusuchen. Als er nach drei Stunden Weges rechter Hand das bezeichnete Thal und am Ende desselben gegen Mittag den weißen Felsen erblickte, schritt er über das Thal hin in der Richtung nach jenem Felsen weiter. Eh' er denselben noch erreichte, begegnete ihm ein schönes schlank gewachsenes und sehr zart gebau'tes Mädchen, das sich auf der Wiese Blumen pflückte und diese in einen Kranz flocht. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Kleid von glänzend weißem Atlas mit einer dreifachen Spitzenberthe, die auf den Achseln und in der Mitte der Brust durch Agraffen von Cameen gehalten wurde; unten war es mit vier Reihen gefältelten Atlasbändern in der Farbe des Kleides besetzt. Um ihren Hals schlang sich eine Reihe weißer Perlen, die in Troddeln auf die Brust herabfielen, und um den Leib eine Schärpe von violetter Seide mit langen herabhangenden Enden. Das Haar umgaben in künstlichen Geflechten die Scheitel und war mit Blumen, wie sie auf der Wiese wuchsen, geschmückt; an beiden Seiten der Schläfen aber fielen kurze Locken herunter. Als der König dieses Mädchen erblickte, sprach er: „Schönes Mädchen, wisst Ihr vielleicht in dieser Gegend herum Bescheid, könntet Ihr mir wohl sagen, wo ich den Eingang zu der Wohnung der Fee Hlodyna finde, der, wie man mir gesagt hat, in jenem Felsen sein soll?“ “ —

„„Wenn Ihr die Fee Hlodyna sucht,“ versetzte das Mädchen; „so habt Ihr sie gefunden; denn ich bin die Fee Hlo-

dyna ſelbſt, und der Eingang meiner Wohnung iſt gleich rechter Hand in dem Felſen, den ihr vor Euch erblickt.““ —

„„Verzeih't, ſchöne Fee,“ verſetzte der König, nicht ohne einige Verlegenheit: „wenn ich in Euch nicht gleich die hohe Perſon erkannte, die Ihr ſeid. Wir Menſchen ſind zu ſehr geneigt, an alle Dinge den irdiſchen Maßſtab zu legen, woher es geſchah, daſs ich mir die Feen, zumal wegen meiner geringen Bekanntſchaft, die ich bisher noch mit ihnen gehabt, und wenn ich daran dachte, daſs ſie ſchon mehre hundert Jahre auf der Erde wandeln, nicht unter einem ſo jugendlichen Bilde vorgeſtellt habe, als worin ich die ſchönſte derſelben jetzt vor mir erblicke.““ —

„„Wenn Ihr gekommen ſeid, um mir Schmeicheleien zu ſagen,“ verſetzte die Fee: „ſo ſpart Eure Worte, da ich darauf Nichts zu erwiedern weiß. Seid Ihr aber in einer andern Abſicht gekommen, ſo ſagt mir Euer Begehr, auf daſs ich Euch darauf Antwort ertheilen kann.““ —

„„Holde Fee,“ verſetzte der König: „ich bin der König der grünen Wieſen und komme zu Euch, um mir in einer ſehr wichtigen Angelegenheit Rath bei Euch zu erholen.““ —

„Beliebt denn in meine Wohnung einzutreten, mein Herr König,“ verſetzte die Fee: „auf daſs wir dort die Sache mit einander beſprechen können.““

„Sie ſchritt nun voran, öffnete die Thür ihrer Wohnung und führte den König durch mehre geräumige Gemächer, die alle mit vieler Kunſt in dem Felſen ausgehauen waren, fort, bis ſie endlich in eines gelangten, das an der entgegengeſetzten Seite des Felſen lag und eine ſchöne Ausſicht über einen ſpiegelglatten und klaren See darbot, hinter welchem ein grüner Wald ſich erhob. Nachdem ſie hier dem König einen weichen Polſterſitz gereicht und ſelbſt auf einem andern neben ihm

[illegible] hatte, sagte dieser ihr, in welcher Absicht er [illegible] sei, und Was er von ihr zu wissen begehre, verschwieg auch nicht, dass er bereits mit der Fee Gerda gesprochen, und diese ihn an sie verwiesen und gesagt hätte, dass die Fee Hlodyna, wenn sie es wolle, ihm sagen könne, wie [illegible] einzige Frauenzimmer in der Welt, das dazu geeignet [illegible], ihm einen Leibeserben zu verschaffen, heiße, und wo dieselbe zu finden wäre."

„„Habt denn die Güte, mir die innere Fläche Eurer [illegible] zu zeigen, mein Herr König," sprach darauf die Fee." Der König reichte ihr die Hand dar, und als sie einige Minuten lang die Linien derselben mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sprach sie:"

„„Hat die Fee Gerda Euch ausdrücklich gesagt, dass Ihr [illegible] Das, was Ihr zu wissen wünscht, Aufschluss von mir [illegible] würdet?"" —

„„Ja," versetzte der König: „sie hat mir gesagt, dass [illegible] es von Euch erfahren würde, sofern Ihr es mir sagen [illegible] wollet."" —

„„Seht Ihr also wohl," versetzte die Fee: „sie hat nicht [illegible] dass Ihr unbedingt Aufschluss bei mir erhalten würdet, [illegible] wenn ich Euch denselben geben wollte. Das ist [illegible], worüber ich noch nicht mit mir selbst einig bin, ob [illegible] Euch denselben geben will, oder nicht."" —

„„Meine holde Fee," versetzte der König: „verlangt von [illegible] Was Ihr wollt, und Nichts soll mir zu theuer sein, um [illegible] Eure Füße niederzulegen; nur verschweigt mir nicht, [illegible] ich von Euch zu wissen begehre, da das ganze Glück meines Lebens darauf beruht."" —

„„Mein Herr König," entgegnete Hlodyna: „welche Gabe [illegible] Ihr wohl einer Fee bieten, die sie sich selbst nicht

weit beſſer zu geben vermöchte! Alle Schätze Eures Königreiches würden nicht im Stande ſein, meinen Entſchluſs zu verändern, wenn ich mir vorgeſetzt hätte, Euch in dieſer Sache keine Auskunft ertheilen zu wollen. Wenn ich Euch aber Eure Bitte gewähre, ſo werde ich es thun, ohne irgend eine Belohnung dafür zu verlangen. Kehret aber jetzt heim und kommt um drei Tage wieder zu mir, ſo werde ich mich in der Zeit bedenken, ob ich Das, was Ihr von mir zu wiſſen begehrt, Euch ſagen will, oder nicht.““

„So ſehr den König auch verlangte, gleich jetzt die gewünſchte Auskunft zu erhalten, ſo ſah er doch wohl, daſs die Fee ihren Entſchluſs nicht verändern würde, weſshalb er denn auch, ohne mit weiteren Bitten in ſie zu dringen, von ihr Abſchied nahm und verſprach, um drei Tage in ihrer Wohnung ſich wieder einfinden zu wollen.“

„Dieſe drei Tage aber ſchienen dem König drei volle Jahre zu ſein. Endlich ging die Sonne, die ihm den glücklichen Tag verkündigte, an welchem ſeine Sehnſucht geſtillt werden ſollte, über die Hauptſtadt auf, und er ſäumte nicht, noch ehe die Blumen den Morgenthau aufgetrunken hatten, ſich aus dem öſtlichen Thore zur Wohnung der ſchönen Fee Hlodyna zu begeben. Dieſe ſaſs auf einer Bank vor ihrer Thür, indem ſie ſeine Ankunft ſchon erwartet hatte, und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen.“

„„Mein Herr König,“ ſprach ſie darauf zu ihm: „ich habe nicht unterlaſſen, in der Zeit, die ich Euch auf meine Antwort zu warten beſtimmt hatte, über die bewuſste Sache nachzudenken; aber ich habe bis jetzt noch zu keinem Entſchluſs gelangen können, und muſs Euch daher erſuchen, noch einmal drei Tage zu warten; vielleicht gelingt es mir in der Zeit, mich entſcheiden zu können.““ —

[illegible] versetzte der König: „Ihr wisst [illegible] Martern Ihr mir auferlegt. Ich will lieber die [illegible] Gefahren bestehen, und mich den härtesten Schlägen [illegible] Schicksals unterwerfen, als noch einmal drei volle Tage [illegible] meiner Sehnsucht zu verzehren und in den schreck[illegible] Qualen der Ungewissheit zu leben. Habt daher Er[illegible] mit meinem Zustand und weigert Euch nicht länger, [illegible] zu sagen, wie das Frauenzimmer heißt, und wo ich sie finde, die vom Schicksal dazu ersehen ist, den heißesten meiner [illegible] zu befriedigen und mich mit einem Leibeserben zu [illegible]."" —

„„Mein Herr König," versetzte die Fee: „ich fühle ganz [illegible] Qualvolle Eurer Lage; nehmt aber die Versicherung von [illegible], daß meine es nicht weniger ist, da ich Tag und Nacht [illegible] zu einem Entschluß zu gelangen, was mir doch [illegible] gelingen will. Gewinnt es aber über Euch, noch [illegible] den dritten Tag von heute an gerechnet, Euch zu gedul[illegible], und alsdann will ich ganz bestimmt mich erklären, ob [illegible] Das, was Ihr von mir zu wissen begehrt, Euch sagen [illegible], oder nicht.""

„„Mit diesem Bescheid mußte nun der König sich wieder [illegible], und hatte er das erste Mal jede Stunde gezählt, [illegible] Tag abspann, so zählte er nun jede Minute, die von der Ewigkeit, die er zu durchleben hatte, langsam verrann. „Und sollten auch die Qualen der Hölle keine andre sein," [illegible] er zu sich selbst: „als in ewiger Ungewissheit zu leben [illegible] Minute zu zählen, die wie ein Tropfen aus dem Meer [illegible] Langsam dahinfließt, so würden sie unendlich [illegible] und nicht zu ertragen.""

„„Aber die Zeit, die nimmer weilt, hatte auch diesmal [illegible] Ewigkeit hinter sich zurückgelassen, und der König schritt

wieder aus dem öſtlichen Thore des Weges nach der Wohnung der ſchönen Fee Hlodyna dahin. Er traf ſie auch dieſes Mal auf der Bank vor ihrer Thür, und nachdem er neben ihr Platz genommen hatte, ſprach ſie:"

„„Mein Herr König, ich habe jetzt die Sache reiflich erwogen und bin endlich zu dem Entſchluſs gelangt, Euch nicht zu ſagen, Was Ihr von mir zu wiſſen begehrt.""

„Dieſe Worte hatten dem König für einige Augenblicke die Sprache geraubt. Als er ſich ſo weit erholt hatte, um wieder Worte zu finden, ſprach er:"

„„Meine ſchöne Fee, womit habe ich es verſchuldet, daſs Ihr mir die härteſte Strafe auferlegen wollt, die mich betreffen kann? Ich verlange ja Nichts von Euch, als bloß, mir eine Sache mitzutheilen, die Ihr wiſſt, und wobei Ihr ſelbſt nicht weiter betheiligt ſein könnt, als daſs Ihr mir dieſelbe ſagt. Stehet daher nicht länger an, mir meine Bitte zu gewähren, und rechnet, wenn Ihr auch jedes Geſchenk aus meiner Hand verſchmähet, doch auf meinen wärmſten und innigſten Dank."" —

„„König Bender," verſetzte hierauf die Fee: „wenn ich Euch auch den Namen und den Aufenthalt des Frauenzimmers ſagen wollte, das Ihr ſucht, ſo würdet Ihr damit doch nicht zufrieden ſein, ſondern noch meinen fernern Beiſtand begehren, den ich Euch aber abſchlagen müßte. Was kann es daher helfen, wenn ich es Euch ſage!"" —

„„Meine holde Fee," erwiederte der König: „wenn Ihr mir bloß den Namen und den Aufenthalt des Frauenzimmers ſagen wollt, das ich ſuche, ſo will ich Euch gewiſs nicht damit beſchwerlich fallen, noch ferner Euern Beiſtand zu begehren; das ſchwör' ich Euch — —.""

„„Schwört nicht!" unterbrach ihn die Fee: „denn Ihr

begehren. Wohlan denn! wisset, mein [illegible], dass jenes Frauenzimmer, welches auf Erden [illegible] im Stande ist, Euch einen Leibeserben zu verschaffen, [illegible]mand anders ist, als — ich selbst, da sich in meiner Hand [illegible] Linie findet, welche derjenigen entspricht, die in der [illegible] gezeichnet steht.""" —

„„So muss ich dieses für das allergrößte Glück rechnen, [illegible] mir widerfahren kann," versetzte der König froh überrascht: „Nehmt meine Hand, schöne Hlodyna, und theilt mit mir mein Königreich und meine Krone und seid die Zierde meines Palastes und des ganzen Landes.""" —

„„Seht Ihr wohl, König Bender," rief die Fee: „dass ich Recht hatte, wenn ich sagte, Ihr würdet nicht zufrieden sein, wenn ich auch Eure erste Bitte Euch gewährte, sondern [illegible] nach meinem fernern Beistand verlangen? Aber ich habe [illegible] gefürchtet, dass ich Euch diesen abschlagen müsste, und [illegible]es, selbst wenn Ihr mir Eure Hand anbietet und [illegible]reich mit mir theilen wollt, da nach beiden mich [illegible]lüstet, indem es mir meine Freiheit und Unabhängigkeit [illegible] würde. Wenn ich dagegen, Das, wonach Ihr [illegible] zu erreichen, Euch behülflich sein wollte, so würde ich [illegible] blos um Euch eine Gefälligkeit zu erzeigen; ohne [illegible] eine Belohnung dafür zu rechnen.""

„Bei diesen Worten wandte die Fee plötzlich ihr Gesicht, über welches eine hohe Röthe flog, abwärts, da sie Mehr gesagt hatte, als sie eigentlich hatte sagen wollen."

„Meine allerschönste Hlodyna," rief der König und [illegible] ihren Füßen geworfen: „jetzt erst fühle ich die [illegible] Gipfel meines Glückes, da Ihr es in Euren Händen habt, und ich es unmittelbar aus diesen schönen Händen [illegible]

erhalten soll, obgleich Ihr zu erhaben seid, eine Krone, die ich Euch biete, annehmen zu wollen.““ —

„„Mißverſteht mich nicht, mein Herr König,“ entgegnete Hlodyna: „ich habe nicht gesagt, daſs ich Das, was Ihr von mir wünschet, Euch gewähren wolle, sondern ich habe gesagt, daſs ich, wenn ich es thäte, es bloß aus Gefälligkeit gegen Euch thun würde, und ohne eine Belohnung dafür zu verlangen, womit aber keineswegeſ gesagt ist, daſs ich Euch diese Gefälligkeit erzeigen will.““ —

„„Holde Hlodyna,“ entgegnete der König: „wie könntet Ihr wohl so grausam sein, mir, nachdem Ihr mir mein ganzes Glück gezeigt habt, dasselbe auf immer rauben zu wollen? Bedenkt, daſs Ihr nicht bloß mich, sondern ein ganzes Volk würdet unglücklich machen, und daſs einſt, wenn ich ohne Leibeserben dahinscheiden sollte, in diesen friedlichen Thälern die Flamme des Krieges wüthen, und Ströme unschuldigen Blutes fließen würden, ja daſs selbſt die weiße Felſenwand Eurer Wohnung mit Blut bespritzt werden und Todesgeheul dieſes ruhige Thal durchdringen würde. Bedenkt alles dieſes, schöne Hlodyna, und sprecht dann, ob es nicht eine Ungerechtigkeit sein würde, ein Unglück, das Ihr abwenden könnt, nicht abwenden zu wollen?““ —

„„König Bender,“ verſetzte die Fee: „Ihr habt gemacht, daſs ſich meine Gedanken verwirren, und ich nicht weiß, wie ich einer Pflicht getreu bleiben soll, ohne die andre zu verletzen. Vergönnt mir aber drei Tage Bedenkzeit und darnach will ich Euch sagen, Was ich zu thun gesonnen bin.““ —

„„Aber wenn nun diese drei Tage verflossen sind,“ sprach der König: „schwört mir, daſs Ihr mich dann nicht länger in Ungewiſsheit laſſen, sondern mir Euern Entſchluſs mittheilen wollt.““ —

mein Wort," versetzte die Fee: „welches ist, als ob ich es Euch zugeschworen hätte.""

Der König Bender mußte nun abermals drei unendlich lange Tage harren, in welchen Hoffnung und Verzweiflung abwechselnd seine Brust bestürmten. Endlich erschien der Tag, an dem sein Schicksal für immer sich entscheiden sollte, nie ist wohl eine Strecke von drei Stunden Weges so rasch zurückgelegt worden, als damals, da König Bender aus dem östlichen Thore gegen Morgen der Wohnung der schönen Fee Hlodyna zuschritt.

Der König erblickte die Fee dieses Mal nicht auf der Bank vor dem Felsen, weßhalb er an die Thür ihrer Wohnung klopfte, worauf diese sich ein wenig öffnete, und eine Stimme ihm zuflüsterte: „Kommt morgen Abend um die Dämmerung wieder.""

Der König verfehlte nicht, zu thun, wie ihm die Stimme befohlen hatte, und als er darauf am Abend des andern Tages um die Dämmerung vor der Wohnung der Fee Hlodyna erschien und dreimal laut an die Thür geklopft hatte, trat die Fee heraus, ergriff seine Hand und führte ihn in die innern Gemächer ihres Pallastes. Nachdem sie dort ein einfaches Abendmahl eingenommen hatten, das nur aus frischer Milch und einigen weichgesottenen Eiern bestand, fragte der König die Fee: „Meine Fee Hlodyna, werdet Ihr mir einen Prinzen, oder eine Prinzessinn schenken?" — „Das weiß ich jetzt noch nicht," entgegnete sie: „aber morgen früh werde ich es Euch sagen." Sie führte hierauf den König in ihr Schlafgemach, wo er die Nacht über bei ihr blieb, und am andern Morgen sagte sie zu ihm: „Mein Herr König, ich werde Euch eine Prinzessinn schenken." Und als die Zeit kam, da

ſie gebären ſollte, gebar ſie, wie ſie geſagt hatte, eine Prinzeſſinn, und dieſe Prinzeſſinn, Prinz, war ich."

So weit war die Dame Benda in ihrer Erzählung gekommen, als ſie, erſchöpft von der Anſtrengung des Sprechens, auf ihren Pfühl zurückſank und dem Prinzen Wunderſchön verſprach, ihm am folgenden Tage die Fortſetzung ihrer Geſchichte mitzutheilen.

Nachdem der Prinz ihr am andern Morgen den Muß bereitet und ihr davon einige Theelöffelvoll in den Mund geflößt hatte, ſprach ſie: „Prinz, hört jetzt die Fortſetzung meiner Geſchichte!" worauf ſie den Faden derſelben mit folgenden Worten wieder aufnahm:

„Ihr kennt nun," ſprach ſie: „meine Herkunft und wiſſt, daß der König Bender, der das Land der grünen Wieſen beherrſchte, mein Vater, und die Fee Flodyna meine Mutter war. Nach meinem Vater erhielt ich in der Taufe den Namen Benda. Von den Jahren meiner Kindheit habe ich Euch nur Wenig zu erzählen, da dieſelben ziemlich einförmig verſtrichen. Ich verblieb in der Wohnung meiner Mutter bis in mein vierzehntes Jahr und erhielt von ihr einigen Unterricht in den geheimen Künſten und Wiſſenſchaften der Feen, ohne dieſelben jedoch zu meinem Hauptſtudium zu machen, da dieſes gegen die Abſicht meines Vaters war, welcher wünſchte, mich, ſobald ich das mannbare Alter erreicht haben würde, mit einem wackern Prinzen zu vermählen, um dadurch ſeinem Königreiche einen künftigen Beherrſcher zu ſichern. Ich durfte froh und harmlos auf der Wieſe umher und pflückte mir die ſchönſten Blumen, die ich finden konnte, welche ich dann in einen Kranz flocht und ihn meiner Mutter brachte, was ihr immer viel Freude machte, da ſie eine große Liebhaberinn von Blumen war. Sie machte mich auch mit dem Syſtem der Pflanzen bekannt

und lehrte mich, dieſelben in Klaſſen, Gattungen und Ordnungen eintheilen, wodurch es mir denn ſehr leicht ward, ſelbſt die Arten zu beſtimmen, ſo daſs ich in kurzer Zeit jede Blume mit ihrem Namen zu benennen wuſste, und auch ihren Nutzen angeben konnte, worüber ich eine außerordentlich große Freude empfand. Ich trug gewöhnlich ein einfaches gefärbtes Kleid, am liebſten roth, oder auch ein weißes, durch welches dann ein dünnes rothes Unterkleid ſchimmerte, ein Leibchen von derſelben Farbe wie die des Kleides, aber mit Blumen von einer andern Farbe verſehen. Die Ärmel des Kleides waren kurz und reichten noch nicht völlig bis an die Ellenbogen, und der übrige Theil des Armes war unbedeckt, außer wenn ich auf die Wieſe ging, um Blumen zu pflücken, wo ich denn feine weiße Armbandſchuhe trug. Mein Haar, das gelb war, hing in zwei langen Flechten den Nacken herunter, weil es ſich nicht in Locken ſchlängeln wollte; doch flatterten an den Seiten kleine Locken, die durch Hülfe der Papierwickeln und des Brenneiſens zuwege gebracht wurden. Meinen Vater ſah ich nur, wenn derſelbe kam, uns zu beſuchen, was jedoch alle acht Tage nur einmal zu geſchehen pflegte, da ſeine Regierungsgeſchäfte faſt ſeine ganze Zeit in Anſpruch nahmen. Er blieb dann gewöhnlich die Nacht über in der Wohnung meiner Mutter; doch ſchlief er in einem abgeſonderten Zimmer, da meine Mutter ſeit meiner Geburt ihm nie mehr eine Gunſt bewilligte, ſo ſehr er ſie auch oft darum gebeten hatte. Sobald ich meinen Vater über die Wieſe herſchreiten ſah, flog ich ihm ſchon von weitem entgegen, und wenn ich ihn dann erreicht hatte, nahm er mich auf ſeinen Arm und küſste mich wohl hundertmal, worauf ich mich denn über ſeine Taſchen hermachte und dieſelben ausleerte, weil ich wuſste, daſs darin immer ſchöne Sachen für die kleine Benda enthalten

waren. Hatte er aber zufällig einmal vergeſſen, mir Etwas mitzubringen, ſo bekam er auch die ganze Zeit über, die er bei uns war, von mir keinen Kuſs, und drückte er mir dann mit Gewalt einen auf den Mund, ſo ging ich zu der Quelle und wuſch ihn wieder ab, weſshalb er ſich denn ein andermal wohl in Acht nahm, wiederzukommen, ohne der kleinen Prinzeſſinn Benda ſeinen Tribut zu zollen. Als ich noch ſehr klein war und noch nicht recht zu unterſcheiden wuſste, war ich zuweilen, wenn ich ihn über die Wieſe herkommen ſah, und er einen andern Reck, als gewöhnlich, trug, in Zweifel, ob der groſse Mann mein Vater ſei, oder nicht, und ich pflegte ihn dann zu fragen: „Biſt Du mein Vater?“ Sagte er dann zum Scherz und mit verſtellter Stimme: „Nein,“ ſo antwortete ich: „Dann brauchſt Du auch nicht über unſre Wieſe zu gehen und meine Blumen zu zertreten.“ Sah er mich aber dann mit ſeinem freundlichen Blick an und rief mit der mir bekannten herzlichen Stimme: „Benda!“ dann flog ich auf ihn zu, umhalſ'te ihn und lieſs mich auf ſeinen Arm heben und von ihm, während er nicht aufhörte, mich zu küſſen, in die Wohnung meiner Mutter tragen. Als ich aber etwas gröſser geworden war, theilte ich meine Küſſe ſparſamer an ihn aus, namentlich wenn die Geſchenke, die er mir mitgebracht hatte, nicht ganz nach meinem Geſchmack waren. Hatte er aber denſelben richtig getroffen, was gewöhnlich der Fall war, wenn er mir ein hübſches Kleid geſchenkt hatte, dann ſaſs ich auch den ganzen Tag auf ſeinem Schoſs und drückte ihn an meine Bruſt und bedeckte ſeinen Mund, ſeine Wangen und ſeine Stirn unabläſſig mit meinen Küſſen, worüber er denn auſserordentlich glücklich zu ſein ſchien. Er pflegte zuweilen zu meiner Mutter zu ſagen: „Dem Mann wird ein ſchönes Loos zu Theil, der einmal dieſe edle Blume in ſeinen Garten

pflanzen wird," wovon ich aber damals die Bedeutung noch nicht verstand. Es war mir aufgefallen, daſs die Mutter den Vater niemals küſste, und ich fragte daher, wie ſie einmal auf der Bank vor der Thür beiſammen ſaſsen: „Warum küſst Mama niemals den Papa?" — „Weil das unter erwachſenen Leuten nicht Sitte iſt," antwortete die Mutter, womit ich denn auch zufrieden geſtellt zu ſein ſchien; aber bei mir ſelbſt begann ich ein Plänchen zu ſchmieden, es dahin zu bringen, daſs Mama einmal den Papa küſſen ſollte, und dieſes führte ich aus, als bald darnach der Geburtstag des Vaters eintraf, an welchem die Mutter ihn immer mit mancherlei koſtbaren Sachen zu beſchenken pflegte, wovon ſie einige zum Theil ſelbſt durch Hülfe ihrer Kunſt verfertigt hatte. Als ſie nun auch diesmal den Vater wieder beſchenkte, und dieſer ihr mit Worten und Blicken ſeinen innigen Dank darbrachte, ſagte ich ſo ganz in meiner Unſchuld: „Aber Mama, willſt Du denn dem Vater auch nicht ſchenken, Was er ſich ſo lange gewünſcht hat? Du weißt ja wohl, Was ich meine.""" —

„„Nein, meine Tochter," ſagte ſie: „Was iſt es, das Du meinſt?""" —

„„Ach, wenn ich es auch ſage," antwortete ich: „Du wirſt es ihm doch nicht geben.""" —

„„Warum ſollte ich es ihm nicht geben?" verſetzte meine Mutter: „wenn Du mir nur ſagen willſt, Was Du meinſt.""" —

„„Willſt Du mir aber auch ganz gewiſs verſprechen, daſs Du es ihm geben willſt, wenn ich es Dir ſage?" fragte ich."

„„Es wird darauf ankommen, ob ich es habe," erwiederte ſie."

„„Ach, Du haſt ſo Viel davon," ſagte ich: „als Blumen auf der Wieſe wachſen.""" —

„„Wenn das iſt,“ ſprach ſie: „ſo will ich es Dir wohl verſprechen.““ —

„„Iſt es aber auch ganz gewiſs?““ —

„„Ja, ganz gewiſs! Jetzt aber ſage mir, Was Du meinſt.““ —

„„Einen Kuſs,“ erwiederte ich.“

„„Wahrhaftig!“ rief mein Vater: „Benda hat den allerbeſten Geſchmack; denn ein ſchöneres Geburtstagsgeſchenk hätte ich mir nicht wünſchen können.““ —

„„Nun, Mama, wird's bald!“ rief ich, als ich ſah, daſs ſie zögerte: „Du wirſt doch Dein Wort nicht zurücknehmen wollen!““

„Da trat ſie ſchüchtern zu dem Vater und wollte ihm einen Kuſs auf die Wange geben; dieſer aber drückte ſie mit Heftigkeit an ſeine Bruſt und bedeckte ihren Mund mit vielen heißen Küſſen, worauf ſie, im Geſichte blutroth, ſich aus ſeinen Armen wand.“

„„Warum wird Mama roth, wenn ſie den Vater küſſt!“ fragte ich: „wenn ich den Vater küſſe,“ fuhr ich fort: „werde ich gar nicht roth. Sieh nur Mama!“ und damit faſste ich den Vater um den Hals und küſste ihm, ohne roth zu werden, viele Male den Mund.““

„Während ich noch bei meiner Mutter mich aufhielt, hatte ich Gelegenheit, die Königinn der Blumen kennen zu lernen. Meine Mutter pflegte ihr nämlich zuweilen einen Beſuch abzuſtatten und brachte ihr dann allemal ſchöne Muſter von Phantaſieblumen mit, die ſie ſelbſt gezeichnet und gemalt hatte; denn ſie war in dieſer Kunſt außerordentlich geſchickt. Nach dieſen Muſtern pflegte die Blumenkönigiinn dann wirkliche Blumen zu ſchaffen, und viele der ſchönen Blumen, die jetzt die Erde ſchmücken, ſind nach jenen Muſtern, die meine Mutter

angeführt hat, dargestellt. Zuweilen wünschte die Blumenkönigin eine kleine Veränderung an den Blumen, theils in der Zeichnung, theils in der Farbenmischung, und hatte meine Mutter sie nun gemacht, und fand die Königinn das Muster dann nach ihrem Geschmack, so bildete sie darnach wirkliche Blumen; fand sie aber nachher, daſs das erste Muster sich besser ausnahm, so behielt sie jenes bei; und jedesmal, wenn wir ihr dann einen neuen Besuch abstatteten, hatten wir das Vergnügen, jene Phantasieblumen meiner Mutter, die sie ihr das vorige Mal gebracht hatte, in der Wirklichkeit in ihrem Garten blühen zu sehen. Während unsers Aufenthaltes bei der Blumenköniginn bewohnten wir einige der schönsten Zimmer ihres Pallastes; um aber in denselben zu gelangen, bedurfte es, daſs sie uns zuvor mit dem Zauberstäbchen berührte, worauf wir dann durch den Kelch der unvergänglichen Rose viele groſse und breite Treppen hinabstiegen, bis wir unten in der Wohnung der Königinn anlangten. Der ganze Pallast war von einem schönen geräumigen Garten umgeben, in welchem die Blumen, die wir oben sahen, noch viel schöner und in weit gröſserer Menge blüh'ten. Ich hatte von der Königinn die Erlaubniſs erhalten, mir davon so viele zu pflücken, als ich wollte; nur hatte sie mir verboten, solche Blumen zu pflücken die bloſs einen Stengel hatten, und mir empfohlen, von andern Blumen nur so Viel abzupflücken, daſs die Blume selbst davon keinen Schaden nähme, und mit dieser Vorsicht, die mir nach und nach zur Gewohnheit wurde, pflegte ich dann auch allemal die Blumen auf der Wiese vor der Wohnung meiner Mutter zu pflücken und habe dieſes auch bis den heutigen Tag beobachtet, so daſs im ganzen Regenthal nie eine einzige Blume von meiner Hand zerstört worden ist. In dem Pallaste der Blumenköniginn gefiel es mir so

wohl, daſs ich allemal Thränen vergeſs, wenn ich denſelben wieder verlaſſen ſollte, weſsbalb die Königinn meiner Mutter einmal den Vorſchlag machte, mich ſo lange bei ihr zurückzulaſſen, bis ſie ihr das nächſte Mal wieder einen Beſuch abſtattete. Meine Mutter machte zwar einige Einwendungen, aber die Königinn wuſste denſelben allemal zu begegnen, ſo daſs meine Mutter nicht gut, ohne unhöflich zu ſcheinen, ihr die Bitte abſchlagen konnte. Seit der Zeit geſchah es nun öfter, daſs ich acht, oder vierzehn Tage lang in dem Pallaſte der Blumenkönigiinn zurückblieb, und dann erſt das nächſte Mal, wenn meine Mutter ihr wieder einen Beſuch abſtattete, denſelben verließ, was dann auch ohne Thränen geſchah, weil ich mich nun nach meiner grünen Wieſe und der Umarmung meiner Mutter zurückſehnte. Im Pallaſte der Blumenkönigiinn gefiel es mir beſonders daher ſo wohl, weil die Königinn mit mir von einem Alter zu ſein ſchien, ganz in meine Ideen einzugehen wuſste und mit mir in den Zimmern und in dem Garten herumſpielte, grade als wäre ſie ein Kind geweſen, wie ich. Dagegen ſchien ſie eine ganz Andre zu ſein, wenn ſie ſich mit meiner Mutter unterhielt, wo denn ihre Geſpräche oft ſo gelehrt waren und ſo weit über meinen Verſtand hinaus reichten, daſs ich kaum ein Wort davon verſtehen konnte. Sobald ich mich aber wieder mit ihr allein befand, war ſie wieder meine kleine Geſpielinn und drückte ſich nicht anders aus, als ich mich auszudrücken pflegte, und ich muſste ſie dann Roſa nennen und mit Du anreden. Wir hatten beide eine hübſche Puppe und auch ſchöne Kleider dazu, die wir ihnen aus- und anzogen und ſie in allerlei Tracht erſcheinen ließen. Bald kleideten wir ſie wie vornehme Prinzeſſinnen, bald wie Blumenmädchen, bald wie Damen, die zum Tanz gingen, oder

wir zogen ihnen Reiſekleider an, oder kleideten ſie auch ganz aus und legten ſie in die Wiege und ſangen:“

„„Eia! poleia! mein Liebchen!
Thu nun die blauen Guckäugelein zu!
Sternlein am Himmel, ſo freundlich, wie Du,
Blicken herunter und lächeln Dir Ruh,
Lächeln ſo lieblich in ſilberner Pracht:
Schöne gute Nacht!““

„„Eia! poleia! mein Liebchen!
Weine nicht, Liebchen, Dein Bettchen iſt warm.
Schließ nur die Äuglein, dann nah't ſich ein Schwarm
Lieblicher Elfen und wiegt Dich im Arm,
Wiegt Dich, damit nicht mein Liebchen erwacht.
Schöne gute Nacht!““

„„Eia! poleia! mein Liebchen!
Schlafe, mein Kindchen, noch biſt Du ſo klein,
Biſt noch, wie Blumen, ſo ſchuldlos und rein.
Schlaf, bis die Sonne mit ſtrahlendem Schein
Morgen früh wieder durch's Fenſterlein lacht.
Schöne gute Nacht!““

„Hatten wir uns mit den Puppen genug beſchäftigt, ſo gingen wir in den Garten und ſpielten Haſchenſpiel und Verſteckens, oder wir pflückten uns auch ſchöne Blumen und flochten ſie zu Kränzen, die wir um unſern Nacken und unſre Scheitel ſchlangen, und dann waren wir Blumenmädchen und faßten einander an die Hand und tanzten, indem wir uns ſelbſt die Melodie dazu ſangen; oder es ſang auch bloß eine, und die andre tanzte, worauf denn dieſe wieder ſang, und jene tanzte, und ſo abwechſelnd fort. Zuweilen gingen wir auch an den Bach, zogen unſre Kleider aus und hüpften ins Waſſer und plätſcherten dann oft Stundenlang darin herum; wir neckten uns und ſpritzten einander Waſſer ins Geſicht, oder ſchlugen auch mit den Händen auf die Fläche, wodurch

wir einen ſolchen Waſſerſchwall erregten, daſs wir uns gegenſeitig bis über die Scheitel damit bedeckten. Des Nachts aber ſchliefen wir Arm in Arm und ſchäkerten, lachten und ſchwatzten ſo lange, bis wir vor Müdigkeit darüber einſchliefen. Am andern Morgen aber begannen wir unſer Spiel und unſer Treiben wieder von vorn und ſo fort, bis die Mutter zurückgekommen war. Alsdann ſagte ich zu meiner Geſpielinn nicht mehr Roſa, ſondern nannte ſie, wie meine Mutter, ehrerbietig „meine Königinn" und redete ſie auch nicht mit Du, ſondern mit Ihr an; denn ſo hatte ſie es mir geboten. „Wenn wir allein ſind, liebe Benda," ſprach ſie: „ſo iſt zwiſchen uns kein Unterſchied; ſind aber Andre zugegen, ſo nenne mich und ſprich zu mir, wie Andre mich nennen und zu mir ſprechen, wenn Du willſt, daſs ich ferner Deine liebe Roſa ſein ſoll." Es wäre mir auch ganz unmöglich geweſen, ſie in Gegenwart meiner Mutter mit der ſonſtigen Vertraulichkeit zu behandeln, da ſie alsdann ganz umgewandelt ſchien. Sie war zwar freundlich und liebreich gegen mich, aber auf eine ganz andre Weiſe, nicht wie meine Geſpielinn, ſondern wie meine erhabene Gönnerinn. Sobald wir aber dann wieder allein waren, ſtimmte ſie zuerſt den Ton wieder an, ſprang auf den Tiſch und rief: „Benda, greif mich!" und dann ſtürmten wir aus dem einen Zimmer in das andre, warfen Tiſch und Stühle um und trieben ganz wieder unſer altes Spiel. Sie trug gewöhnlich ein rothes Kleid, hatte aber deren mehre in verſchiedenen Nüancirungen, ſo daſs ſie vom dunkelſten Carmoiſin bis in den hellſten Roſenſchimmer hinüberſpielten; alle waren ohne Beſatz, hatten aber einen verſchiedenen Zuſchnitt. Von der Farbe des Kleides war auch allemal die der Strümpfe; die Schuhe aber hatten die grüne Farbe der Blätter des Roſenſtrauchs. Ihr

Haar flatterte in freien Locken um die Schultern, es spielte ins Helle und hatte ganz die Farbe der Staubfäden im Kelch der Rose."

„Sowie mit den Jahren mein Verstand immer mehr reifte, und die Spiele meiner ersten Kindheit mir weniger gefielen, schien auch im Charakter der Blumenkönigin, wenn ich mit ihr allein war, dieselbe Veränderung vorgegangen zu sein, so daſs wir immer mit einander harmonirten, und ich mich nur noch enger an sie anschloſs. Ich hatte jetzt bald mein vierzehntes Jahr erreicht, und es nah'te sich der Zeitpunkt, da ich die Wohnung meiner Mutter verlassen und mich an den Hof meines Vaters begeben sollte, damit dieser eine passende Wahl für mich treffe; denn mich vermählt zu sehen, war immer seine Lieblingsidee, und er sehnte sich darnach, einen Prinzen auf seinem Arm zu wiegen, der aus seinem Blute sproſste. Wenn ich jetzt mit meiner lieben Rosa allein war, dreh'te sich das Gespräch nicht mehr um Anzüge für unsre Puppe, sondern der Gegenstand unsrer Unterhaltung war gewöhnlich die Liebe. Rosa schilderte mir dieselbe mit den reizendsten Farben und sagte, daſs es die einzige und edelste Bestimmung des Frauenzimmers sei, zu lieben und geliebt zu werden. „Sowie die Blumen da sind," pflegte sie zu sagen: „um gepflückt zu werden, so sind die Frauenzimmer da, um geliebt zu werden."" —

„„Aber die Blumen mit einem Stengel," versetzte ich."

„„Denen sind zu vergleichen die Frauenzimmer, welche zu zart sind, um die Liebe zu vertragen, und die daher bloſs durch ihren Anblick entzücken. Du aber, liebe Benda," fügte sie dann hinzu: „gleichst nicht jenen Blumen, sondern dem vollen Rosenstrauch, von dem man täglich eine Blume pflücken

kann, und der dennoch nicht aufhört, jeden Tag viele neue zu entfalten.““ —

„„Wenn ich aber nun,“ ſagte ich: „wie mein Vater es wünſcht, mich vermähle, ſo werde ich dadurch, daſs ich ein irdiſches Band knüpfe, meine Unſterblichkeit verlieren und mit der Zeit altern und dahinwelken, wie alle irdiſchen Dinge.““ —

„„Was thut denn das?“ entgegnete ſie: „wenn Du geliebt haſt!““ —

„„Ach,“ verſetzte ich: „es iſt ein quälender Gedanke, ſich bewuſſt zu ſein, ſeine Ewigkeit dahingegeben zu haben.““ —

„„Was iſt denn die Ewigkeit ſelbſt!“ entgegnete ſie: „Was ſind wohl viele tauſend Jahre, ohne Liebe verlebt, gegen ein kurzes Menſchenalter, in welchem man geliebt hat! Nicht wie lange man gelebt hat, beſtimmt die Dauer des Lebens, ſondern wie lange man geliebt hat. Eine einzige Minute, in der man die Wonne der Liebe geathmet, wiegt eine ganze Ewigkeit auf, die ohne Liebe iſt.““ —

„„Aber,“ verſetzte ich; „könnte ich denn nicht lieben, ohne ein irdiſches Band zu knüpfen! Meine Mutter hat doch auch geliebt, ohne ihre Ewigkeit dafür hingegeben zu haben; warum ſollte ich es denn nicht auch können!““ —

„„Du könnteſt es wohl, liebe Venda, aber es iſt nicht Deine Beſtimmung; denn Du biſt vom Schickſale dazu erſehen, die Stamm-Mutter vieler edler Könige zu werden, die einſt das Land der grünen Wieſen beherrſchen ſollen; und das iſt wahrlich eine ſchöne und erhabene Beſtimmung.““ —

„„Warum ſoll ich aber das Opfer dieſer erhabenen Beſtimmung werden! Warum darf ich nicht leben und lieben, ohne meine Ewigkeit dafür hinzugeben!““ —

„„Ich ſehe wohl, Venda, daſs Du Dir einen ganz falſchen Begriff von der Ewigkeit gemacht haſt. Die Ewigkeit

richtet ſich nur nach dem Maßſtab, den wir daran legen. Wenn wir nach irdiſchen Begriffen Äonen von Jahren, welche dahinrollen, und in welchen tauſend und aber tauſend Geſchlechter der Menſchen über die Erde dahinwandeln, eine Ewigkeit nennen, ſo mag das richtig ſein, nach ſolchen Begriffen. Aber eine unbegrenzte Ewigkeit giebt es nicht; eine ſolche kennen ſelbſt nicht die unſterblichen Götter. Wenn das Ziel ihres Daſeins auch ſo weit geſteckt iſt, daß wir mit keinen Ziffern die Zahl ihrer Jahre ausſprechen können, ſo iſt ihr Ziel doch geſteckt. Sie altern, wie Alles altert, was da iſt. Wenn auch tauſende von Jahren bei ihnen nicht mehr zählen, als bei irdiſchen Weſen wenige flüchtige Minuten, ſie zählen doch, und es muß eine Zeit kommen, wo die Zahl geſchloſſen iſt. Wenn ſie aber dann auf ihre Ewigkeit zurückblicken, wird ihnen dieſelbe nicht länger dünken, als ein kurzes Menſchenalter, und ſie werden dann mit Denen, die ſchon im Beginn der Dinge dahingewelkt ſind, auf gleichem Punkte ſtehen und Nichts vor ihnen voraus haben. Betrachte den Greis, der am Ziele ſeiner Tage ſteht und nun einen Blick zurück auf ſein Leben wirft und der Spiele ſeiner Kindheit gedenkt: es wird ihn bedünken, als ſei kaum ein Tag dahingeſchwunden, ſeit noch die Locken der Jugend ihn ſchmückten, die doch längſt ſchon verbleicht ſind. Betrachte endlich Dich ſelbſt, Benda! ſieh, dort ſteht noch die Wiege, worin wir vor Jahren unſre Puppen eingelullt haben; dünkt Dich die Zeit wohl länger, als ein ſchnell dahingeſchwundener Tag? und doch iſt die Sonne ſchon viele Male über unſer Haupt dahingewandelt ſeit jenen Tagen unſrer harmloſen Kinderſpiele, und viele Blumen ſind verblüh't und haben ihr Daſein hingehaucht, und andre ſind entſtanden und ſind auch dahingewelkt — und wir ſtehen noch hier und blicken zurück auf un-

ſre Ewigkeit, ſowie einſt jene Weſen, denen wir nach unſern irdiſchen Begriffen Unſterblichkeit zuſchreiben, auf ihre Ewigkeit zurückblicken werden.““

„Obgleich ich damals dieſe Worte, welche Roſa zu mir ſprach, noch nicht ganz zu faſſen vermochte, ſo ſchienen ſie doch einen wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht zu haben, ſo daſs ich nun mit mehr Reſignation meine geträumte Ewigkeit dahingeben konnte; doch bemerkte ich:“

„„Wer aber ſteht mir dafür, daſs wenn ich ein irdiſches Band knüpfe, ich dann auch lieben und wieder geliebt ſein werde?““ —

„„Das wäre ſchrecklich, wenn es nicht wäre,“ entgegnete ſie: „dann würden alle Ewigkeiten Dir keinen Erſatz für Dein unglückliches Daſein geben können. Aber nein, liebe Benda,“ fuhr ſie fort: „ein ſo hartes Schickſal wird Dich nicht betreffen, da es ja in Deiner Macht ſteht, es abzuwenden. Wenn Der, mit dem Du Dein künftiges Schickſal vereinigen willſt, nicht Deine ganze Liebe hat, und Du nicht von ihm mit ganzer Seele geliebt wirſt: keine Macht kann Dich dann zwingen, ein irdiſches Band zu knüpfen, das anſtatt Dir die höchſte Wonne zu bereiten, Dich ins tiefſte Elend ſtürzen würde.““

„Ach, die gute Roſa hatte nie ein irdiſches Band geknüpft, und ſo tiefe Blicke ſie ſonſt auch in alle Verhältniſſe des Lebens warf, ſo hatte ſie doch eben von dieſem ganz unrichtige Begriffe ſich gebildet. Sie kannte die Liebe nur als die Liebe ſelbſt, aber ſie kannte ſie nicht als die befohlene Liebe. Sie wuſste nicht, daſs ſelbſt die feurigſte Liebe, die unſre ganze Seele entflammt und uns die Wonne der unſterblichen Geiſter ſchenken würde, wenn ſie frei ausſtrömen dürfte, wie ſie dem himmliſchen Urquell entfloſs, plötzlich ihren Glanz

verliert, ſobald wir das Göttliche hinab in den Staub ziehen und es mit irdiſchen Banden feſſeln wollen. Es giebt kein beſſeres Mittel, die Liebe erlöſchen zu machen, als wenn man ſie befiehlt. Man betrachte das Kind, das mit Sehnſucht nach einem Spielzeug greift und im Beſitz deſſelben ſich glücklich dünkt: aber man befehle ihm, damit zu ſpielen, und die Sache wird ihren Werth verloren haben, und anſtatt eine Freude darüber zu empfinden, wird es ihm ein Werkzeug der Strafe ſein. Wie man auch aus moraliſchen Gründen die Sache anders zu erklären ſuchen mag — das ganze unglückliche Menſchengeſchlecht giebt den Gegenbeweis."

Dame Benda machte hier eine Pauſe, um ſich von der Anſtrengung, welche ihr das Sprechen verurſachte, etwas zu erholen. Was ſie im Betreff der Liebe geſagt hatte, darüber müſſen wir, indem es uns bloß zuſteht, ihre Worte wiederzugeben, unſer Urtheil zurückhalten. Daß aber auch Dame Benda die Sache nicht mit ganz unbefangenen Blicken betrachtete, ergiebt ſich deutlich aus dem weitern Verfolg ihrer Geſchichte. Sie nahm den Faden ihrer Erzählung mit folgenden Worten wieder auf:

„Es war endlich der Zeitpunkt gekommen, der den erſten Wendepunkt meines Lebens ausmacht. Ich hatte mein ſtilles Thal verlaſſen, wo ich unbemerkt, wie das Veilchen im Verborgenen geblüht, und ſah mich plötzlich von dem Glanz und dem Geräuſch des Hoflebens umgeben, und zu meinen Füßen die Schmeichler und Anbeter kriechen. Ich hatte zwar noch meine kindliche Unbefangenheit mitgebracht und wußte mich anfangs in den Ton, den ich jetzt annehmen ſollte, gar nicht zu ſchicken; aber eine Dame, die mir als eine Art Hofmeiſterinn übergeben wurde, wußte bald das Mangelhafte in meiner Erziehung zu verbeſſern, und ich lernte in kurzer Zeit

eben ſo gut, wie jede andre Prinzeſſinn, mit vielen Worten Nichts auszudrücken und nur ſparſam den Gnadenſchein meiner Blicke auf meine vielen Anbeter fallen zu laſſen. Im Anfang richtete ich durch meine Unwiſſenheit in ſolchen Dingen oft groſſe Störungen an und ſetzte nicht ſelten die Prinzen, welche kamen, um meine Hand zu werben, in die allergroſſte Verlegenheit. Ich hatte durch den vortrefflichen Unterricht meiner Mutter mir in manchen Dingen gründliche Kenntniſſe zu erwerben gewuſſt, welche, wie ich nachher bemerkte, den Meiſten, die doch Anſprüche auf Bildung machen wollten, gänzlich abgingen. So geſchah es einmal, als der Prinz vom Lande der fiſchreichen Seen bei der Mittagstafel mir zur Seite ſaß, ich ihm die Frage that: „Prinz, wie geſchah es, daſs Euer unglücklicher Urahn, der König Reikemar, nach dem er aus ſeinem Reiche verjagt worden war, ſeinen Thron nicht wieder einnehmen konnte, da er doch an dem König Kilian, dem er ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte, eine kraftige Stütze finden muſste? und Was iſt hiernach aus ihm geworden?““ —

„„Es iſt wahr, Prinzeſſinn,“ erwiederte er: „mein Urahn Reikemar hatte dem König Kilian wichtige Dienſte geleiſtet, ſehr wichtige, ja ganz auſſerordentlich wichtige, könnte man wohl ſagen, und doch fand er ſpäterhin, als er ſeinen Thron wieder erobern wollte, keine Unterſtützung bei ihm, auch nicht die allergeringſte, kurz, er fand gar keine Unterſtützung, was im Grunde unbegreiflich iſt, da er ihm doch ſo auſſerordentlich wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Was aber ſpäterhin aus ihm geworden iſt, darüber ſind die Geſchichtsſchreiber bis den heutigen Tag noch ſelbſt nicht einig.““ —

„„Was ſind aber die verſchiedenen Meinungen der Geſchichtsſchreiber?“ fragte ich.“

„„Ihre Meinungen laufen einander grade zuwider,“ entgegnete er: „einige wollen Dieſes behaupten, und andre Jenes, und noch andre laſſen weder das Eine, noch das Andre gelten, ſondern ſtellen eine ganz neue Hypotheſe darüber auf, welches indeſs immer nur Hypotheſe bleiben wird, ſo lange wir in der Sache noch nicht mehr Licht erhalten haben.““

„Als ich aber nun weiter mit Fragen über die Geſchichte ſeines Vaterlandes in ihn drang, muſste er endlich ſeine gänzliche Unwiſſenheit darin geſtehen und bemerkte, daſs ihm das Studium der todten Bücher bei ſeinem hochſtrebenden Geiſte nur wenig zugeſagt hatte, wogegen er aber, um ſich ſeinen vortrefflichen Urahnen würdig zu zeigen, große Geſchicklichkeit in ritterlichen Übungen ſich erworben habe und es verſtehe, das wildeſte Maulthier zu bändigen, ſo daſs es ſeinem Willen geberden muſſe.“

„„Aber wenn Ihr nun einmal auf den Thron gelangt,“ bemerkte ich: „wie wollt Ihr es denn anfangen, um bei Verwaltung der Regierungsgeſchäfte nicht in dieſelben Fehler zu verfallen, die man Euern Vorvätern zur Laſt legt, oder um das Gute nachzuahmen, wovon ſie ein Beiſpiel gegeben haben, wenn ihre Geſchichte Euch gar nicht bekannt iſt?““

„Mein Vater, welcher jetzt auf unſer Geſpräch aufmerkſam geworden war und bemerkte, in welcher großen Verlegenheit der Prinz vom Lande der fiſchreichen Seen ſich befand, ſuchte der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben, indem er den Prinzen fragte, welche Art Falken er für die beſten Stoßfalken halte, worüber dieſer ſich denn ſehr weitläufig verbreitete und ſeine Meinung dadurch zu beweiſen ſich erbot, daſs er meinem Vater einen von ihm ſelbſt abgerichteten Falken ſchenken wolle, der alle die Eigenſchaften beſäße, die man von einem tüchtigen Falken nur verlangen könne.“

„Wie wenig ich im Anfang meine wahren Gedanken zu verbergen wußte, beweiſt folgender Vorfall: Es war an dem Hofe meines Vaters ein Prinz erſchienen, der keine geringere Abſicht hatte, als mich zu ſeiner Gemahlinn zu erheben, dabei aber bei jedem dritten Worte, das er ſprach, anſtieß und im Geſichte ſo häßlich ausſah, wie ich mich nicht erinnere, je einen ſo häßlichen Menſchen nachher geſehen zu haben. Als er mir ſeinen Antrag machte, ſagte ich zu ihm: „Aber Prinz, wie könnt Ihr wohl im Ernſt glauben, daß ich Euch heirathen könnte, ſo häßlich wie Ihr ausſieht! Sind die Leute in Eurem Lande alle ſo häßlich, oder ſeid Ihr es nur allein?““

„Da meine Mutter immer ſehr darauf gehalten hatte, daß ich mich immer richtig ausdrückte und im Sprechen keine grammatiſche Fehler machte, ſo konnte ich dieſes auch an Andern nicht leiden, und pflegte daher die Prinzen, wenn ſie an meinen Vater ihre Eintrittsrede hielten, allemal zu corrigiren, ſobald ſie einen Fehler begingen, wodurch ich ſie denn in die größte Verlegenheit ſetzte und oft ganz aus ihrem Concept brachte. Mein Vater verbot mir aber nachher, dieſes zu thun, weil, wie er ſagte, das nicht anſtändig wäre.“

„„Es iſt aber doch auch unerträglich, lieber Vater,“ ſagte ich: „mit der Unwiſſenheit, welche alle die Prinzen zeigen, die ſich hier einfinden.““

„„Liebe Tochter,“ antwortete er: „man darf es mit den Prinzen nicht ſo genau nehmen, als mit andern Leuten; denn wozu wären ſie wohl Prinzen, wenn ſie nicht das Vorrecht vor Andern haben ſollten, unwiſſend zu ſein?““

„Als ich ungefähr ein Jahr an dem Hofe meines Vaters zugebracht hatte, war ich in meiner Bildung ſo weit vorgeſchritten, daß ich nun das albernſte Geſchwätz der Prinzen anhören konnte, ohne in den Fehler zu gerathen, ſie in

Verlegenheit zu setzen; ja, ich wußte sogar, ihnen diejenige Seite ihres schwachen Wissens abzulauschen, wo wirklich einige Körnlein hingefallen waren, und gab ihnen dann Gelegenheit, ihr Talent in dem glänzendsten Lichte sich entfalten zu lassen."

„Meine Mutter, welche nie bei Hofe erschien, hatte ich dann und wann besucht, so oft ich, ohne durch meine Abwesenheit, die Kette der Hofbelustigungen allzu sehr zu unterbrechen — denn ich war der Punkt, um welchen sich der ganze Hof, wie die Erde um ihre Achse, dreh'te — mich losreißen konnte. Hier war es mir denn, als ob ich wieder frische Luft athmete. Ich hüpfte, wie vormals, froh auf meiner Wiese herum, pflückte die schönsten Blumen und wand sie zu einem Kranz, den ich um den Nacken meiner Mutter schlang, meiner schönen Mutter, die noch eben so frisch blüh'te, wie ich, und nun mit mir ungefähr in einem Alter zu sein schien."

„Meine Freundinn Rosa hatte ich in dieser Zeit nur ein einziges Mal zu sehen Gelegenheit gehabt, und dann nur auf einige wenige Tage."

„„Nun, liebe Benda," fragte sie mich: „welche Fortschritte hast Du jetzt in der Liebe gemacht!"" —

„„Ach, noch gar keine, Rosa," versetzte ich: „und werde auch wohl nie die Liebe kennen lernen; denn wie sollte es möglich sein, je so unwissende Geschöpfe lieben zu können, als es die Prinzen sind!"" —

„„Du irrst, Benda," entgegnete sie: „wenn einst die Stunde der Liebe schlägt, dann wirst Du nicht fragen: „Was hat der Prinz gelernt, und welche Bücher hat er gelesen!" sondern Du wirst in sein Auge blicken und darin eine Sprache lesen, die Mehr in sich begreift, als alle Weisheit der Welt. Jedes Wort, das über seine Lippe kommt, wird ein Orakel-

ſpruch ſein, und jeder Gedanke eine Welt umfaſſen. Dann wird ſich Dein ganzes Daſein in die Wonne der Liebe auflöſen, und Du wirſt darüber die Ewigkeit vergeſſen.““

„Und ach! nur zu bald ſollte ich erfahren, daſs Roſa wahr geſprochen hatte. Ich lernte die Liebe kennen und fühlte ihre ganze Macht und hätte tauſend Ewigkeiten dafür hingegeben, um mich aus ihrem Becher berauſchen zu dürfen.“

„In der Reſidenz war damals der Citherſpieler Lindor der Gegenſtand aller Thee- und Abendunterhaltungen. Dieſe rühmten ſein ſchönes Spiel, Jene ſeinen herrlichen Geſang, die Damen beſonders ſeinen majeſtätiſchen Wuchs und den edlen Ausdruck ſeines Geſichtes, ſo daſs mich, da ich überall ſo viel von ihm reden hörte, die Neugier anwandelte, einmal ſelbſt ihn zu ſehen und ſein Spiel und ſeinen Geſang zu hören. Ich ging daher in den öffentlichen Garten der Stadt, wo er auf der Bank vor einem Zelte jeden Tag zu einer gewiſſen Zeit die Zuhörer durch ſeine Kunſt zu unterhalten pflegte. Ich hatte auf einer Bank, dem Zelte grade gegenüber, Platz genommen, ſo daſs ich von da ſein Spiel deutlich hören und ihn ſelbſt genau ins Auge faſſen konnte. Nach wenigen Augenblicken trat er mit ſeiner Cither aus dem Zelte, nahm ſeinen Platz auf der Bank ein und ſchlug einige präludirende Accorde an. Da fiel zufällig, als er um ſich blickte, ſein Auge auf mich, und er ließ es unbeweglich auf meiner Geſtalt ruhen, wogegen ich ebenfalls ihn betrachtete, ſo daſs unſre Blicke einander begegneten. Plötzlich wurden ſeine Wangen von einem lebhaften Roth übergoſſen, und ich fühlte deutlich an der Hitze, die in mein Geſicht aufſtieg, daſs auch in meine Wangen das Blut getreten war, worauf wir faſt auf einmal, um nicht von der Menge bemerkt zu werden, unſre Blicke von einander abwandten. Er begann hierauf ſein Spiel.

Im Anfang schienen die Töne wie in unbekannten Gegenden schwankend umherzuirren; allmählich wurden sie geregelter und drückten bald lebhafte Freude, bald sanften Schmerz aus, rauschten dann in der Fülle der Empfindungen dahin und ergossen sich nun, wie ein schwellender Strom, über das Ufer, das sie begrenzte; wilder und immer wilder wurde der Kampf: man hörte das Rauschen des Meeres, das Toben der Winde und das Rollen des Donners in dunklem Gewölk; leuchtende Blitze schlängelten sich durch die Luft und erloschen in den empörten Fluthen. Jetzt schienen die Elemente im allgemeinen Aufruhr den Untergang zu verkünden, als plötzlich die Kraft sich brach; die Wolke theilte sich, und aus ihrem Schoße rieselte ein milder Regen herab; sanfter und immer sanfter wurden die Klänge, bis sie endlich wie ein Echo in weiter Ferne verhallten und in leise Ahnung hinstarben."

„Eine jede Brust schien jetzt aufs neue zu athmen, und es war, als ob man aus einem Traum erwachte, in welchem man rings um sich die Wirklichkeit vergessen hatte. Während des Spiels hatte Linder zuweilen einen flüchtigen Blick auf mich geworfen, doch schnell sein Auge wieder abgewandt, sobald ihm das meinige begegnete, als fürchte er sich, von demselben getroffen zu werden. Nach einer Pause schlug er aufs neue einige Accorde auf seiner Cither an, schüttelte die dunklen Locken aus seinem Gesichte und erhob seine Stimme zum Gesang. Hatte man vorhin in seinem Spiel den Kampf der Elemente vernommen, so glaubte man, in seinem Gesang die Musik der Sphären zu hören. Wie Töne aus höhern Welten erschollen die Klänge und nannten die unaussprechliche Wonne der Liebe. Sein Auge blickte jetzt frei in mein Auge, und ich sah meine Gestalt in dem seinigen sich spiegeln. Jeder Ton drang in mein Herz, jedes Wort schien mir ein

Orakelſpruch, und jeder Gedanke eine Welt zu umfaſſen — ich fühlte: es war die Liebe. Noch einen Blick warf ich auf den ſchönen Sänger und verließ dann meinen Sitz, um in den Pallaſt zurückzukehren; denn alle meine Nerven waren erſchüttert, mein Herz klopfte, und es war mir, als ob mich eine Ohnmacht anwandelte."

„Seit ich den Citherſpieler Linder geſehen hatte, konnte ich denſelben nicht wieder vergeſſen. Meine Augen, in welchen ſein Bild ſich geſpiegelt, hatten daſſelbe feſtgehalten, und ich ſah es überall im Wachen und im Traum. Kaum hatte ein leiſer Schlummer mich beſchlichen, ſo ſaß ich auf der Bank im Garten, dem Zelte gegenüber, und aus demſelben trat der Citherſpieler Linder, und ich hörte wieder ſein Spiel und ſeinen Geſang, und mich wandelte eine Ohnmacht an — und ich erwachte."

„Es konnte den Blicken meines Vaters nicht entgehen, daſs ich ſeit einiger Zeit ſtill und nachdenkend geworden war, und als er mich um die Urſache hievon fragte, ſagte ich:"

„„Lieber Vater, ich habe den Citherſpieler Linder gehört und mich über ſein Spiel und ſeinen Geſang erfreu't, und nun betrübt es mich, daſs ich die Kunſt des Citherſchlagens nicht gelernt habe, da es mir eine gar edle und herrliche Kunſt zu ſein ſcheint.““ —

„„Meine liebe Tochter," entgegnete er: „betrübe Dich darum nicht. Bei Deiner ſchnellen Faſſungsgabe wirſt Du leicht das Verſäumte einholen können und Dir recht bald die nöthige Fertigkeit in dieſer Kunſt erwerben. Ich werde Dir eine Cither kaufen und zu dem Citherſpieler Linder ſchicken, daſs er zu Dir kommt und Dir einigen Unterricht in ſeiner Kunſt ertheilt.““ —

„„Thut das, lieber Vater,“ entgegnete ich: „denn Ihr werdet mir damit eine Freude machen.““

„Am andern Morgen, als ich erwachte, lag auf dem Tisch vor meinem Bette eine Cither, und als ich mich angekleidet und in den Gartenpavillon begeben hatte, wo ich den Citherspieler Lindor erwartete, trat dieser bald darauf zu mir ein.“

„Die erste Unterrichtsstunde, die er mir gab, bestand darin, mir zu zeigen, wie man das Instrument richtig halten müsse, und die einzelnen Töne zu greifen habe, wobei er alle Töne der eingestrichenen Octav durchging. So geschickt aber auch meine Hände in Verfertigung künstlicher Stickereien und Brodirungen waren, so ungeschickt zeigten sich dieselben bei dieser Gelegenheit, so dass ich weder die Cither richtig halten, noch die Töne recht greifen konnte, weshalb Lindor denn meine Hand anfassen und an das Instrument führen musste, um es mir deutlich zu zeigen.“

„In der zweiten Stunde wurde die erste Übung wiederholt, und darnach zu den Tönen der zweigestrichenen Octav übergegangen. Immer aber konnte ich die Cither noch nicht richtig halten, und auch die Töne nicht recht greifen, weshalb mein Lehrer denn beständig meine Hand anfassen musste, um sie in die richtige Stellung zu bringen.“

„Nach einigen Wochen hatte ich jedoch, indem mir der Citherspieler Lindor jeden Tag eine Unterrichtsstunde ertheilte, die Anfangsgründe der Kunst gehörig aufgefasst. Ich konnte jetzt die Cither richtig halten, und auch allemal den rechten Ton angeben, worauf wir nun zu leichten Fingerübungen, und dann zu schwereren fortschritten, und nach einigen Monaten konnte ich schon etliche Stücke spielen und sie mit meinem Gesang begleiten.“

„Hätte mich jetzt meine Freundinn Rosa gefragt, welche Fortschritte ich in der Liebe gemacht, so würde ich nicht mehr wie das vorige Mal geantwortet haben: denn nun kannte ich die Liebe so gut, wie je eine Prinzessinn auf Erden sie gekannt hat, und ich lernte sie täglich immer mehr kennen. Es war, als ob mit dem Citherspiel erst die wahren Töne in meiner Brust geweckt wurden, welche die Liebe ausdrücken, sowie hingegen die Liebe wieder meinem Citherspiel zu Hülfe kam. Man versuche einmal, die Cither zu spielen, ohne die Liebe zu kennen, und es wird ein klangloses Spiel sein, wohingegen jeder Ton Bedeutung gewinnt, wenn er mit der Liebe angeschlagen wird. Eben so könnte man vielleicht von der Liebe sagen, dass sie ohne Citherspiel klanglos sein würde, obwohl sie auch ohne das bestehen kann, sowie es ja auch ein Citherspiel ohne Liebe giebt. Musik und Liebe aber sind zwei Zwillingsschwestern, welche Hand in Hand gehen, und wovon die eine der andern höhern Reiz und höhere Bedeutung verleih't."

„Sowie in meinem Herzen täglich die Liebe wuchs, so wuchs sie auch bei dem Citherspieler Linder, welches meinen Blicken nicht verborgen bleiben konnte. Wenn zufällig meine Hand die seinige berührte, oder mein Kleid an dem seinigen vorüberstreifte, stieg plötzlich eine hohe Gluth in seine Wangen, die oft schon dadurch hervortrat, wenn ich durch eine Bewegung nur ein Rauschen meines Kleides verursachte. Mit Sehnsucht erwartete ich jeden Tag, dass Linder mir seine Liebe in Worten gestehen sollte, um dann an seine Brust zu sinken und mich rückhaltslos der seligsten Wonne hinzugeben; aber von Tag zu Tag wartete ich vergebens. Zuweilen schien es wirklich, als ob Linder den Mund zum Sprechen öffnen wollte; aber das Wort kam dann nicht über seine

Lippe, sondern drängte sich in das Geheimniß seiner Brust zurück. Da beschloß ich endlich, den ersten Schritt zu thun; denn ich kannte jetzt meine Bestimmung: ich wollte lieben und geliebt werden. Als ich aber nun mein Vorhaben ausführen wollte, ging es mir nicht besser, denn Linder: so oft ich den Mund zum Sprechen öffnete, konnte ich das Wort nicht über die Lippe bringen und verschloß es wieder in meine Brust. Jedesmal wenn Linder zu mir kam, hatte ich mir fest vorgenommen, das Schweigen zu brechen, und hatte dennoch jedes Mal geschwiegen. Einst hatte ich auf der Cither ein neues Lied eingeübt und versuchte nun, es mit meinem Gesang zu begleiten. Es kamen darin folgende Strophen vor:"

„„Warum schweigst Du, o Jüngling, und läßest Deine Zunge nicht aussprechen, Was Deine Seele erfüllt?""

„„Tag und Nacht harr' ich auf das Geständniß Deiner Liebe, und die Sehnsucht läßt keinen Schlaf in meine Augen kommen.""

„„Ach wüßtest Du, o Jüngling, wie sehr meine Seele Dich liebt, Du würdest nicht schweigen und nicht länger in den eigenen Qualen Deiner Liebe Dich verzehren.""

„Ich blickte hiebei auf Linder; er war blaß geworden, aber er schwieg. Ich fuhr fort:"

„„Wenn einst, o Jüngling, das Band Deiner Zunge gelöst sein wird, dann werde ich ruhen an Deiner Brust, mit meinem Arm Deinen Nacken umschlingen, und meine Lippen an die Deinigen drücken.""

„Weiter konnte ich das Lied nicht singen, sondern ließ die Cither aus der Hand gleiten, warf mich an Linder's Brust, umschlang seinen Nacken und drückte meine Lippen fest an die seinigen."

Hier schwieg Dame Benda, indem sie erschöpft auf

ihren Pfühl zurücksank, und dem Prinzen versprach, ihm am folgenden Tage den Beschluss ihrer Geschichte mitzutheilen.

Es war dem Prinzen aufgefallen, seit mehren Tagen Petermännchen nicht zu erblicken; er glaubte aber, dass dieser so fleissig an seinem Buche arbeite, und sich daher nicht, wie er sonst zu thun pflegte, mit den Blumen im Garten beschäftigte. Heute aber traf er ihn, gedankenvoll den Kopf auf die Hand gestützt, auf der Bank in der Laube an. Als Petermännchen den Prinzen gewahr wurde, sprach er:

„Ihr habt mich wohl vermisst, Prinz, weil Ihr mich seit einigen Tagen nicht gesehen habt.“ —

„Es ist wahr, Petermännchen,“ versetzte der Prinz: „es ist mir aufgefallen, Dich nicht, wie gewöhnlich, im Garten mit den Blumen beschäftigt zu finden; aber ich glaubte, Du arbeitetest so fleissig an Deinem Buche.“ —

„Damit hat es jetzt weiter keine Eile,“ entgegnete Petermännchen: „ich habe das Meiste davon zu meiner Zufriedenheit vollendet, und für den Schluss ist mir nicht mehr bange. Aber ich habe in diesen Tagen die Umgegend bereiset, weil es mir hier zu enge ward über all den Jammer und das Elend, so wir haben. Käzchen hat lange krank gelegen, und ist endlich dahingeschieden, und nun ist Dame Benda vor lauter Kummer auch krank geworden und hat sich zu Bette gelegt und wird wohl ebenfalls, wie Käzchen, bald unter der Erde liegen. Wie steht es übrigens mit der guten Dame Benda!“ —

„Wie es scheint, etwas besser,“ versetzte der Prinz: „ihr Geist scheint wieder aufzuwachen; denn sie hat mir in diesen Tagen Mehres aus ihrem Leben erzählt.“ —

„So! hat sie das gethan!“ entgegnete Petermännchen: „Dame Benda pflegte sonst nie Etwas aus ihrem Leben zu

erzählen, und wenn sie es daher jetzt thut, so scheint das auf eine gänzliche Veränderung hinzudeuten, die mit ihrem Zustand vorgegangen sein muss, und lässt ihre baldige Auflösung erwarten. Ich habe so Etwas geahnt, und darum in diesen Tagen die Umgegend bestreift, und sollte es mit der Dame Benda einen üblen Ausgang nehmen, so weiß ich, Was ich zu thun habe."

Als am folgenden Tage der Prinz der Dame Benda den Kräutermuß gereicht und neben ihrem Bette Platz genommen hatte, begann diese den Schluß ihrer Erzählung mit folgenden Worten:

„Seit der Citherspieler Lindor das Geständniß meiner Liebe hatte, verging kein Tag, wo wir uns nicht aus ihrem Becher berauschten. Das Citherspiel wurde zwar dadurch vernachlässigt; denn seine Hände ruh'ten mehr auf den Wölbungen meines Busens, als auf der Cither, und ich hatte die meinigen in seine dunklen Locken geschlungen; aber wenn wir dann Brust an Brust und Lippe an Lippe Alles um uns her vergaßen, war flügelschnell die Zeit verschwunden, wo er den Pavillon, in welchem ich immer seinen Unterricht entgegennahm, zu verlassen pflegte, und wir beklagten dann die kurze Dauer der eilenden Stunden. Um nun länger und ungestörter die süße Wonne der Liebe genießen zu können, gab ich ihm eines Tages den Schlüssel, der die hintere Pforte des Gartens öffnete, in welchem der Pavillon lag, und sagte ihm, daß er damit des Abends, sobald die Dunkelheit ihn verhüllte, die Pforte öffnen und sich nach dem Pavillon begeben solle, wo er mich finden würde. Um nun keinen Verdacht zu erregen, wenn ich noch des Abends spät mich in den Garten begab, hatte ich, weil im Pallaste die Sonne grade auf mein Schlafzimmer schien, und mich daher in meinem Morgen-

ſchlummer ſtörte, das hintere Stübchen des Pavillons zu meinem Schlafzimmer einrichten laſſen und ſchlief nun fortan in dieſem. Die Fenſter dieſes Zimmers kehrten nach dem Walde zu, der hinter dem Garten lag, und an dieſer Seite befand ſich auch das Pförtchen, aus welchem man unmittelbar in den Wald trat, wogegen die Fenſter des vordern Zimmers, wo der Eingang zu dem Pavillon war, dem Pallaſte zukehrten. Sobald nun Linder ſah, daß ich des Abends in meinem Schlafzimmer Licht angezündet hatte, öffnete er mit dem Schlüſſel, den er von mir erhalten hatte, das Pförtchen, und ſchloß es darauf wieder hinter ſich zu. Wenn er ſich dann dem Pavillon genah't hatte, trat er nicht durch den Eingang nach vorn in denſelben ein, ſondern ſtieg durch das Fenſter meines Schlafzimmers, das nur niedrig war, zu mir ein, worauf ich denn das Fenſter wieder verſchloß und einen Vorhang herunterließ, ſo daß man von außen den Lichtſchimmer in meinem Zimmer nicht bemerken konnte. Arm in Arm verträumten wir dann die Stunden der Liebe, bis leiſe der Morgen dämmerte, worauf Linder dann den Pavillon mit eben der Vorſicht wieder verließ, womit er am Abend vorher denſelben betreten hatte."

„Unſre Liebe wurde noch durch einen Umſtand begünſtigt, der für meinen Vater zwar höchſt unangenehm war, mir aber Gelegenheit verſchaffte, im ganzen Pallaſte nach eigener Willkür ſchalten zu dürfen."

„In der weſtlichen Provinz des Landes, die am Meere liegt, war plötzlich ein Aufruhr ausgebrochen, welcher dadurch veranlaßt wurde, daß ein Prinz jenes Landes, das einſt ein Königreich für ſich ausgemacht hatte, aber hernach von dem König Abudda dem Land der grünen Wieſen als bloße Provinz einverleibt wurde, durch einige dem alten Herrſcherſtamm

anhangende Leute der Rache des Königs Abudda war entzogen worden, indem diese mit dem Prinzen, der noch in einem zarten Alter war, über's Meer entflohen und ihn in Sicherheit brachten, worauf er nun, als er das Jünglingsalter erreicht hatte, in sein Vaterland zurückgekehrt war, um seinen rechtmäßigen Thron wieder in Besitz zu nehmen. Sobald er sich in der Hauptstadt seines Vaterlandes gezeigt hatte, erinnerten sich Viele, die ihn als Kind gesehen, noch deutlich seiner Züge, Die ihn aber nicht gesehen, konnten doch wegen der großen Ähnlichkeit, die der Prinz Hektor, denn dies war sein Name, mit seinem von Abudda getödteten Vater hatte, nicht bezweifeln, daſs er wirklich der Sohn ihres vorigen Beherrschers war; und Andre, die weder ihn früher, noch seinen Vater gesehen hatten, ergriffen doch gern diese Gelegenheit, um sich von der Herrschaft des Königs der grünen Wiesen loszumachen und ihre ehemalige Selbständigkeit wiederzugewinnen. In kurzer Zeit hatte der Prinz ein mächtiges Heer gesammelt und kündigte an der Spitze desselben dem König der grünen Wiesen den Gehorsam auf. Mein Vater ließ hierauf sogleich im ganzen Lande Truppen ausheben und trat mit einem unzählbaren Heere, an dessen Spitze er selbst sich stellte, dem Prinzen Hektor entgegen. Als er von mir Abschied nahm, drückte er mich mit Zärtlichkeit an seine Brust und sprach:"

„„Meine Tochter, nicht so sehr um meinetwillen, als vielmehr um Deinetwillen ziehe ich in diesen Kampf, damit Du nicht einmal das Land der grünen Wiesen zerstückelt, sondern in seiner vollen Größe, worin mein Vater Abudda es mir hinterlassen hat, nach meinem Tode ererbst. Schon," fuhr er fort: „bist Du zur schönen Jungfrau aufgeblüh't, und bald wird in Deinem Herzen auch die Liebe erwachen, obgleich Du

ſie jetzt noch nicht kennſt, und Du wirſt Dir dann einen der Prinzen, deren ſo viele an meinem Hofe erſcheinen, zum Gemahl erwählen und ihm Deine Hand reichen, und es wird aus Deinem Schoße ein blühendes Geſchlecht erſtehen, das einſt das Königreich der grünen Wieſen beherrſchen wird. Wenn ich dann den erſten Prinzen, den Du Deinem Gemahl ſchenkſt, auf meinen Armen wiegen werde, dann will ich in Ruhe meine Augen ſchließen und meine Gebeine zu denen meiner Väter niederlegen; denn alsdann iſt die Abſicht erreicht, warum ich gelebt habe, und warum ich jetzt in dieſen Kampf ziehe.““

„Ich drückte meinen Vater mit Innigkeit an meine Bruſt und vergoß, als er mir zum letzten Mal Lebewohl ſagte, viele heiße Thränen. Nachdem er aber abgereiſt war, ſuchte ich bald in Linder's Liebe meinen Kummer zu vergeſſen, da dieſer jetzt nicht bloß die Nächte hindurch, ſondern auch die meiſte Zeit des Tages in meinen Armen zubrachte.“

„Der Kampf zwiſchen dem Prinzen Hektor und meinem Vater wurde von beiden Seiten auf das heftigſte geführt, da jener für ſeine Unabhängigkeit und die Wiedererlangung ſeines väterlichen Thrones focht, dieſer aber Alles aufbieten mußte, um zu verhüten, daſs jene Provinz ſich losriſs, weil alsdann auch alle andern von Abudda eroberten Provinzen würden aufgeſtanden ſein, was meinen Vater leicht um ſeine ganze Herrſchaft über das Königreich der grünen Wieſen hätte bringen können.“

„Nach vielen blutigen Treffen gelang es endlich meinem Vater, einen glänzenden Sieg davon zu tragen. Die Empörer wurden völlig aufs Haupt geſchlagen, und der Prinz Hektor ſelbſt wurde von meinem Vater mit eigener Hand gefangen genommen. Als man ihn in Ketten gefeſſelt über den

Hof in den Kerker des Pallastes führte, sah ich seine edle Gestalt, und es regte sich in meiner Brust das Gefühl des Mitleids mit seinem unglücklichen Schicksal. Was hatte er denn eigentlich verbrochen? Er hatte den Thron seiner Väter wieder zu erringen gesucht; das war groß und edel. Im Kampfe hatte er sich tapfer gezeigt, obwohl er endlich der überlegenen persönlichen Tapferkeit meines Vaters weichen mußte. Und für alles dieses sollte er nun mit seinem Leben büßen; er sollte den Tod dafür empfangen, daß er tugendhaft gewesen war; denn ihn zu schonen, durfte man nicht wagen, da sein Leben viel zu gefährlich war, und zu befürchten stand, daß wenn es ihm gelingen sollte, sich in Freiheit zu setzen, der Kampf dann aufs neue und noch weit heftiger beginnen würde. Meinem Vater selbst ging es zu Herzen, daß er ihn tödten sollte, da er die Tapferkeit auch an dem Feind zu schätzen wußte; aber es blieb ihm doch nichts Andres zu thun übrig. Der Tag, an welchem die Hinrichtung des Prinzen vor sich gehen sollte, war bereits bestimmt; während der Zeit aber blieb derselbe so lange, mit Ketten beladen, in dem finstern Kerker des Pallastes und wurde nur dann und wann in den Hof hinausgeführt, damit er frische Luft schöpfen könne, wo er denn immer von bewaffneten Männern, die ihm zur Seite gingen, bewacht war. Eines Tages, als ich über den Hof schritt, sah ich ihn wieder; seine Gestalt war immer noch edel, obgleich er jetzt im Gesichte bleich und abgemagert aussah. Als er mich erblickte, hörte ich ihn seine Begleiter fragen, Wer die junge Dame sei, die über den Hof schritte. Da man ihm sagte, es wäre die Prinzessinn Benda, die Tochter des Königs der grünen Wiesen, rief er aus: „Ist es möglich, daß diese edle Pflanze in dem Garten des Tigers wachsen konnte!“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich,

und hatte ich schon früher Mitleid mit ihm gefühlt, so empörte es mich jetzt, diesen edlen Prinzen der Schmach der Ketten übergeben und zum blutigen Opfer bestimmt zu sehen. Ich warf mich daher meinem Vater zu Füßen und bat ihn mit tausend Thränen, den Prinzen aus dem dunklen Kerker zu ziehen und ihm sein Leben und seine Freiheit zu schenken. Was den ersten Punkt meiner Bitte betraf, so wurde mir dieselbe sogleich gewährt. Man zog den Prinzen aus seinem Kerker, entledigte ihn der Fesseln und ließ ihn in einem der Zimmer des Pallastes bewachen. Was aber den letzten Punkt betraf, so sagte mein Vater, daſs es nicht einmal in seiner Macht stände, dem Prinzen das Leben und die Freiheit zu schenken, ohne zum Verräther an sich selbst zu werden, weil jener alsdann nicht aufhören würde, ihm nach dem Leben zu trachten und aufs neue die Flamme der Empörung wüthen zu lassen. Ich aber ließ nicht nach, so lange mit Bitten in meinen Vater zu dringen, bis dieser endlich sagte, er wolle überlegen, Was bei der Sache zu thun sei."

„„Lasst den Prinzen Euch schwören," sagte ich: „daſs er nie das Schwert wieder gegen Euch ergreifen wolle, mein Herr Vater, und seid überzeugt, daſs er seinen Schwur halten wird, da seine Seele keiner unedlen Handlung fähig ist.""—

„„Wer aber ist mir Bürge dafür!" versetzte mein Vater."

„„Blickt in sein Antlitz," entgegnete ich: „blickt in sein edles Auge, und da werdet Ihr die Bürgschaft lesen.""

„Da mein Vater eine Zeitlang mit sich selbst zu Rathe gegangen war, ließ er eines Tages den Prinzen vor sich kommen."

„„Prinz," redete er ihn an: „wenn Ihr noch jetzt den Tod nicht erlitten habt, so dankt dafür dem Edelmuth meiner

Tochter, deren Mitleid Ihr erregt habt, und die mich um Euer Leben gebeten hat.““ —

„„Es ist schlimm genug,“ versetzte der Prinz: „daß der Prinz Hektor des Mitleids bedarf, um zu leben. Aber selbst aus so schönen Händen, wie der Tochter des Tigers, darf ich ein solches Geschenk nicht annehmen, da die Schmach, die mich hier gefangen hält, weit schlimmer ist, als zehnfacher Tod.““ —

„„Stolzer Jüngling,“ sagte mein Vater: „er kleidet Euch schön, dieser edle Trotz, und eben weil Ihr ein braves Herz verrathet, bin ich gesonnen, für Euch zu thun, Was ich sonst nicht thun würde: Ich will Euch Euer Leben und Eure Freiheit schenken, wenn Ihr mir schwören wollt, nie das Schwert wieder gegen mich, als den rechtmäßigen Erben jener Länder, die einst Euer Vater besessen hat, zu ergreifen. Welche Ursache könntet Ihr auch haben, es zu thun! bloß um ein Volk, das unter meiner Regierung glücklich und in ungestörtem Frieden lebt, ins Verderben zu stürzen! ein Volk, das, indem es seine Gesetze, seine Sprache und seine Sitten behalten, nicht einmal fühlt, daß es unter fremder Botmäßigkeit steht, sondern wähnt, seine vorige Selbständigkeit behalten zu haben, und daher auch keine Veränderung seines Zustandes wünscht, ja nicht einmal wünschen kann, da es unter meiner Herrschaft bessere Tage hat, als es je zuvor als selbständiges Volk gehabt hat. Sprecht daher, Prinz, wollt Ihr den Schwur thun, den ich von Euch verlange, und dafür Euer Leben und Eure Freiheit zum Geschenk annehmen!““ —

„„König Bender,“ versetzte der Prinz: „laßt mich Eure Rede Punkt für Punkt beantworten: Ihr nennt jene Länder, die einst mein Vater besessen hat, Euer rechtmäßiges Erbe! Wann ist aber wohl je geraubtes Gut rechtmäßiges Erbe

geworden! Würdet Ihr, wenn Jemand in Eurem Lande seines Eigenthums beraubt wurde und es nachher in den Händen des Sohnes seines Räubers fände, ihm nicht wieder zu dem Seinigen verhelfen wollen, sondern das geraubte Gut dem Sohn als rechtmäßiges Erbe zuerkennen? Wenn dieses bei Euch Gerechtigkeit ist, dann wehe dem Volke, das bei Euch Gerechtigkeit finden soll! — Ihr sprecht, Ihr habt meinem Volke seine Gesetze gelassen: aber die vollstreckende Macht habt Ihr Euch doch vorbehalten. — Ihr sprecht, Ihr habt ihm seine Sprache gelassen; und doch gibt es in derselben jetzt viele Ausdrücke, die es sonst nicht kannte — es kannte nicht: den Tribut an den König der grünen Wiesen. — Ihr sprecht, Ihr habt ihm seine Sitten gelassen; aber es hatte nie die Sitte, Andern zu geberden, als sich selbst, oder einem andern König zu huldigen, als seinem eigenen. — Ihr sprecht, daß es unter Eurer Herrschaft bessere Tage hat, als je zuvor, da es ein selbständiges Volk ausmachte. Ich frage Euch aber: welcher unter Euren Sclaven ist, der nicht tausendmal lieber seine Freiheit genießen und in Dürftigkeit leben wollte, als in Wohlleben und Üppigkeit Euer Sclave sein! — Ihr sprecht, Ihr wollt mir Leben und Freiheit gewähren, wenn ich Euch schwören will, nie das Schwert wieder gegen Euch zu ergreifen! König Bender, ich schwöre Euch hiemit, ich werde nicht aufhören nach Eurem Blute zu trachten, bis diese meine Hände Euch erwürgt haben, und ich das geraubte Gut aus Euren Klauen gerissen und meinem Volke seine Freiheit wieder verschafft habe. Gebt mir aber mein Eigenthum zurück und laßt mein Volk wieder ein selbständiges Volk sein, und ich will des alten Unbills nicht weiter gedenken, sondern mit Euch Friede halten, so lange Ihr nicht selber Ursache gebt, ihn zu brechen.""

„„Führt ihn ab!“ rief mein Vater der Wache zu, und die Wache führte den Prinzen wieder auf das Zimmer seiner Haft zurück.“

„„Er ist nicht zu retten,“ sagte mein Vater, als er darauf zu mir in mein Zimmer trat: „ich habe dem Prinzen das Leben und die Freiheit angeboten, wenn er mir schwören wollte, nicht ferner das Schwert gegen mich zu ergreifen; aber er will es nicht und hat mein Anerbieten ausgeschlagen.““ —

„„Er hat es ausgeschlagen!“ rief ich verwundert.“

„Mein Vater erzählte mir hierauf die ganze Unterredung, die er mit dem Prinzen gehabt und schloss mit den Worten: „Du siehst also selbst, meine Tochter, dass ich für den Prinzen Nichts thun kann, so gern ich wollte, und es bleibt mir daher nichts Anderes übrig, als ihn zu tödten.““ —

„„Nein, um's Himmels willen, lieber Vater,“ rief ich: „tödtet ihn nicht! denn Ihr begeht einen Mord; Ihr begeht einen Mord an der Tugend selbst. Der Prinz hat recht gehandelt, und durfte nicht anders handeln, wenn er rechtschaffen sein wollte. Sprecht, mein Vater, wenn ich Euer Sohn wäre und mich an des Prinzen Stelle befände: hätte ich anders handeln sollen?““ —

„„Nein, meine Tochter, Du hättest es nicht,“ entgegnete er.“

„„Darum lasst dem Prinzen Gerechtigkeit widerfahren,“ sagte ich: „und gebt ihm sein Eigenthum zurück und lasst sein Volk wieder ein selbständiges Volk sein.““ —

„„Nein, meine Tochter,“ versetzte er: „das darf ich nicht, selbst wenn ich es wollte; denn alsdann würden alle von Abudda eroberten Provinzen auftreten und ebenfalls ihre Freiheit zurückfordern, und es würde von dem Land der grünen

Wiesen Nichts übrig bleiben, als eine kleine Provinz, woraus es vor der Regierung des Königs Abaeda bestand.““ —

„„Ach!“ rief ich in meinem Schmerz aus: „warum ist das Schicksal so ungerecht, den edelsten Prinzen so hart zu verfolgen, der es tausendmal mehr werth ist, eine Krone zu tragen, als alle die, welche noch bisher bei uns erschienen sind? Wäre unter ihnen nur ein einziger gewesen, der diesem Prinzen geglichen hätte, dann wäre ich nicht — — dann hätte ich nicht gethan, Was ich nun gethan habe.““ —

„„Was hast Du gethan, meine Tochter?““ —

„„Dann hätte ich mich nicht entschlossen — — nie zu heirathen.““ —

„„Das kannst Du nicht haben,“ versetzte mein Vater: „da hierauf allein meine Hoffnung sich gründet, dem Land der grünen Wiesen einen künftigen Beherrscher zu sichern.““ —

„„Nein, mein Vater,“ rief ich: „ich werde es nie können,“ und ließ meine Thränen fließen.“

„Mein Vater ging gedankenvoll im Zimmer einige Male auf und ab; dann rief er plötzlich: „Es fängt an, in meinen Gedanken Etwas zu gähren — so könnte es vielleicht sein — ich werde morgen mit Dir sprechen, meine Tochter; Du wirst Dich bei der Mittagstafel einfinden.“ Mit diesen Worten verließ er mein Zimmer.“

„Ich konnte nicht ahnen, Was die Absicht meines Vaters war, erfuhr aber nachher, daß er den Prinzen auf den folgenden Tag zur Mittagstafel eingeladen hatte und ihm sagen lassen, er hoffe, darnach die zwischen ihnen streitige Sache zur Zufriedenheit beider Theile ausgleichen zu können, worauf der Prinz die Einladung auch angenommen hatte.“

„Als am folgenden Tage der Prinz eintrat, hieß mein Vater ihn an meiner Seite an der Tafel Platz nehmen, wel-

ches er dann auch nicht ohne einige Verlegenheit that. Indem ich durch das traurige Schicksal des Prinzen von dem größten Mitleid für ihn durchdrungen war, suchte ich ihn durch freundliche Worte, die ich an ihn richtete, von seinem Kummer zu zerstreuen. Ich machte die Bemerkung, dass er sich über jeden Gegenstand, den ich berührte, mit vieler Kenntniß, aber dabei immer bescheiden, auszudrücken wußte. Von manchen Dingen zeigte er eine so große Einsicht, dass ich zum ersten Mal Gelegenheit hatte, meine Unwissenheit zu bemerken. „Wie verschieden," dachte ich: „muß doch die Erziehung dieses Prinzen von der Erziehung jener Prinzen gewesen sein, die bisher an dem Hofe meines Vaters erschienen sind!" und als Fortsetzung dieses Gedankens sprach ich die Worte: Ich wünschte, Prinz, dass Eure Gesellschaft uns unter glücklicheren Umständen zu Theil geworden wäre, als es die jetzigen sind."" —

„„Meine schöne Prinzessinn," entgegnete er: „mein Schicksal ist immer noch beneidenswerth, da es mich an Eure Seite geführt hat.""

„Als die Mittagstafel aufgehoben war, trat mein Vater auf den Prinzen zu und bat ihn, dass er ihn in ein Nebenzimmer begleiten möchte, mir aber gab er einen Wink, in dem Saale zu bleiben, worauf er die Thür des anstoßenden Zimmers öffnete und mit dem Prinzen in dasselbe eintrat."

„„Prinz," sprach er, als er sich hier mit ihm allein befand: „Ihr seid ein Starrkopf, und es wird mir nicht möglich sein, mich auf irgend eine Weise gütlich mit Euch zu vergleichen, wenn ich nicht nachgebe und Euch Euern Willen thue. Wohlan, Prinz, Ihr seid frei! nehmt Euer Eigenthum aus meiner Hand zurück und lasst Euer Volk wieder ein selbständiges Volk sein! doch eine Bedingung habe ich dabei zu ma-

eben: Ihr dürft das Geschenk, was ich Euch gemacht, nicht annehmen, ohne zugleich die Hand der Tochter des Tigers mit in den Kauf zu nehmen, und auch die Mühe, wenn ich einmal gestorben bin, alle die Länder, die ich meiner Tochter hinterlassen werde, mit zu verwalten. Gefällt Euch diese Bedingung, so schlagt zu!'"

„Der Prinz warf sich meinem Vater zu Füßen und konnte keine Worte finden, ihm seinen Dank auszudrücken. Mein Vater aber hob ihn auf, öffnete die Thür des Saals und sprach im Eintreten zu mir:"

„„Meine Tochter, der Prinz hat bei mir um Deine Hand angehalten, und ich habe sie ihm versprochen. Du wirst, wie ich hoffe, Nichts dagegen einzuwenden haben. Reiche daher, wie ich es Dir befehle, dem Prinzen Deine Hand.'"

„Ich sah meinen Vater an und konnte nicht begreifen, ob es Scherz, oder Ernst sei; auch wußte ich vor Staunen kein Wort zu erwiedern. Der Prinz aber ergriff meine Hand, führte sie an seine Lippen und sprach:"

„„Meine schönste Prinzessinn, Euer edler Herr Vater hat mir mein Eigenthum zurückgegeben und mir zugleich erlaubt, um diese schöne Hand bei Euch anhalten zu dürfen, wodurch, wenn Ihr mir dieselbe nicht abschlagen wollt, mein Glück erst vollkommen sein wird.'"

„Mein Erstaunen hatte mir noch immer die Sprache benommen, und ich ließ meine Hand, ohne zu wissen, Was ich that, in der Hand des Prinzen ruhen."

„„Und jetzt, meine Kinder, ist die Sache abgemacht!" rief mein Vater, „und nun weiter darüber kein Wort!" Heute ist die Verlobung, und übermorgen soll die Hochzeit sein." Und auf einen Wink, den er gab, öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und aus derselben tanzten junge Mäd-

chen mit Kränzen hervor und schlossen um mich und den Prinzen einen Kreis; dann traten aus dem Kreis zwei Mädchen, die mich und den Prinzen mit Blumenguirlanden umwanden. In demselben Augenblick erscholl eine liebliche Musik von Cymbeln und Harfenspiel, und aus einer andern Seitenthür strömten eine Menge Gäste hervor, die mir und dem Prinzen ihre Glückwünsche darbrachten. Alles dieses hatte sich in wenigen Augenblicken zugetragen, und ich stand noch immer wie in einem Traum, während der Prinz meine Hand behalten hatte und sie öfter mit seinen Küssen bedeckte, ohne dass ich Miene machte, es zu wehren."

„Der Lärm und der Jubel dauerte den ganzen Tag, und erst spät am Abend, als die Gesellschaft uns verlassen hatte, und ich noch mit dem Prinzen im Saale mich allein befand, konnte ich Worte finden, zu ihm zu sprechen."

„„Aber Prinz, wozu soll doch alles dieses dienen!" fragte ich: „man hat mir ja gar nicht Zeit gelassen, mich zu besinnen, und man hat unsre Verlobung gefeiert, ehe ich Euch noch mein Ja gegeben habe."" —

„„Eben dieses wünschte ich jetzt aus Eurem Munde zu empfangen, schöne Prinzessinn," entgegnete er: „um den heutigen Tag zu dem glücklichsten meines Lebens zu zählen."" —

„„Ich kann Euch Nichts versprechen," erwiederte ich: „ehe ich nicht mit meiner Mutter, der Fee Hlebyna, gesprochen habe, die drei Stunden von der Hauptstadt entfernt wohnt, und zu der ich mich morgen früh begeben will."" —

„„Also die Fee Hlebyna ist Eure Mutter!" versetzte er: „so kann ich den Zauber begreifen, der mich seit dem ersten Anblick an Euch gefesselt hat, und ich muss mein Glück um so höher schätzen, da es göttlichen Ursprungs ist."" —

„Ich eilte jetzt, mich in mein Schlafzimmer im Pavillon

u begeben; denn es verlangte mich, mit Linder zu ſprechen, er ſchon mehre Stunden vergebens auf mich gewartet haben mußte, und ich fürchtete faſt, er habe, des Harrens müde, ich wieder weggegeben. Als aber mein Schlafzimmer erleuchtet war, erſchien auch gleich darauf Linder, der mich in meinen Thränen fand, und ich erzählte ihm in kurzen Worten die ſtürmiſchen Auftritte des heutigen Tages.“

„„Prinzeſſinn,“ ſprach er: „ich habe Nichts, als meine Cither und Eure Liebe. Beides iſt mir aber, um zu leben unentbehrlich; und wenn ich Eure Liebe nicht mehr hätte, würde auch mein Citherſpiel verſtummen, und Noth und Verzweiflung würden mich ins Grab bringen. Sprecht daher, Prinzeſſinn, ob Ihr je aufhören könnt, mich zu lieben?““ —

„„Nein, nie, Linder, entgegnete ich: „eher könnte ich ſelbſt aufhören zu leben, als Dich zu lieben.““ —

„„Dann, Prinzeſſinn,“ ſprach er: „laßt uns fliehen von hier! laßt uns die einſamſte Wüſte aufſuchen, und unſre Liebe wird ſie uns zum Paradieſe ſchaffen.““ —

„„Nein, Linder,“ entgegnete ich: „mit Dir fliehen kann ich nicht; denn es würde meinem Vater das Leben koſten, und meiner Mutter das Herz zerreißen. Ich will aber morgen zu meiner Mutter gehen und mich zu ihren Füßen werfen und ſie bitten, mich zu retten. Vielleicht werde ich die Nacht in ihrer Wohnung zubringen, und Du darfſt dann, wenn Du um die gewöhnliche Zeit mein Zimmer nicht erleuchtet ſiehſt, nicht auf mich warten; aber übermorgen Abend wirſt Du mich wieder im Pavillon finden.““

„Linder ſchien nun in etwas beruhigt zu ſein, und ich drückte ihn mit noch mehr Innigkeit an mein Herz, als ſonſt, ſo daß bereits der Morgen dämmerte, als er ſich aus meinen Armen wand.“

„Früh am andern Morgen begab ich mich aus dem öſtlichen Thore nach der Wohnung meiner Mutter. Als ich ſie erblickte, warf ich mich zu ihren Füßen und rief: „Mutter! Mutter! rette mich! rette Deine Tochter!““

„Sie hob mich an ihre Bruſt und fragte mich nach der Urſache meines Kummers, worauf ich ihr den ganzen Auftritt des vorigen Tages erzählte und ihr Alles ſagte, was mir auf dem Herzen lag.“

„„Meine Tochter,“ ſprach ſie hierauf: „Du thuſt Unrecht, Dich dieſer Wahl widerſetzen zu wollen. Du geſtehſt ſelbſt, daſs der Prinz ſowohl körperliche, als geiſtige Vorzüge vor all den Prinzen beſitzt, die Du bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatteſt, und ſagſt, Du würdeſt ihn haben lieben können, wenn Du ihn früher geſehen hätteſt, eh' Du den Entſchluſs gefaſſt, Dich nie zu vermählen, und bitteſt mich jetzt, Dich in den Orden der Feen aufnehmen zu wollen. Das darf aber nicht ſein, meine Tochter; denn wenn Du im Ernſt den Entſchluſs gefaſſt hätteſt, Dich nie zu vermählen, dann müſste ich Dich ins Nichts zurück verſenken und Deine Spur auf der Erde verſchwinden laſſen, da Du nur unter der Bedingung, durch Deinen Schoſs dem Land der grünen Wieſen ſeine künftigen Beherrſcher erſtehen zu laſſen, das Daſein erhalten haſt. Wenn Du Dich aber vermählen willſt, ſo iſt dazu grade jetzt die günſtigſte Gelegenheit und — hier blickte ſie mir ins Geſicht — auch der beſte Zeitpunkt. Deine Entwickelung hat in der letzten Zeit ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht, daſs Du aus einer Knoſpe, die Du noch vor kurzem warſt, zur vollen Roſe erblüh't biſt, und zwar iſt dieſe Entwickelung ſo ſchnell vor ſich gegangen, daſs ſie Dich beinahe angegriffen zu haben ſcheint. Wollteſt Du daher noch länger warten, bis Deine Schönheit verblüh't ſein wird, ſo dürfteſt

Du befürchten, daſs vielleicht nicht die Liebe, ſondern nur das Intereſſe Dich zur Gattin machen würde, und Du hätteſt dann Dein irdiſches Glück verſcherzt. Ein Frauenzimmer, das in ihrer ſchönſten Blüthe, oder auch noch als Knospe, die eben zur Blume ſich entfaltet, einem Manne ihre Hand reicht, wird ſtets die Liebe ihres Gatten ſich erhalten; denn wenn auch ihre Lippen ſchon längſt verblüh't ſein werden, ſo wird ſich der Gatte immer erinnern, daſs es dieſelben Lippen ſind, die er küſste, da ſie ſo ſchön blüh'ten, und wähnen, ſie noch in ihrer vollen Blüthe zu küſſen. Hat er aber dieſe Lippen nie in ihrer Blüthe geküſst, ſo wird er ſie auch nachher nie in ihrer Blüthe ſich vorſtellen, und er wird ſie kalt küſſen, wie man ehrerbietig und kalt die dürre Hand einer Matrone küſst. Darum, meine Tochter, folge meinem Rathe und reiche dem edlen Prinzen Hektor Deine Hand, dieweil noch Deine Schönheit nicht verblüh't iſt. Du erreichſt dadurch mehre wichtige Zwecke auf einmal: Du retteſt Deinen Vater aus einer groſsen Verlegenheit, aus der er ſich ſonſt nicht anders zu helfen wüſste, als daſs er den Prinzen müſste tödten laſſen; Du ſchenkſt dem Prinzen das Leben, Du giebſt ihm ſeine Freiheit und ſein Königreich zurück, und endlich erhältſt Du den edelſten Jüngling zum Gemahl und erfüllſt die Beſtimmung um deſſentwillen Du ins Daſein getreten biſt.““ —

„„Ach, Mutter! Mutter!“ rief ich: „habt Erbarmen mit mir! Gern will ich, wenn es mein Schickſal iſt, durch meinen Schoſs das Geſchlecht der Beherrſcher der grünen Wieſen fortzupflanzen, daſſelbe erfüllen, wenn es geſchehen kann, ohne ein irdiſches Band zu knüpfen, ohne dem Prinzen Hektor meine Hand zu reichen. Habt Erbarmen und laſst mich einzeichnen in das Buch der Feen, auf daſs ich in der Blüthe,

worin ich jetzt stehe, fortlebe, und nicht bald meine Schönheit dahinwellt.““ —

„„„Nein, meine Tochter,“ rief meine Mutter: „es kann nicht sein. Du kannst Deine Bestimmung nur dadurch erfüllen, daß Du Dich vermählst. Das steht unabänderlich. Ziehst Du es aber vor, daß Dein Dasein aufhöre, so will ich, wenn Du es wünschest, Dich in einen sanften Schlummer versenken, in welchem sich ohne Schmerz Deine Seele dem Körper entlösen und in die Lüfte zerrinnen wird. Wähle nun von beiden, Was Du willst: entweder Dich vermählen, oder aufhören zu sein; denn ein Drittes giebt es nicht.“““—

„Während meine Mutter noch sprach, war plötzlich in meiner Seele ein Gedanke aufgetaucht, und ich sprach nun: „So sei es denn, Mutter, so will ich dem Prinzen Hektor meine Hand reichen, wenn es doch, wie Du sagst, einmal meine Bestimmung ist, mich zu vermählen.““

„Über das Gespräch zwischen mir und meiner Mutter, wovon ich hier nur den Hauptinhalt mitgetheilt habe, war es bereits Abend geworden, und um nun meinen Weg nicht in der Dunkelheit nach der Stadt zurückzulegen, blieb ich die Nacht über bei meiner Mutter und schlief nach langer Zeit zum ersten Mal wieder in ihren Armen, in den Armen meiner schönen Mutter, die jetzt beinahe noch jugendlicher blüh'te, als ich; denn ach! ihre Jugend war unverwelklich, da sie grade in dem Alter, das den Übergang von der Knospe zur Blume bildet, in das Buch der Feen war eingezeichnet worden, und nun ewig in diesem reizenden Alter fortblüh'te. Hätte damals meine Mutter meinen Wunsch erfüllt, und wär' es nicht mein unabänderliches Schicksal gewesen, mich zu vermählen, so wäre auch ich ewig in dem Alter und in der Schönheitsfülle geblieben, worin ich zu der Zeit mich befand,

anſtatt daß nachher die Jahre bald meine Wangen bleichten, und ich das Schickſal aller Sterblichen theilte. Als ich am Morgen erwachte und mich an der Seite meiner Mutter fand, ſagte dieſe zu mir: „Jetzt weiß ich, meine Tochter, daß es die höchſte Zeit iſt, Dich zu vermahlen; denn Du haſt in dieſer Nacht, wie das bei Mädchen von Deinem Alter wohl zu geſchehen pflegt, im Traume Seufzer ausgeſtoßen, als wären es Seufzer der Liebe.“ — Ach! meine Mutter ahnte nicht, wie ſehr ſie Recht hatte; denn ich hatte von Lindor geträumt.“

„Als ich in die Stadt zurückgekehrt war und mich in den Pavillon begeben wollte, begegnete mir im Garten der Prinz.“

„„Nun, meine ſchöne Prinzeſſinn,“ fragte er mich: „habt Ihr mit Eurer Mutter geſprochen!““ —

„„Ja, Prinz,“ verſetzte ich: „und ich darf Euch jetzt meine Hand reichen, doch nur unter einer Bedingung: Ich habe in der letzten Zeit einen großen Kummer gehabt, und kann mich daher nicht ganz der Freude wieder hingeben, eh' die Zeit die bittre Erinnerung in meinem Herzen getilgt haben wird. Verſprecht mir daher, in einem Jahre keine Gunſt von mir zu verlangen; nur unter dieſer Bedingung kann und will ich Euch meine Hand reichen.““ —

„„Meine ſchöne Prinzeſſinn,“ verſetzte er: „es iſt Viel, was Ihr von mir verlangt, weit Mehr, als Ihr Euch vielleicht vorſtellen mögt. Wenn ich aber nur unter dieſer Bedingung Eure ſchöne Hand erlangen kann, ſo will ich das Opfer bringen, ſo ſchwer es mir auch fällt; doch hoffe ich nicht, daß Ihr jene Bedingung dahin ausdehnen wollt, daß es mir in der Zeit, die Ihr genannt habt, auch verwehrt ſein ſoll, Eure reizenden Lippen zu küſſen.““ —

„„Nein, Prinz," sagte ich: „dieses soll Euch erlaubt sein, sowie überhaupt Alles, was Ehegatten sich im Beisein Anderer erlauben dürfen, damit es nicht den Schein habe, als walte zwischen uns ein Mißverhältniß ob."" —

„„Dann bin ich zufrieden," versetzte der Prinz: „und will mit Geduld die Zeit abwarten, da Ihr mir Eure Liebe ohne Vorbehaltung schenken wollt," und mit diesen Worten umschlang er meinen Nacken und drückte auf meine Lippen einen heißen Kuß, der, wie ich fühlte, durch alle meine Nerven drang und noch lange nachher auf meinen Lippen fortzitterte."

„Als ich mich darauf in meinem Schlafzimmer im Pavillon umgekleidet hatte und mich in den Saal des Pallastes begab, war schon Alles zu unserer Vermählung vorbereitet. Der oberste Priester sprach über uns die heilige Weihe; darauf tauchten wir unsre Hände zu gleicher Zeit in das Wasser des goldenen Beckens und trockneten sie dann in einem und demselben Tuche ab. Hierauf knie'ten wir auf den im Saal hingestreu'ten glänzenden Sand und gaben einander den Kuß der ewigen Treue."

„Als ich darnach am Abend, eine Unpäßlichkeit vorschützend, mich früh dem geräuschvollen Cirkel entriß und mich in mein Schlafgemach im Pavillon begab, fand bald darauf Linder sich bei mir ein."

„„Diesen Abend, lieber Linder," sprach ich zu ihm: „umarmst Du mich als die Gattinn des Prinzen Hektor." Linder erblaßte. Ich erzählte ihm hierauf das ganze Gespräch mit meiner Mutter, und wie diese mir die Wahl gelassen, entweder aufhören zu sein, oder mich zu vermählen, und sagte ihm, Was sich weiter an diesem Tage zugetragen, und unter welcher Bedingung ich dem Prinzen Hektor meine Hand gereicht hatte."

„„Aber wenn nun das Jahr verfloſſen iſt, Prinzeſſinn,“ ſprach er: „dann werde ich ja doch aufhören, in dem alleinigen Beſitz Eurer Liebe zu ſein.““ —

„„Lieber Linder,“ entgegnete ich: „laſs es jetzt Genug ſein, daſs wir Zeit gewonnen haben. In einem Jahre kann ſich Vieles ereignen, und ich werde in der Zeit immer Gelegenheit haben, weitere Pläne für unſre Zukunft zu machen.““

„Linder's Stirn war immer noch düſter; bald aber gelang es meinen Liebkoſungen, ſie völlig zu entwölken, und er vergaß an meiner Bruſt ſeinen Kummer, und daſs ich die Gattinn des Prinzen Hektor war.“

„Die folgenden Tage verſchwanden unter lauter Beſuchen und Feſten, ſo daſs ich den Unterricht im Citherſpiel, den Linder mir jeden Tag ertheilte, einſtweilen ausſetzen muſste, und daher Linder nur des Abends bei mir ſah.“

„Eines Tages, da wir Geſellſchaft im Pallaſte hatten, kam zufällig das Geſpräch auf Linder, und man rühmte ſeine klangvolle Stimme und ſein herrliches Citherſpiel, ſo daſs den Prinzen die Luſt anwandelte, ihn ſelbſt einmal zu hören.“

„„Dazu habt Ihr die beſte Gelegenheit,“ ſagte mein Vater: „wenn er kommt, um meiner Tochter, Eurer Gemahlinn, Unterricht zu ertheilen; denn ſie hat ſchon ſeit längerer Zeit von ihm Unterricht im Citherſpiel erhalten.““ —

„„Wie, meine ſchöne Benda, rief der Prinz: „Ihr könnt auch die Cither ſpielen? und dieſes herrliche Talent habt Ihr mir bisher noch verborgen gehalten? Wahrlich, Ihr müſſt mir noch heute das Vergnügen gewähren, mich dieſe Kunſt an Euch bewundern zu laſſen.““

„„Ach, ich bin eigentlich nur noch Anfänger in dieſer Kunſt,“ entgegnete ich: „und habe meiſtens nur zweiſtimmige Stücke eingeübt, die ich allein nicht ausführen kann.““ —

„„Was hindert uns denn,“ sprach er: „Euern Lehrer rufen zu lassen, daſs er Euch mit seinem Spiel und seinem Gesang begleite? Es verschafft uns dies einen doppelten Genuſs: Euch zu hören, schöne Benda, und auch den Citherspieler Lindor.““

„Es wurde nun sogleich nach Lindor geschickt, welcher auch bald darauf mit seiner Cither in den Saal eintrat. Wir führten zuerſt ein Zweispiel auf der Cither aus, und darnach einen Wechselgesang, den wir mit unserm Instrument begleiteten. Es wurden uns von allen Seiten die gröſsten Lobsprüche zu Theil, obwohl ich selbſt fühlte, daſs ich meine Partie nur mäſsig ausgeführt hatte, da ich das Citherspiel in der letzten Zeit sehr zu vernachlässigen pflegte. Ich verlieſs nun meinen Sitz und sagte: „Der Herr Lindor wird jetzt durch sein Spiel und seinen Gesang, indem er beides allein ausführt, der Gesellschaft einen weit höhern Genuſs verschaffen, da meine Begleitung ihm nur störend iſt.““

„Ich nahm hierauf, Lindor grade gegenüber, meinen vorigen Platz an der Seite des Prinzen ein. Lindor stimmte jetzt mit leiser Begleitung der Cither jenen melodischen Gesang an, den ich zuerſt auf der Bank vor dem Zelte aus seinem Munde gehört hatte. Sein Auge blickte frei und edel im Saal umher. Die Töne wiegten sich wie schaukelnde Wellen des silbernen Bachs und klar wie die krystallene Fluth, und jede Bruſt zog leiser den Athem, und jedes Ohr wähnte, die Muſik der Sphären zu trinken. Da neigte sich der Prinz, berauscht von dem sanften Gefühl, welches diese Töne in seine Bruſt gossen, zu mir herüber und drückte einen lange anhaltenden Kuſs auf meine Lippen. Ich blickte hiebei auf Lindor und bemerkte, wie das Blut aus seinen Wangen trat, und seine Stimme bebte. Bald aber hatte er sich wieder gesam-

melt, und immer ſanfter wurde ſein Spiel, und immer melodiſcher ſein Geſang. Da ſchmiegte ſich der Prinz an meinen Hals und drückte einen Kuß auf die nur halb bedeckte Wölbung meines Buſens, als plötzlich Linder's Geſang verſtummte. Die Cither war ihm aus der Hand geglitten, und er ſelbſt leichenblaß und halb ohnmächtig auf ſeinen Sitz zurückgeſunken. Man eilte hinzu, um ihm zu Hülfe zu kommen; aber er ſtand ſchnell auf, ergriff ſeine Cither und ſtürzte aus dem Saal, indem er die Geſellſchaft bat, ſeine Schwache, die ihn wahrſcheinlich wegen der Beklemmenheit im Zimmer angewandelt ſei, zu entſchuldigen, und ſagte daß er hoffe, ſich draußen in der freien Luft bald wieder zu erholen.““ —

„„Schade, daß wir nicht Gelegenheit hatten, ſein Lied zu Ende zu hören,“ ſagte der Prinz, als Linder gegangen war: „denn ich habe nie etwas Schöneres gehört. — Wann pflegt er zu Euch zu kommen, meine liebe Benda, um Euch Unterricht im Citherſpiel zu ertheilen?“ fragte er hierauf.“

„„Gewöhnlich um die dritte Morgenſtunde entgegnete ich: „aber in den letzten Tagen habe ich wegen der vielen Beſuche und Zerſtreuungen ſeinen Unterricht nicht entgegennehmen können.““ —

„„Thut mir doch den Gefallen,“ ſagte der Prinz: „morgen, ſofern Linder ſich wohl befinden ſollte, wieder damit anzufangen; denn es verlangt mich, das Lied, welches heute durch ſeine Unpäßlichkeit unterbrochen wurde, zu Ende zu hören.““ —

„„Recht gern, mein Herr Gemahl, wenn es Euch Vergnügen macht,“ verſetzte ich und war ſehr froh, dieſe Gelegenheit ergreifen zu können, Linder nun auch des Tages wieder bei mir zu ſehen, obwohl ich wußte, daß wir fortan nicht ſo ungeſtört ſein würden, als ſonſt, da es dem Prinzen viel-

leicht öfter gefallen möchte, dem Unterricht beizuwohnen; auch fürchtete ich für Linder, daſs er ſich nicht genug würde beherrſchen können, wenn der Prinz mich in ſeiner Gegenwart wieder küſſen ſollte; doch beſchloſs ich, ihm dieſen Abend Muth einzuſprechen."

„Als er darauf am Abend zu mir kam, ſagte ich zu ihm: „Lieber Linder, ich hätte doch geglaubt, daſs Du nicht ſo ſchwach wärſt, als Du Dich geſtern gezeigt haſt. Bedenke doch, wenn das öfter ſich ereignen ſollte, ſo müſste ja der Prinz zuletzt Verdacht ſchöpfen, und Du würdeſt dadurch ſowohl mich, als Dich ins Unglück ſtürzen."" —

„„Ich konnte Nichts dazu thun, Prinzeſſinn," verſetzte er: „ich habe alle meine Kräfte aufgeboten, um meine Schwäche zu beſiegen, aber es war mir nicht möglich; indeſſen hoffe ich, daſs es mir ſpäter beſſer gelingen wird, wenn ich erſt mehr daran gewöhnt ſein werde, es zu ſehen, daſs der Prinz Euch küſſt," fügte er nicht ohne einige Bitterkeit hinzu."

„„Dazu muſſt Du Dir alle Mühe geben," verſetzte ich: „denn Du muſſt wiſſen, daſs der Prinz Dich ſchon morgen wieder zu hören wünſcht, wenn Du, wie gewöhnlich, zu mir kommſt, um mir wieder Unterricht im Citherſpiel zu ertheilen."" —

„„Es wäre doch beſſer geweſen, Prinzeſſinn," ſprach er: wenn Ihr dem Prinzen nicht erlaubt hättet, Euch zu küſſen."" —

„„Aber wie konnte ich denn, Linder, wenn ich nicht Verdacht bei Andern erregen wollte? Glaube mir, es iſt ſo weit beſſer für Dich und mich. Und dann bedenke, daſs es ja bloſs ein Kuſs iſt, was ich dem Prinzen geſtatte, und weiter Nichts."" —

„„Ein Kuſs iſt aber ſehr Viel," verſetzte er."

„„Du biſt ein Thor, Linder," ſagte ich und ſchloſs ihn

in meine Arme: „und verdienst gar nicht, daſs ich mit Dir so viel Nachsicht habe.““ —

„Als am andern Morgen Linder zu mir in den Pavillon eintrat und sah, daſs der Prinz noch nicht gekommen war, zog er mich auf seinen Schoſs und schlang seine Arme um meinen Nacken.“

„„Nein, thu das nicht, lieber Linder,“ sagte ich zu ihm: „denn der Prinz kann jeden Augenblick kommen;“ und als ich mit diesen Worten mich loswand und auf den Sitz neben ihm mich niedergelaſsen hatte, trat auch der Prinz schon ein. Ich weiſs nicht, ob dieser damals bemerkt hat, daſs noch ein Theil meines Kleides über Linder's Knie hing, welches aber auch leicht zufällig geschehen sein konnte.“

„„Es freut mich,“ sagte der Prinz, indem er auf Linder zutrat, „daſs Ihr Euch von Eurer gestrigen Unpäſslichkeit so bald wieder erholt habt. Ihr seid mir aber noch den Schluſs von dem Liede schuldig, worin Ihr damals unterbrochen wurdet, und ich bitte Euch daher, es mir heute ganz zu singen.““

„Linder begann darauf, nachdem er seine Cither gestimmt und einige leise Accorde angeschlagen hatte, wieder jenes unglückliche Lied; denn kaum hatte der Prinz, nachdem er anfangs ruhig mir zur Seite gesessen und auf Linder's Gesang gehorcht hatte, mich mit Innigkeit an seine Brust gedrückt und meinen Mund mit seinen Küſsen bedeckt, als sich mit Linder die gestrige Scene wiederholte. Die Cither war seiner Hand entsunken, und er war wieder leidenblaſs geworden. Plötzlich sprang er auf, ergriff seine Cither und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, aus der Thür.“

„„Das ist doch seltsam,“ sagte der Prinz: „daſs ich nie Gelegenheit haben kann, dieses Lied zu Ende zu hören. Hat der Citherspieler Linder oft solche Anwandlungen?““ —

„„Ich habe es sonst nicht bemerkt," versetzte ich, indem ich mit Mühe meine Verlegenheit zu verbergen suchte: „es scheint daher, dass er erst in neuerer Zeit von dieser Schwäche befallen ist.""

„Der Prinz ging einige Augenblicke gedankenvoll im Zimmer auf und ab; endlich sagte er:"

„„Liebe Benda, es ist Zeit, dass ich mich nach meinem Lande begebe, um meine Regierungsangelegenheiten zu ordnen. Auch wünsche ich, die Zimmer in dem ehemaligen Pallaste meines Vaters in Stand setzen zu lassen, damit wir künftig einen Theil des Jahres dort zubringen können; denn ich bin es meinem Volke schuldig, in seiner Mitte zu verweilen und mich persönlich um alle seine Angelegenheiten zu bekümmern, weil es sonst den Anschein gewinnen würde, als stände es noch unter der Herrschaft des Königs der grünen Wiesen. Ich darf daher nicht säumen, diese heilige Pflicht zu erfüllen; und da nun alle Ceremonien unsrer Vermählung völlig beendigt sind, so sehe ich nicht ein, warum ich noch länger anstehen sollte, es zu thun. Ich habe daher beschlossen, schon morgen meine Reise anzutreten, möchte aber nicht, ohne eine Erinnerung von Euch zu haben, abreisen. Wollt Ihr mir nicht eine Locke von Eurem Haar schenken, schöne Benda?"" —

„„Recht gern, mein Gemahl," versetzte ich, indem ich mit Mühe meine Freude über seine baldige Abreise unterdrückte: „Beliebt, Euch selbst mit der Schere diejenige abzuschneiden, die Euch am besten gefällt.""

„Der Prinz schnitt hierauf mit der Schere eine meiner Locken ab, die er in ein Stückchen Papier wickelte und dann auf seine Brust verbarg."

„Als am Abend Lindor zu mir kam, beschloss ich, ihn mit Vorwürfen wegen seines heutigen Betragens zu überhau-

fen; wie ich ihn aber im Geſichte noch ganz blaſs und leidend ſah, wagte ich nicht, es zu thun, ſondern ſagte bloß:"

„„Lieber Kinder, Du machſt Dir ſelber Kummer, ohne daſs Du gegründete Urſache dazu haſt. Was iſt es denn, wenn der Prinz mich küſst, oder wenn ich ihn küſſe? ein Kuſs, und weiter Nichts. Und darüber kannſt Du ſo elend werden.““ —

„„Ach, Prinzeſſinn," ſprach er: „Ihr wiſſt gar nicht, Was ein Kuſs iſt. Ein Kuſs iſt eben Daſſelbe, als ob Ihr ihm Alles gewährtet. Was iſt wohl die höchſte Gunſt, die Ihr gewähren könnt? Es iſt, daſs durch die Berührung der Nerven aus Euren die elektriſchen Funken in jene überſtrömen, und eben daſſelbe geſchieht durch die Berührung der Lippen. Je größer aber die Reizbarkeit iſt, je größer iſt auch die Menge der elektriſchen Maſſe, welche ausſtrömt. Und wenn der Prinz Euch nun mit dem ganzen Feuer ſeiner Liebe küſst, ſo ſtrömt ein großer Theil jener elektriſchen Maſſe aus ſeinen Nerven in die Eurigen über und wird durch dieſelben von den Lippen durch den ganzen Körper weiter geführt, ſo daſs Beſtandtheile ſeines Weſens ſich mit dem Eurigen vermiſchen, und Ihr mit ihm die Schäferſtunde feiert vor meinen Augen, ohne daſs Ihr es einmal ſelbſt ahnt. Als Ihr zum erſten Mal an meine Bruſt Euch warft und den feurigſten Kuſs auf meine Lippen drücktet, war die Menge der elektriſchen Maſſe, welche von Euch ausſtrömte, ſo groß, daſs meine Nerven ſie kaum aufzunehmen vermochten, und ich noch den ganzen Tag ein Zittern in meinem Körper und ein krampfhaftes Zucken meiner Lippen fühlte. Ich ſage Euch, ein Mädchen, das ſchon geküſst hat, bringt ihrem Gatten nicht mehr ihre Unſchuld, ſondern hat ſie Dem gebracht, mit dem ſie zuerſt durch einen Kuſs ſich vermiſchte.““ —

„„Ach, lieber Lindor," verſetzte ich: „wenn ein Kuſs Das iſt, was Du ſagſt, ſo dürfte ja nicht einmal der Vater ſeine Tochter, oder der Bruder ſeine Schweſter küſſen.""

„„Wenn der Vater ſeine Tochter mit dem Vaterkuſs, und der Bruder ſeine Schweſter mit dem Bruderkuſs küſſet, ſo hat das Nichts zu bedeuten, indem dadurch die Nerven nicht krampfhaft gereizt, und jene elektriſchen Funken nicht geweckt werden können. Wurde aber der Vater ſeine Tochter mit einer andern Liebe, als der Vaterliebe, und der Bruder ſeine Schweſter mit einer andern Liebe, als der Bruderliebe, küſſen, ſo würde auch das Ausſtrömen jener elektriſchen Maſſe, wovon ich geſprochen habe, Statt finden, und der Vater hatte dann mit ſeiner Tochter, und der Bruder mit ſeiner Schweſter die Schaferſtunde gefeiert. Erinnert Ihr Euch noch der Geſchichte jener Unglücklichliebenden, da der Bruder zum erſten Mal auf die Lippen ſeiner Schweſter den Kuſs der Liebe drückte, und dieſe ausrief: „Bruder! was war das für ein Kuſs!" Der Bruder hatte früher oft ſeine Schweſter geküſſt, und ſie hatte dabei Nichts gefühlt, als ſeine brüderliche Zuneigung. Warum war ihr denn aber jetzt der Kuſs ſo auffallend! Weil ſie in ihren Nerven eine Veränderung fühlte, die ſie ſonſt nicht gefühlt hatte, indem ein Theil ſeines Weſens in das ihrige übergegangen war und ſich mit demſelben vermiſcht hatte. Seht, Prinzeſſinn, das iſt ein Kuſs."" —

„„Ach, Lindor," rief ich: „warum haſt Du mir das geſagt! Du haſt mir mit dieſen Worten das Bewuſſtſein meiner Unſchuld geraubt, worin ich bisher mich ſo glücklich fühlte; nun aber quält es mich, eine Untreue an Dir begangen zu haben."" —

„„Ich habe es Euch geſagt, damit Ihr Euch vor künftigen Fehltritten hütet," verſetzte Lindor: „Wenn Ihr bisher

gefehlt habt, so habt Ihr es ohne Wissen gethan, und ich darf es Euch daher nicht anrechnen; das Wissen aber gebiert die Sünde, und Ihr würdet, wenn Ihr fortan von Eurem Gemahl Gunstbezeigungen annahmt, eben so strafbar sein, als Ihr bisher unstrafbar gewesen seid. Darum, Prinzessinn, laßt uns, was ich Euch schon früher vorgeschlagen habe, laßt uns fliehen! Noch ist es Zeit, uns zu retten; es dürfte aber, wie eine dunkle Ahnung es mir zuflüstert, bald eine Zeit kommen, wo es zu spat ware.““ —

„„Nein, Linder,“ rief ich bestimmt: „fliehen werde ich nicht mit Dir, so sehr ich Dich auch liebe; denn es würde mir Schande bringen, und meinem Vater den Tod.““ —

„„Was soll ich aber wohl anfangen,“ versetzte Linder: „wenn der Prinz wieder verlangt, daß ich vor ihm singe, und er dann vor meinen Augen Dasjenige antastet, was mir auf Erden das Heiligste ist!““ —

„„Das wird fur's erste nicht geschehen,“ erwiederte ich: „denn der Prinz gedenkt morgen nach seinem Lande abzureisen, um seine Regierungsangelegenheiten zu ordnen, und wird dann gewiß längere Zeit dort verweilen.““ —

„„Er wird aber zurückkehren,“ versetzte Linder: „und dann stehn wir wieder auf demselben Punkte.““ —

„„Laß uns jetzt nicht so ängstlich an die Zukunft denken, Linder,“ versetzte ich: „sondern uns der Gegenwart freuen; denn zwischen heute und morgen, und morgen und übermorgen kann sich sehr Vieles verändern,“ und mit diesen Worten zog ich ihn herab an meine Brust, und es gelang mir, ihn der Freude wiederzuschenken.“

„Als am andern Morgen der Prinz von mir Abschied nahm, unterließ er nicht, mich inbrünstig zu umarmen und einen heißen brennenden Kuß auf meine Lippen zu drücken, den

ich schuldbewusst und mit Schamgefühl annahm; denn ich fühlte deutlich in allen meinen Nerven das Durchströmen jener elektrischen Masse, von der mir Linder gesagt hatte, und es stand doch nicht in meiner Macht, es zu verhindern."

„Den Unterricht im Citherspiel, welchen Linder mir bisher ertheilt hatte, gab ich gänzlich auf, theils weil ich in der letzten Zeit fühlte, dass die Musik meine Nerven angriff, theils auch, um dem Prinzen, wenn er zurückgekommen war, nicht Gelegenheit zu geben, Linder in meiner Gegenwart singen zu hören."

„Linder war, wenn er jetzt des Abends zu mir kam, ehe meine Liebkosungen ihn erheitert hatten, immer schwermüthig. Er wiederholte mir öfter seinen Vorschlag, mit ihm zu entfliehen, welchen ich aber jedesmal bestimmt zurückwies; denn ich wusste, dass es meinem Vater, der mich mehr liebte, als Alles in der Welt, den Tod bringen würde. Immer schwermüthiger wurde Linder, je mehr der Zeitpunkt sich näherte, da man den Prinzen wieder zurückerwarten durfte. Eines Abends kam er so niedergeschlagen zu mir, dass es nicht einmal meinen Liebkosungen gelingen wollte, ihn aufzuheitern."

„„Prinzessinn," sprach er: „ich liebe Euch so sehr, dass ich, wenn es sein müsste, willig mein Leben für Euch opfern könnte, und Ihr liebt mich nicht einmal so sehr, um mit mir entfliehen zu wollen."" —

„„Linder," sprach ich: „Du hast es so oft aus meinem Munde gehört, dass Du mir nächst meinem Vater das Theuerste auf Erden bist, und ich wiederhole es Dir hiemit, dass wenn mein Vater nicht wäre, Nichts mich abhalten sollte, Deinen Wunsch zu erfüllen; aber so, wie es jetzt ist, darf ich es nicht, wenn ich nicht die größte Missethat begehen, und nachher ewige Gewissensbisse empfinden wollte, so dass ich

doch nimmer Deiner Liebe froh werden könnte. Deine Seele dünkt doch sonst so edel, Lindor, und Du lassest Dich von Deiner Leidenschaft so sehr hinreißen, daß Du nicht einmal dies begreifen kannst.““ —

„„So muß ich denn als ein Opfer meiner Liebe fallen,“ versetzte er: „denn der Prinz wird zurückkehren, und das Jahr wird verrinnen, und Ihr werdet dann nicht umhin können, dem Prinzen Alles zu gewähren.““ —

„„Noch ist der Prinz nicht zurückgekommen,“ sprach ich: und noch ist das Jahr nicht verronnen. Für die Zukunft laß das Schicksal sorgen; jetzt aber laß uns die Gegenwart benutzen und die Freuden genießen, welche sie uns beut.“ Und mit diesen Worten hatte ich meinen Arm um seinen Nacken geschlungen, ihn an meine Brust herabgezogen und war auf das Lager zurückgesunken, als plötzlich die Thür sich öffnete, und der Prinz eintrat.“

„Ich stieß einen lauten Schrei aus, und Lindor fuhr aus meinen Armen. Da trat der Prinz auf Lindor zu, tauchte seine Finger in die Flüssigkeit eines Gefäßes, welches er in der Hand trug, spritzte Lindor einige Tropfen davon ins Gesicht und rief: „Verlasse Deine Menschengestalt und nimm die Gestalt einer Katze an!“ und in demselben Augenblick war Lindor in eine Katze verwandelt und eilte aus der offenstehenden Thür des Pavillons. Es ist dasselbe Kätzchen, Prinz, welches Ihr begraben habt.“

Hier hielt Dame Benda, erschöpft von der Anstrengung des Sprechens, inne und bat den Prinzen, ihr einiges von dem Kräutermuß zu reichen, welches er für sie zu bereiten pflegte, und als sie denselben genossen und nach einigen Minuten sich etwas erholt hatte, fuhr sie in ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

„Der Prinz hatte jenes Zaubermittel, das dem Citherspieler Linder seine Menschengestalt raubte und ihn in eine Katze verwandelte, von der nordischen Zauberinn Gridur erhalten, eben derselben, die einst dem Asen Aukather ihren Gürtel, ihre eisernen Handschuhe und ihren Stab lieh, als dieser sich auf der Reise nach Geirrodsgard befand, durch Loke's List aber seinen Stärkegürtel und seinen Hammer Miolnir in Asgard zurückgelassen hatte *). Als hiernach die alten nordischen Götter von neuern Göttern vertrieben wurden, mußte auch die Zauberinn Gridur aus dem Norden entfliehen, und schlug darnach ihren Wohnsitz in dem Lande auf, das der Prinz Hektor von meinem Vater als sein Eigenthum zurückerhalten hatte. Hier wußte sie sich nun durch ihre Seidkünste und Zaubereien bald einen Namen zu erwerben, und als daher der Prinz, der das Verhältniß, das zwischen mir und Linder herrschte, durchblickt hatte, Rache an diesem zu nehmen beschloß, suchte er jene Zauberinn auf und ließ sich von ihr die verderbliche Flüssigkeit bereiten, die den Citherspieler Linder mit unauflöslichem Zauber in eine Katze verwandelt hatte."

„Sobald ich das unglückliche Schicksal sah, das mein Geliebter erlitten, richtete ich mich von meinem Lager auf, an welches der Schreck mich bisher noch unbeweglich gefesselt hatte, und rief dem Prinzen zu: „Undankbarer! ist das der Lohn dafür, daß ich Dir Dein Leben erhalten und Dir Dein Königreich wiedergeschenkt, ja sogar meine Ewigkeit für Dich dahingegeben habe, indem ich mit Dir ein irdisches Band knüpfte!""

„Anstatt daß der Prinz aber nun, wie ich es erwartet hatte, seinen Zorn an mir auslassen und mich mit Vorwürfen

*) Siehe: die Edda, Thor's Reise nach Geirrodsgard.

überschütten sollte, näherte er sich mir mit bittenden Blicken, setzte sich an meiner Seite nieder, ergriff meine Hand und sprach:"

„„Verzeih't, holde Prinzessinn, wenn ich Euch Schmerz verursacht habe, indem ich Euern Gelichten seiner Menschengestalt beraubte; denn ich war es mir, und ich war es Euch schuldig, diese Rache zu nehmen: mir, weil er Das, was mir auf Erden das Heiligste ist, anzutasten gewagt hatte; Euch, um zu verhüten, dass nicht durch Euern Schoß ein unedles Geschlecht fortgepflanzt werde, und Ihr, anstatt die Stamm-Mutter vieler edlen Könige zu werden, die einst das Land der grünen Wiesen beherrschen sollen, die Stamm-Mutter von Citherspielern würdet geworden sein. Wohl weiß ich es, dass ich Eurem Edelmuthe mein Leben und die Wiedererlangung meines Thrones zu verdanken habe; aber beides war für mich ohne Werth seit dem Augenblick, da ich Euch zuerst sah. Hätte Euer Vater zu mir gesagt: „Dein Königreich kann ich Dir nicht wiedergeben; nimm aber die Hand meiner Tochter und entfliehe mit ihr in die einsamste Wüste und verbirg Dich vor Menschen und lass Deinen Namen im Buch der Völker ausgetilgt sein!" dann würde ich mit Freuden allem Genuss, den sonst das Leben mir bieten könnte, entsagt haben, und an Eurer Brust und in Euren Armen im abgelegensten Winkel der Erde der Glücklichste unter allen Sterblichen gewesen sein. Und noch jetzt, Prinzessinn, nachdem ich weiß, dass ich nicht mehr die Blume der Unschuld von diesen schönen Lippen werde pflücken können, noch jetzt ist meine Liebe zu Euch eben so heftig, als damals, da ich zuerst Euer holdes Antlitz erblickte. Vergesst daher die Vergangenheit und lasst die Liebe, die Ihr einmal einem Unwürdigen schenktet, auf mich übergehen, und es wird uns beiden im Leben die schönste Zukunft aufblühen.""

„Es liegt in dem Charakter des Frauenzimmers, daſs ſie, ſobald man ihr Schmeichelhaftes ſagt, beſonders wenn man ihrer Schönheit huldigt, nicht in wahrem Ernſte zürnen kann, oder wenn ſie zürnt, es doch weniger heftig thut, als ſie es ſonſt thun würde. Dieſes Gefühl wurde mir deutlich, als ich die Worte des Prinzen angehört hatte, obgleich er, ohne es vielleicht zu wollen, einen Zug in ſeinem Charakter verrathen hatte, der ihn mir nicht mehr völlig in dem günſtigen Lichte zeigte, worin ich ihn ſonſt erblickt hatte. Es ergab ſich nämlich aus ſeiner Rede, daſs ſeine Leidenſchaft gröſser ſei, als die Liebe zu ſeinem Volk. So lange jene nicht war geweckt worden, hätte er willig Blut und Leben für ſein Volk geopfert; als es aber galt, dieſelbe zu befriedigen, würde er, wenn es hätte ſein müſſen, ſein Volk ohne Bedenken verlaſſen und verrathen haben."

„Ich erwiederte auf die Rede des Prinzen Hektor, indem ich von ſeiner heftigen Liebe zu mir gerührt war, mit ſo ſanftem Tone, als mein Zuſtand mir ihn anzunehmen erlaubte: „Prinz, wenn ich Euch eher gekannt hätte, ehe das Verlangen nach Liebe mich bereits eine Wahl treffen lieſs — vielleicht hätte ich Euch dann lieben und glücklich mit Euch werden können; jetzt aber kann ich nur mein Schickſal beklagen, daſs mich auf ewig mit dem Unglück verbunden hat, ſofern es nicht, Was ich jedoch hoffe, in Eurer Macht ſteht, meinem Geliebten ſeine menſchliche Geſtalt wiederzugeben."" —

„„Nein, Prinzeſſinn," verſetzte er: „keine Macht der Feen iſt im Stande, dieſes zu vollbringen, da der Zauber, welcher die Verwandlung Eures Geliebten bewirkte, von der nordiſchen Zauberinn Gridur herrührt, und daher unauflöslich iſt. Ihr müſſt deſswegen der Hoffnung, Euern Geliebten wieder zu erhalten, gänzlich entſagen, und die Zeit Euern Kummer heilen laſſen."" —

„„Barbar!“ rief ich aus: „Was habe ich Dir gethan, daſs Du mir das ſchrecklichſte Schickſal bereitet haſt, das mich treffen konnte! Ich habe Dir Dein Leben gerettet, Dir Deine Freiheit wiedergeſchenkt und Dich wieder auf den Thron Deiner Väter geſetzt; ich habe Dir meine Ewigkeit geopfert; ich habe meine Ruhe und Zufriedenheit Dir geopfert — ich habe Alles für Dich dahingegeben: und nun beraubſt Du mich des Einzigen, was ich noch beſaß, was von Allem in der Welt noch mein war! Was würdeſt Du, als Du auf den Tod gefangen ſaßeſt, nicht dahingegeben haben, um Dein Leben zu retten und Deine Freiheit und Dein Königreich wieder zu erhalten! Und als Du nun Alles erhalten, es durch mich erhalten hatteſt, war dennoch Deine unbegrenzte Habgier nicht geſättigt. Nun verlangteſt Du auch, daſs ich Dir noch geben ſollte, Was nicht mehr mein war, Was ich ſchon dahingegeben hatte, ehe meine Augen Dich noch geſehen, und meine Ohren noch Deinen Namen gehört hatten; und da ich nun ſo arm war, daſs ich's Dir nicht geben konnte, da mußteſt Du meinem Herzen eine ſo tiefe Wunde ſchlagen, daſs es nimmer wieder davon geneſen mag! Dieſe Lippen, die Du ſchön nennſt, werden vor Gram und Kummer bald dahingeblüh't ſein, und dieſe Augen, deren Strahlen Dich bezauberten, bald ihren Glanz verloren haben, und dieſer Leib und dieſe Glieder, die noch in der Blüthe des Lebens prangen, bald ins Grab gewelkt ſein. Dann rühme Dich und triumphire auf meinem Grabe und ſage: „Das Mädchen, deſſen Gebeine hier verweſen, errettete mich vom Tode, und darnach ſchenkte ſie mir meine Freiheit und ein Königreich, und dann noch Alles, was ſie ſonſt hatte; und als ſie Nichts mehr zu verſchenken hatte, da raubte ich ihr auch noch das Leben, weil meine Habſucht noch nicht befriedigt war.“ Deſſen rühme

Dich, Barbar! und freue Dich über Deine glänzende That und laſs Dir eine ſchöne Zukunft aufblühen, ſo ſchön, wie ſie aus dem Samen, den Du geſtreu't haſt, nur aufblühen kann.““ —

„„Prinzeſſinn,“ rief er: „Ihr ſeid furchtbar in Eurem Schmerze. Wenn es Euch aber in etwas tröſten kann, ſo nehmt die Verſicherung von mir, daſs wenn ich meine That, deren Folgen ich nicht im voraus geſehen, ungeſchehen machen könnte, ich meine letzten Blutstropfen dafür hingeben wollte. Eure Wunde aber wird nicht ewig bluten, ſondern die Zeit, welche alle Wunden heilt, wird auch dieſe heilen, und Euer Herz wird ſich dann wieder der Freude öffnen. Ich verlaſſe Euch jetzt, um Euch in Eurem Schmerze nicht zu ſtören. Laſſt Eure Thränen fließen und beweint das Schickſal, das nicht bloß meine Hände, ſondern die Hände höherer Mächte über Euch verhängt haben, die, wenn es ihnen gefällt, unſre Augen mit Blindheit ſchlagen, die uns den Schmerz ſenden, aber auch lindernden Balſam, welcher die Wunden, die ſie uns geſchlagen haben, wieder zu heilen vermag.““

„Mit dieſen Worten verließ der Prinz mein Zimmer. Ich aber warf mich auf mein Lager, das noch vor wenig Augenblicken ein Lager der Freude geweſen, jetzt aber ein Lager des Schmerzes geworden war, und ließ meine Thränen unaufhörlich fließen.“

„Seit dieſer Zeit erſchien ich nicht wieder bei der Mittagstafel, noch überhaupt im Pallaſte, ſondern blieb, eine Krankheit vorſchützend, in meinem Schlafzimmer im Pavillon. Man ſchickte mir einen Arzt, der ſo geſchickt war, daſs er alle Theile des Körpers in ihre Atome zerlegen konnte, aber kein einziges Atom der Seele kannte, und daher bei mir eine ganz neue intereſſante Krankheit zu entdecken glaubte, die darin be-

ſtand, daſs meine Thränendrüſen eine ungewöhnliche Menge Flüſſigkeit abſonderten, weſsbalb er mir ein ſpecifiſches Augenmittel verordnete, das ich aber nicht gebrauchte."

„Drei Tage nach jener unglücklichen Begebenheit, welche für immer die Freude aus meinem Herzen verbannte, erſchien eines Abends, da ſchon die Dunkelheit eingefallen war, mein Geliebter in ſeiner traurigen Geſtalt vor dem Fenſter meines Schlafzimmers, indem er einen klagenden Laut vernehmen ließ, wie er den Thieren, deren Geſtalt er angenommen hatte, eigen iſt. Sobald ich ihn bemerkt hatte, öffnete ich das Fenſter und nahm ihn in mein Zimmer. Ach! Hunger und Durſt, und Hitze und Kälte hatten ihn in dieſer Zeit ſo entkräftet, daſs er nur noch mit Mühe auf ſeinen Füßen ſich fortſchleppen konnte. Ich legte ihn in mein Bett um ihn zu erwärmen, und befahl einem der Frauenzimmer, deren immer zwei in dem Vorgemache des Pavillons ſich zu meiner Aufwartung befanden, mir friſche ſüße Milch zu bringen, womit ich ſeinen Hunger und ſeinen Durſt ſtillte. Nach etlichen Tagen hatte er ſich bei meiner ſorgfältigen Pflege wieder erholt; aber ich ließ ihn nicht mehr von mir und habe mich ſeit dieſer Zeit auch nie wieder von ihm getrennt, bis endlich das Grab dieſe Trennung herbeiführte. Mit ſeiner Menſchengeſtalt war ihm auch die menſchliche Sprache geraubt, doch ſeinen Verſtand hatte er behalten, und ich lernte bald, mich mit ihm über alle Gegenſtände zu unterhalten, indem er die Fragen, welche ich an ihn that, dadurch beantwortete, daſs er entweder nickte, oder mit dem Kopfe ſchüttelte. Es war mir ein Troſt, ihn an meine Bruſt drücken zu können und ihm alle Liebkoſungen zu erzeigen, die er in ſeiner jetzigen Geſtalt nur von mir empfangen konnte. Meine Thränen hatten aufgehört zu fließen, und ein ſtiller Schmerz war an die Stelle meines lauten

Jammers getreten; darnach waren meine Gedanken Rache, blutige Rache an dem Urheber meines Unglücks, und mein Geliebter ſollte mir die Rache vollführen helfen. Da ſtand ich eines Nachts auf von meinem Lager und ging aufs Feld und grub in der Stunde, da Uranus durch den Meridian trat, die Wurzel der Raute und pflückte mir von dieſer Pflanze die Blüthen und kochte Beides in einem irdenen Topf, worin noch Nichts gekocht war, und ließ die Flüſſigkeit drei Nächte lang vom Mond beſcheinen, und vor Aufgang der Sonne verſenkte ich den Topf jedesmal unter die Erde, und am vierten Tage nahm ich denſelben in meine Hand und ging in den Pallaſt und trat in das Zimmer des Prinzen, und ſobald ich ihn erblickte, tauchte ich meine Finger in die Flüſſigkeit und ſpritzte ihm einige Tropfen ins Geſicht und rief: „Verlaſſe Deine Menſchengeſtalt und nimm die Geſtalt einer Maus an!“ Man denke ſich aber mein Erſtaunen, als der Prinz dem Zauberſpruch nicht gehorchte, ſondern unverändert in ſeiner Geſtalt da ſtehen blieb. Der Topf war mir vor Schrecken aus der Hand gefallen und in Scherben zerbrochen, und ich ſank halb ohnmächtig auf einen Stuhl hin.“

„Da trat der Prinz auf mich zu und ſprach: „Prinzeſſinn, Euer Zauber hat an mir keine Kraft; denn Ihr vergeſſt, daſs ich eine Locke von Eurem Haar auf der Bruſt trage.““ —

„„Ha, Barbar!“ rief ich: „alſo damals ſchon, als Du mit Liſt die Locke von mir zu erhalten ſuchteſt, hatteſt Du die Bosheit im Sinn, die Du an mir verüben wollteſt?““ —

„„Es war bloß der Trieb der Selbſterhaltung,“ entgegnete er: „der mich die Locke von Euch begehren hieß; an meine Bosheit aber dachte ich den Augenblick nicht, wohl aber daran, daſs es Euch, meine ſchöne Prinzeſſinn, einfallen könnte,

an meiner Geſtalt Etwas verbeſſern zu wollen, was vielleicht gar nicht nach meinem Geſchmack war.““ —

„„Gebt mir die Locke wieder!“ rief ich.“

„„Verzeih't, daſs ich ſo unartig bin, Euch die Bitte abzuſchlagen,“ verſetzte er: „wenn ich Euch aber in ſonſt Etwas dienen kann, ſo ſeid verſichert, daſs es mir ein Vergnügen ſein ſoll, Euern Wunſch zu erfüllen.““ —

„„Ach!“ rief ich, indem mir die Thränen aus den Augen ſtürzten: „ſo weit muſste es alſo kommen, daſs Ihr ſogar Euern Spott mit mir treiben dürft!““ —

„„Prinzeſſinn,“ ſprach er: „laſſt mich Euch jetzt ſagen, Was ich ſchon damals Euch ſagen wollte, als ich Euern Geliebten die wohlverdiente Strafe empfangen ließ, was ich aber, da ich Euern großen Schmerz ſah, Euch nicht zu ſagen wagte. Jetzt aber, da dieſer Schmerz dem Gefühl der Rache in Eurem Buſen Platz gemacht zu haben ſcheint, mögt Ihr vielleicht beſſer dazu geſchickt ſein, mich anzuhören, als damals. Was iſt wohl, frage ich Euch, die Urſache des beklagenswerthen Zuſtandes, worin Ihr Euch jetzt befindet, Prinzeſſinn? Ihr werdet ſagen, es iſt die Liebe, die reinſte und treu'ſte Liebe, der Ihr Alles geopfert habt. Nein, Prinzeſſinn, Liebe iſt es nicht, ſondern Leichtſinn iſt es, grenzenloſer Leichtſinn, und jener Linder war ein Niederträchtiger, daſs er dieſen Leichtſinn und Eure Unerfahrenheit ſich zu Nutze machte, da er doch wiſſen muſste, daſs die einzige Tochter des Königs der grünen Wieſen, die Erbinn eines unermeſslichen Reiches, dieſe edle Blume, die mit ſo vieler Sorgfalt gezogen war und zu ſo ſchönen Hoffnungen berechtigte, nicht dazu beſtimmt ſein konnte, zur Befriedigung ſeiner unreinen Leidenſchaft zu dienen, nicht dazu beſtimmt ſein konnte, die Buhldirne eines Citherſpielers zu werden. Wiſſen muſste er, daſs durch ſie ein Herſchergeſchlecht,

das Geschlecht der Könige über das Land der grünen Wiesen, sollte erhalten werden, und daß dieses nur dadurch erreicht werden konnte, wenn Ihr einem edlen Prinzen Eure Hand schenktet. Nicht geliebt hat er Euch daher, sondern Euer Feind ist er gewesen, Euer größter Feind, den Ihr auf der Welt habt; denn er hat den Keim Eures ganzen künftigen Glückes zerstört. Gesetzt auch, daß nicht ich, sondern ein anderer Prinz Euch als seine Gemahlinn heimgeführt hätte: wäre dann das Verhältniß ein anderes gewesen? würdet Ihr dadurch weniger unglücklich geworden sein? Nein, dem Unglücke wart Ihr geweih't, für immer geweih't, sobald jener Bösewicht schonungslos den Keim Eures irdischen Glückes zerknickte. — Prinzessinn," fuhr er nach einer Pause fort: „laßt uns einen Schleier auf die Vergangenheit werfen! Ich will mir vorstellen, als wäre nie ein Kinder in der Welt gewesen, als wäre Eure Lippe noch unentweih't, und Eure Tugend nie verletzt worden. Kommt an meine Brust und seid meine Gattinn, so wie Ihr vor den Augen der Welt es seid! Kommt, schöne Benda, und vergeßt die Vergangenheit, so wie ich sie vergesse! Wohl seh' ich noch Euer zürnendes Auge und sehe Euern Busen schwellen vom Gefühl der Rache. Aber diese Augen, welche jetzt zürnen, können so lieblich blicken und so viel Seligkeit schenken, wenn aus ihnen die himmlische Wonne der Liebe strahlt; und diese Brust, die jetzt von Rache erfüllt ist, kann so zarte Empfindungen verschließen, kann so edel klopfen, wie damals, als sie von Mitleid für den unglücklichen Prinzen Hektor bewegt wurde. Ja, ich weiß es, Benda, die Tugend ist in Euch nicht erloschen. Ihr konntet wegen Eurer Jugend und Unerfahrenheit einen Augenblick die rechte Bahn verlassen, weil es Euch an einem sichern Führer fehlte; aber laßt mich fortan Euer Führer sein; vertrau't Euch ganz

meiner Leitung und seid versichert, daſs Ihr keinen treuern Freund in der Welt haben könnt, als mich.""

„Die Rede des Prinzen war nicht ohne Eindruck auf mich geblieben, da ich daraus sein edles Gefühl und seine Liebe zu mir erkannte, obwohl auch seine Selbstsucht deutlich daraus hervorleuchtete, indem er die Handlungsweise meines Geliebten aus unedlen Prinzipien herzuleiten suchte. Wäre ich gar nicht die Prinzessinn Benda, gar nicht die Tochter des mächtigen Königs der grünen Wiesen gewesen, sondern ein armes Hirtenmädchen, so würde mich deswegen Linder nicht weniger geliebt haben; denn er verlangte ja Nichts von mir, als meine Liebe: er wollte mit mir in die einsamste Wüste entfliehen, und er würde sich an meiner Seite im Paradiese gefühlt haben. Was konnte er dazu thun, daſs das Schicksal mich für einen Thron bestimmt hatte! Und dann möchte ich auch wohl wissen, welcher Jüngling mir damals, als ich in meiner ersten schönen Blüthe mich befand, würde haben widerstehen können, wenn ich mich an seinen Hals geworfen und ihm meine Liebe gestanden hätte! Er hätte seine menschliche Natur verleugnen und ein Herz von Stein haben müssen, wenn er es gekonnt hätte. Nicht der Verführer war daher Linder, sondern der Verführte, der durch mich Verführte, und nun durch mich in das gröſste Elend gestürzt, das noch schrecklicher war, als der Tod selbst. Der Prinz zieh mich des Leichtsinns und mochte von der Seite, von welcher er die Sache betrachtete, vielleicht Recht haben. Was konnte ich aber dazu thun, daſs meine Ältern mein Schicksal schon vorher bestimmt hatten! war es nicht die gröſste Ungerechtigkeit, mich für mein ganzes Leben meines freien Willens berauben zu wollen! Wenn ich nun durch Linder's Liebe allein auf Erden glücklich werden konnte: warum sollte ich denn nicht meine

Bestimmung erfüllen und es werden? Konnte wohl von all den albernen Prinzen, die ich bisher zu sehen Gelegenheit hatte, ein einziger mir wirkliche Liebe einflößen, und durfte ich wohl je hoffen, unter dieser Menschenklasse ein Wesen zu finden, das dazu im Stande gewesen wäre? Warum sollte ich aber meine Hand verschenken, wenn ich im voraus wußte, daß ich dadurch zeitlebens würde unglücklich werden? „Nicht wie lange man gelebt hat," so hatte meine Freundinn Rosa mir gesagt: „bestimmt die Dauer des Lebens, sondern wie lang man geliebt hat." Wäre der Prinz Hektor erschienen, noch ehe ich Linder kennen lernte, so hätte ich ihn vielleicht lieben können, wenn er sich dann eben so edelmüthig gezeigt hätte, als jetzt. Was war aber auch im Grunde sein Edelmuth, wenn ich es genau betrachtete? Er wollte einen Schleier auf die Vergangenheit werfen und vergessen, daß ich in Linder's Armen geruht hatte. Hätte er aber wohl anders handeln können, wenn er mich auch gehaßt hätte? war es nicht in seinem eignen Interesse, so zu handeln? denn das sah er wohl voher, daß mein Vater mich zu lieb hatte, um mich der Schande preiszugeben, und daß, wenn das Band, das mich an Hektor knüpfte, nicht mehr bestand, Hektor auch kein Königreich mehr gehabt hätte und wohl gar auf's neue für sein Leben hätte fürchten müssen. Hektor war edelmüthig und groß, so lange sein Interesse es erforderte, so zu sein; verlangte aber sein Interesse es anders, so war er auch der Grausamkeit fähig, welches er dadurch bewies, daß er eine so schreckliche Rache an seinem Nebenbuhler nahm. Nicht so war es der Fall mit Linder; ihm konnt' ich kein Königreich schenken, ihm konnt' ich Nichts schenken, als meine Liebe, und das war ihm Genug, und er hätte willig sein Leben dafür geopfert, und ach! er hatte jetzt weit Mehr dafür geopfert, als das."

„Als der Prinz seine Rede geendigt hatte, erwiederte ich, indem ich sein Zimmer verließ, darauf bloß: „Prinz, ich weiß Euch auf Eure Rede Nichts zu erwiedern," und ich wußte es auch nicht: denn meine Gedanken waren so verwirrt, daß ich nicht einmal wußte, Was ich selbst wollte. Das Gefühl der Rache schien indeß seit meinem unglücklichen Versuche aufgehört zu haben, und es regte sich in meiner Brust sogar Etwas, das für den Prinzen sprach: wenn ich aber dann auf meinen unglücklichen Geliebten niederblickte, fühlte ich, daß ich nie in den Vorschlag des Prinzen eingehen konnte, und ich warf mich dann auf meinen Geliebten und benetzte ihn mit meinen Thränen und ergab mich ganz dem grenzenlosen Schmerz, der meine Brust erfüllte."

„Da sich nach und nach meine Gedanken wieder gesammelt hatten, reifte bei mir ein Entschluß, wodurch es mir allein gelingen konnte, das Gewirr, das in dem ganzen Verhältniß zwischen mir und meinem Geliebten und dem Prinzen herrschte, zu lösen. Ich beschloß nämlich, Das zu thun, was Linder mir schon früher so oft vorgeschlagen, was ich aber aus kindlicher Liebe zu meinem Vater bisher abgelehnt hatte, nämlich: mit ihm zu entfliehen. Ich rettete mich dadurch aus der verhaßten Gegenwart des Prinzen, da ich es doch nie mehr wagen durfte, mich mit ihm in irgend einer Gesellschaft zu zeigen, wenn ich nicht das Mißverhältniß, das zwischen uns obwaltete, verrathen wollte. Ich konnte meinem Geliebten Schutz und ein sichres Obdach verschaffen, wogegen ich vielleicht nicht mehr lange im Stande gewesen sein würde, ihn im Pallaste zu verbergen. Ich sicherte dem Prinzen seine Krone, welche ihm als meinem rechtmäßigen Gemahl Niemand streitig machen konnte, wogegen es aber zweifelhaft war, wenn ich im Pallaste blieb, ob der Prinz dann mein Gemahl würde

geblieben ſein. Mein Vater endlich, welcher jetzt einen ſeiner Lieblingswünſche erfüllt ſah, nämlich: einen Nachfolger zu haben und der den Prinzen wie ſeinen Sohn liebte, dachte ich, würde ſich vielleicht nach und nach über meinen Verluſt tröſten, wegegen ihm die Entdeckung meiner Schande, wie man es nennen möchte, in die Grube gebracht haben würde. Es geht zuweilen ſo mit Familienverhältniſſen, daſs all der Jammer und die Noth und das Elend, wovon eine ganze Familie betroffen wird, auf einmal aufhören würde, wenn nur ein einziges Mitglied derſelben aus der Welt treten wollte, und grade ſo war jetzt das Verhältniſs, in welchem ich mich befand. Der ganze Knoten, der unauflöslich ſchien, muſste durch mein Verſchwinden plötzlich ſich entwirren, und in allen Dingen die alte Ordnung wieder hergeſtellt werden. Ich ſchritt daher eines Abends mit meinem Geliebten aus dem Hinterpförtchen des Gartens, in welchem der Pavillon lag, und nahm Nichts mit mir, als einen Spiegel, einen Ring, einen Stab und ein Käſtchen mit verſchiedenem Zaubergeräth, das ein liebes Geſchenk von meiner Mutter war. Ich ſetzte meinen Weg fort bis zur Wohnung der Blumenkönigiun, meiner lieben Freundinn und Jugendgeſpielinn Roſa, der ich meine ganze Leidensgeſchichte erzählte, und bei der ich mit meinem Geliebten eine Zeitlang verblieb. Sie theilte völlig meine Meinung, daſs meine Spur unentdeckt bleiben müſſe, und weder mein Vater, noch meine Mutter meinen Aufenthalt erführe. Auf ihren Rath begab ich mich hierauf nach dem Regenthal, wo ich eine leere Hütte fand, die früher von einer durch die Liebe unglücklichen Fee war bewohnt worden, nach deren Verſchwinden aber ſowohl die Hütte, als das ganze Regenthal von Menſchen geſcheut wurde, weil man fälſchlich hieher den Aufenthalt böſer Geiſter verſetzte. Hier in d eſem

Thale nun in ſtetem Verein mit meinem Geliebten iſt meine Jugend verblüh't; hier ſind die ſpäteren Jahre des Lebens über mein Haupt dahingerollt; hier hat mich das Alter ereilt; hier hat mein Geliebter endlich ſein unglückliches Leben ausgehaucht; und hier werden meine Gebeine auf dem Hügel unter der Trauerweide neben den ſeinigen ruhen, und der Tod wird dann zwei Herzen auf ewig vereinen, die im Leben unzertrennlich waren."

Mit dieſen Worten endigte Dame Benda die Erzählung ihrer Geſchichte und ließ den Prinzen in einem wehmüthigen Staunen über das traurige Schickſal ihres Lebens zurück.

In dem Lande, das jenſeits dem Meere liegt, ſaß eines Abends bei dem Schimmer einer Lampe, die mit einer ſeltſamen rothen und grünen Flamme brannte, eine alte Frau vor einem runden mit allerlei Figuren ausgelegten Tiſch. Eine große ſchwarzgraue Katze ſaß ihr zur Seite und ſtarrte ſie mit glühenden Augen an, während die Alte bald mit Kreide Punkte auf den Tiſch hinzeichnete, bald durch Streicheln mit der flachen Hand elektriſche Funken aus den Haaren der Katze lockte, bald aber den ſchwarzen Sand in einer Schachtel umſchüttelte, wodurch ſich in demſelben allerlei Figuren bildeten, die ſie mit einer großen Aufmerkſamkeit zu betrachten ſchien. „Ha!" murmelte ſie jetzt für ſich: „der Zauber iſt alſo auflöslich; und wodurch? Sie zeichnete aufs neue Punkte, addirte ſie und ſchüttelte den Sand. „Durch die Liebe," antwortete ſie ſich: „Muß ſich denn immer in das Leben die Liebe miſchen!" murmelte ſie zwiſchen den Zähnen: „Aber ich muß wiſſen, was es für eine Liebe iſt." Sie ſtrich die Katze mit der flachen Hand und ſchüttelte den Sand. Es wollten aber diesmal

keine elektrische Funken aus den Haaren des Schwarzen herausfliegen. „Also eine Liebe ohne Elektricität," sprach sie: „und welche denn?" Sie punktirte und schüttelte den Sand. „Die Mutterliebe," sprach sie: „Wie sollte aber die Mutterliebe mit meinem Tyser zusammenkommen, da doch Rosalinde hier ist, und der Baum in jenem Walde steht? oder sollte sich vielleicht Rosalinde gegenwärtig nicht in diesem Lande befinden?" Sie punktirte, und die Antwort war: „Nein," — „Wo aber denn?" Sie schüttelte den Sand und rief dann ganz erschrocken: „Was! im Land der schwarzen Heide auf der Rückkehr vom Regenthal und voller Hoffnung?" Sie schüttelte den Sand und blickte auf die Figur: „In einem Halsband von Perlen also. — Und welcher Art sind diese Perlen?" Sie strich die Katze und schüttelte den Sand. Da knisterte es heftig von Funken aus den Haaren der Katze; aber die Funken hatten diesmal keinen Glanz. „Es sind also nur schwarze Perlen," sprach sie. Als sie aber darauf die Figur in dem Sand erblickte, rief sie: „Hölle und Radebeck! der Werth dieser Perlen übersteigt den jährigen Tribut von drei Provinzen!" Sie punktirte jetzt weiter, strich die Katze und schüttelte den Sand und wiederholte dies Experiment mehre Male nach einander; aber die Punkte stimmten nie überein, die Funken von der Katze waren undeutlich, und die Figuren im Sande fast nicht zu erkennen. Sie stellte dabei ihre Fragen bald so, bald anders; aber es schien, als ob sie dieselben nie recht stellen konnte, da die Zeichen sich immer mehr und mehr verwirrten, und die Zukunft sich vor ihren Blicken in einen undurchdringlichen Nebel hüllte. Nur so Viel hatte sie herausgebracht, dass das Halsband mit der Entzauberung des Prinzen in genauer Verbindung stand, und dass Rosalinde, so lange sie dasselbe um den Hals trug, zu den glücklichsten

Hoffnungen berechtigt war. Die Alte meinte daher, daß es für sie gefährlich sein könnte, wenn jene Perlen Rosalindens Hals berührte, konnte aber dies nicht mit Bestimmtheit sagen, da immer, sobald sie hierüber weiter nachforschte, die Zeichen undeutlich waren. „Über Eines werden mich aber die Zeichen nicht täuschen können, sagte sie jetzt: „und das muß ich wissen, da es doch im Ganzen auch bloß hierauf ankommt. Wird jemals," fragte sie: „der Prinz Wunderschön wieder zum Leben und zur Liebe erwachen?" wobei sie mit der flachen Hand über die Haare der Katze hinfuhr. Plötzlich aber sprangen aus diesen mit furchtbarem Geprassel eine Menge hellglühender Funken heraus und fuhren empor an die Decke, und mehr und immer mehr sprangen heraus, und es schien, als ob der Strom dieser Funken nie versiegen wollte, so daß die Alte ganz erschrocken von ihrem Stuhl aufsprang, während die Katze sich im größten Schmerze krampfhaft um den Fuß des Tisches hinaufwand und ein furchtbares durchdringendes Geschrei hören ließ; und heftiger und immer heftiger sprüh'ten die Funken, bis endlich die Alte ein elfenbeinernes Stäbchen ergriff, damit die Katze berührte und die Funken stillstehen hieß, worauf diese alsbald verloschen. Sie öffnete jetzt das Fenster und ließ die Katze in den Garten hinaus, griff dann nach ihrem Stab und löschte damit die Lampe aus, worauf es in dem Zimmer stockfinster ward.

Im Regenthal war auf dem Hügel unter der Trauerweide ein frisches Grab zur Seite eines andern aufgeworfen und eben so, wie jenes, mit Blumen bepflanzt, die rings herum von grünen Rasen eingefaßt wurden. Von beiden Gräbern wanden sich Ranken von Epheu, die unter einander verschlun-

gen waren, an den Baum hinauf, und der Abendwind, der über das Thal hinstrich, säuselte melancholisch durch die Zweige und Blätter des Baumes. Am Grabe aber stand der Prinz Wunderschön, und aus seinem Auge rollte eine schwere Thräne nieder auf das Grab und versiegte in dem lockern Sande. Wer jemals auf Erden ein Wesen gekannt, für das er sich im Leben interessirte, und dann auf sein stilles Grab eine Thräne geweint hat, der begreift das Gefühl, das die Brust des Prinzen Wunderschön erfüllte, als er dem Andenken der im Leben so unglücklichen Dame Benda eine Thräne der Wehmuth zollte. Als er hierauf in die Hütte zurückkehrte, öffnete er den Auszug eines Schrankes und nahm aus demselben eine weiße Schachtel hervor, um welche ein schwarzes seidnes Band gebunden war. Es war das ihm hinterlassene Vermächtniß der Dame Benda, welches sie ihm, sobald er Alles, was sie in Absicht ihres Begräbnisses von ihm begehrt, vollbracht haben würde, zu öffnen befohlen hatte. Als er es nun öffnete, fand er darin Nichts, als zwei Briefe, einen Siegelring und ein Stückchen Wachs. Er nahm den ersten Brief und las Folgendes:

„Prinz, es darf Euch nicht verborgen bleiben, daß Ihr Eure Entzauberung allein der Liebe und Aufopferung Eurer tugendsamen Mutter Rosalinde zu verdanken habt. Sie ist über das Meer geschifft, und dann durch die schwarze Heide und das Land der grünen Wälder gewandert, und die Sonne hat ihre Haut versengt, und der heiße Sand hat ihre Füße verbrannt, und die Dornen haben sie zerrißt, und darnach ist sie zu meiner Hütte gekommen und hat nach meiner Anweisung aus dem Walde, der nach Morgen drei Stunden hinter dem Regenthal liegt, einen Zweig von der Staude Mistel geholt und ist in dem Walde geblieben drei Tage und drei

Nächte lang und hat in der Zeit nicht Speise noch Trank zu sich genommen, und kein Schlaf ist in ihre Augen gekommen, und mit ihren Thränen hat sie unaufhörlich den Zweig der Mistel benetzt, so daſs kein Fleck daran trocken geblieben ist; und als sie am vierten Tage aus dem Walde ging und auf das freie Feld kam, pflückte sie sich Kräuter, um damit ihren Hunger zu stillen, und schöpfte Wasser aus der Quelle, um damit ihren Durst zu löschen, worüber sie aber den mit ihren Thränen benetzten Zweig der Mistel verloren hatte, und darnach hat sie ihn gesucht auf dem Felde die ganze Nacht, und als sie ihn nicht finden konnte, ist sie zurückgegangen in den Wald und hat noch einmal einen Zweig von der Staude Mistel gebolt und ist wiederum geblieben in dem Wald drei Tage und drei Nächte lang und hat nicht Speise, noch Trank zu sich genommen, und kein Schlaf ist in ihre Augen gekommen, und sie hat unaufhörlich mit ihren Thränen den Zweig der Mistel benetzt, so daſs kein Fleck daran trocken geblieben, und als sie darauf aus dem Wald gegangen und auf das freie Feld gekommen war, hat sie sich keine Kräuter gepflückt, um damit ihren Hunger zu stillen, und kein Wasser aus der Quelle geschöpft, um damit ihren Durst zu löschen, sondern ist fortgewandert auf dem Wege nach dem Regenthal, und als sie vor Schmerz auf ihren Füßen nicht mehr gehen konnte, hat sie sich auf die Erde niedergeworfen und ist auf den Knien weiter gekrochen, bis ihre Kräfte ihr versagten, und sie bewuſstlos auf die Erde niedergesunken ist, wo ich sie den andern Morgen wie todt in einiger Entfernung von meiner Hütte am Wege liegen fand."

Weiter konnte der Prinz nicht lesen. Seine Thränen stürzten ihm heiß von den Wangen herab und er warf sich nieder auf die Erde und jammerte laut: „Ach, meine unglück-

liche, liebe liebe Mutter! Für mich haſt Du alles dies gelitten, für mich wollteſt Du Dein Leben dahingeben und den qualvollſten Tod erleiden; und ich habe Dich nicht einmal ſo lieb gehabt, Dir den Schmerz, den Du über mein Unglück empfinden muſsteſt, erſparen zu wollen. Ach wie wenig habe ich die Liebe verdient, die Du mir immer erzeigt, und wie wenig bin ich der Aufopferungen werth, die Du mir gebracht haſt! Und wie ſoll ich Dir je vergelten Alles, was Du an mir gethan! Ach, vielleicht wenn ich das Zauberblättchen der Blumenköniginn erobert hätte, möchte ich im Stande ſein, es Dir wett zu machen. Und wenn das Zauberblättchen auch gar keine andere Kraft beſaſse, als mich dadurch für Deine unausſprechliche Liebe erkenntlich zu zeigen, ſo wäre es ſchon darum meiner gröſsten Anſtrengung werth, es zu erlangen, und ich würde mich dann in ſeinem Beſitze eben ſo glücklich fühlen, als ob es noch ſonſt irgend eine Tugend hätte."

Der Prinz las hierauf, während ſeine Thränen noch unaufhörlich floſſen, weiter:

„Ich ſchaffte Eure Mutter Roſalinde darauf in meine Wohnung, wo ſie ſich bei meiner ſorgfältigen Pflege nach und nach wieder erholte, und darnach die Reiſe in ihre Heimath wieder antrat; doch habe ich ihr ein ſchwarzes Perlenhalsband mitgegeben, wodurch ſie den Augenblick Eurer Entzauberung ſogleich erfahren konnte; denn im demſelben Augenblick, da Ihr Eure menſchliche Geſtalt wieder erhieltet, nahmen jene Perlen, die zuvor ſchwarz waren, eine weiſse Farbe an, und hat nun Eure liebe Mutter durch dieſe Farbenwechſelung der Perlen Eure Entzauberung ſchon längſt erfahren und ihren groſsen Kummer vergeſſen, und die Freude iſt in ihrer Seele wieder aufgelebt."

Bei diesen Worten trocknete der Prinz seine Thränen ab und las dann weiter:

„Prinz, durch jenen Zweig, den mir Eure Mutter mit so großer Aufopferung aus dem Walde brachte, ist es mir gelungen, Euch Eure menschliche Gestalt wiederzugeben. Wißt aber, daß wenn Ihr noch einmal jener Verwandlung unterliegen solltet, Nichts dann im Stande sein wird, Euch wieder zu entzaubern, selbst nicht Eure Mutter, und wenn sie auch für Euch ihr Leben dahingeben wollte: bedenkt, daß wenn Ihr nicht von Eurem Vorhaben, das Zauberblättchen der Blumenkönigin erobern zu wollen, abstehet, Ihr dann nicht bloß Euer Leben, sondern auch das theure Leben Eurer Mutter, die Euch so zärtlich liebt, in die größte Gefahr setzt. Wißt auch, daß wenn Ihr glücklich durch den Wald gelangen solltet, und Ihr dann im Felsenthal fortschreitet, und darnach in dem Frühlingsthal, wo die unvergängliche Rose blüht, Euch der Blumenkönigin naht, diese alsdann für das Zauberblättchen, um das Ihr sie bitten werdet, drei Arbeiten von Euch verlangen wird, die so schwer auszuführen und mit so großen Gefahren verknüpft sind, daß Alles, was Ihr noch bisher vollbracht habt, dagegen so gut wie gar Nichts zu rechnen ist. Bedenkt alles dieses wohl, Prinz, eh' Ihr Euch in ein Unternehmen einlaßt, wo es tausend Falle giebt, daß Ihr darin umkommen werdet, für den einen möglichen Fall, daß Ihr es glücklich zu Stande bringt. Kann indeß, wenn Ihr alles dieses erwägt, gleichwohl Nichts Euch abhalten, in Eurem Vorhaben zu beharren, so nehmt aus der Schachtel den zweiten offenen Brief, welchen Ihr lesen dürft, und verklebt ihn mit dem Wachs, das Ihr ebenfalls in der Schachtel finden werdet, sowie auch einen Ring, und drückt das Siegel des Ringes auf das Wachs, womit Ihr den Brief verklebt habt, und über-

reicht dieſen mit einem Gruß von mir der Blumenköniginn. Nehmt auch mit Euch den Ring und ein Käſtchen von ſchwarzem Ebenholz und einen kleinen Toilettenſpiegel — welche beiden letztern Theile Ihr in demſelben Auszuge des Schrankes finden werdet, aus welchem Ihr die Schachtel genommen habt — und einen Stab, der neben meinem Bette ſteht, und überreicht alles dieſes, ſofern Ihr Eure Reiſe glücklich vollbringt, der Blumenköniginn. Solltet Ihr dagegen Euer Verhaben aufgeben wollen, ſo grabt im Garten neben der Laube eine Grube, zehn Fuß tief, und verſenkt alle jene Dinge, die ich Euch genannt habe, in die Grube und füllt ſie dann wieder aus mit der Erde, die Ihr aufgeworfen habt. Und nun, Prinz, empfangt mein letztes Lebewohl und meinen Dank für den Beiſtand, den Ihr mir in den letzten Tagen meines Lebens geleiſtet, und für die Thräne, die Ihr meinem Geliebten geweint habt, und auch für die, welche Ihr vielleicht auf mein Grab weinen werdet, und möge der Himmel Euch mit ſeinem Segen überſchütten und Euch ein glücklicheres Loos bereiten, als das der armen Prinzeſſinn Benda war."

Der zweite Brief, welchen der Prinz aus der Schachtel nahm, war an die Blumenköniginn gerichtet und ſein Inhalt war folgender:

„Meine geliebte Roſa, wenn der Prinz Wunderſchön, welcher ausgezogen iſt, Dein Zauberblättchen zu erobern, glücklich zu Dir ins Frühlingsthal gelangt, ſo wird er Dir in dieſen Zeilen mein letztes Lebewohl überbringen. Meine Jahre ſind zu Ende, liebe Roſa, und mein Geliebter iſt ſchon vor mir hinübergegangen. Wenn ich jetzt auf mein ganzes Leben zurückblicke, ſo ſcheint es mir nicht anders, als ob ich nur einige flüchtige Minuten auf der Welt gelebt hätte. Ich ſehe noch die Wiege, worin wir vor längſt verſchollenen Zeiten unſre

Puppen einkleiden, ſehe noch den Garten unſrer harmloſen Kinderſpiele und den Bach, der mit ſeinen Fluthen uns kühlte, und es däucht mir kaum ein ſonnenlanger Tag zu ſein, ſeit jenen Tagen meiner glücklichen Jugend, und doch ſind ſchon längſt meine Wangen verblüht, und Jahre auf Jahre ſind über mein Haupt dahingeeilt, und das Alter hat mich ereilt, und jetzt ſtehe ich an dem Ziele meiner Tage und laſſe hinter mir die Ewigkeit zurück. Ach! Du hatteſt Recht, Roſa: ſelbſt eine Ewigkeit, welche Aonen zählt, iſt nichts Anders, als ein kurzer Traum, und beim Erwachen iſt kein Unterſchied, wie viel Minuten mehr oder weniger dieſer Traum währte. Wenn ich ſeit dem Anbeginn der Dinge gelebt hätte und morgen an dem Ziele meiner Tage ſtände, welchen Vorzug hätte ich dann vor Denen, die nur ein kurzes Menſchenalter hinter ſich zurücklaſſen und morgen mit mir an demſelben Ziele ſich befinden! Aber ich habe nicht umſonſt gelebt, Roſa, denn ich habe geliebt. Und wenn ich noch einmal meine irdiſche Laufbahn vollenden ſollte, und man ſtellte mir die Wahl, ein Leben, das zwanzig Menſchenalter zählt, zu durchwandeln und ohne Liebe zu ſein, oder nur die kurze Bahn eines einzigen Menſchenalters zurückzulegen und der Liebe mich zu freuen, ſo würde ich die kurze Bahn betreten und am Ende derſelben fröhlich, wie jetzt, auf die geringe Dauer zurückblicken und ſagen: Es iſt Genug; denn ich habe geliebt."

„Wenn der Prinz Wunderſchön, welcher Dir, liebe Roſa, dieſen Brief von mir überbringt, ſich der gefahrvollen Arbeiten unterzieht, die Du ihm für die Ertheilung Deines Zauberblättchens auferlegen wirſt, ſo thue es mir zu Liebe und laſs ihn, wenn es in Deiner Macht ſteht, es zu verhüten, in ſeinem Unternehmen nicht umkommen; denn er hat mir in der letzten Zeit meines Lebens treulichen Beiſtand geleiſtet, und

als mein Geliebter gestorben war, hat er ihm ein Grab gemacht und ihn hineingelegt und hat auch ein Grab für mich gemacht und wird mich an der Seite meines Geliebten begraben, sobald auch ich um wenig Tage meinen letzten Athem werde ausgehaucht haben, und wird alles dies vollbracht sein, sobald er Dir, liebe Rosa, diese Zeilen überreicht. Er hat auch schon einmal, als er die Reise zu Dir nach dem Frühlingsthal unternahm, das traurige Schicksal der Verwandlung in dem verzauberten Wald erlitten, und ist darnach durch die Liebe und Aufopferung seiner tugendsamen Mutter Rosalinde wieder entzaubert worden, wie Du dieses alles aus seinem eigenen Munde erfahren wirst."

„Ich übersende Dir, liebe Rosa, durch den Prinzen außer diesem Brief auch noch meinen Siegelring, meinen Feenstab, mein Zauberkästchen und meinen Wunderspiegel, alles Geschenke von meiner lieben Mutter, die ich ihr mit einem herzlichen Gruß von mir jetzt zurückzustellen bitte."

„Und nun lebe wohl zum letzten Mal! Weine dem Andenken Deiner lieben Benda eine Thräne und sage: „Sie hat nicht umsonst gelebt; denn sie hat geliebt.""

Als der Prinz diesen Brief zu Ende gelesen hatte, verklebte er denselben mit dem Wachs und drückte darauf das Siegel des Ringes und verbarg ihn dann auf seinen Busen; den Ring aber steckte er an seinen Finger. Darauf nahm er den Spiegel und das Kästchen mit dem Zaubergeräth und legte beide Theile in seine Reisemappe, worauf er mit Petermännchen seine letzte Abendmahlzeit im Regenthal hielt.

„Prinz," sprach Petermännchen: „wenn Ihr so wollt, wie ich, so bleiben wir zusammen im Regenthal und verlassen es nie mehr." —

„Nein, Petermännchen," versetzte der Prinz: „ich muß

wieder hinausziehen in die weite Welt, damit ich die Menschen und das Leben kennen lerne.“ —

„Da lernt Ihr auch was Rechtes kennen. Und Was wollt Ihr nachher mit dieser Kenntniß?“ —

„Mein Volk glücklich machen, das ich einst regieren werde.“ —

Hier fing Petermännchen so heftig an zu lachen, daß er beinah an einer Trüffel erstickt wäre, die er im Munde hatte.

„Aber worüber lachst Du denn so heftig, Petermännchen?“ fragte ihn der Prinz.

„Darüber,“ versetzte er, „daß ein Prinz sagt, er wolle sein Volk glücklich machen. Das kann doch nimmer Euer Ernst sein, Prinz.“ —

„Warum sollte es denn nicht mein Ernst sein?“ —

„Aber wie wollt Ihr denn das anfangen?“ —

„Ei nun, ich werde nicht unterlassen, Alles zu thun, was zu dem Glücke meines Volkes beitragen kann.“

„Ein sehr löblicher Vorsatz. Ihr wolltet, zum Beispiel, wenn Euer Volk bei der Verfassung, die es hätte, sich nicht glücklich fühlte, ihm eine andre geben, bei der es sich glücklicher fühlen konnte, nicht wahr?“ —

„Allerdings.“ —

„Wenn dieses aber nun nicht geschehen könnte ohne bedeutende Einschränkung der königlichen Macht, so wolltet Ihr es dennoch thun.“ —

„Das königliche Ansehen darf dabei nicht verlieren, Petermannchen.“ —

„Aber wenn es nun auf keine andre Weise geschehen könnte?“ —

„Ja, so ließe sich die Sache nicht ausführen.“ —

„Das arme Volk! es soll also nicht glücklich sein, weil

ſein König Nichts von ſeiner Macht und ſeinem Anſehen verlieren will.“ —

„Das iſt eine Sache, die Du gar nicht verſtehſt, Petermännchen.“ —

„Oder wenn es Eurem Volk drückend fiele, die ſchweren Abgaben zu entrichten, ſo wolltet Ihr ihm dieſelben leichter machen.“ —

„Wenn es ſich thun ließe, allerdings.“ —

„Sagt mir, Prinz, wie Viel gebraucht ein König wohl für ſeinen Hofhalt das Jahr über?“ —

„Ungefähr hunderttauſend Rundſtücke.“ —

„Ihr wolltet alſo, wenn Ihr König wär't, nur zehntauſend Rundſtücke gebrauchen, und für die übrigen achtzigtauſend Eurem Volke die Abgaben erleichtern.“ —

„Wo denkſt Du hin, Petermännchen! ein König kann ſeinen Hofhalt ja nicht mit zehntauſend Rundſtücken beſtreiten. So viel koſten ihm ja beinahe allein ſeine Bedienten und Mauleſel.“ —

„Ihr würdet dann alſo die unnützen Bedienten und Mauleſel abſchaffen und Euch mit einigen wenigen behelfen.“—

„Es würde gar nicht angehen, Petermännchen; denn alle die Bedienten und Mauleſel ſind ganz unentbehrlich.“ —

„Das arme Volk! es ſoll nicht glücklich werden, weil der König ſeine Bedienten und Mauleſel nicht entbehren kann.“ —

„Das iſt eine Sache, Petermännchen, die Du wieder nicht verſtehſt.“ —

„Prinz, ich will Euch einen guten Rath geben. Laſſt es nie wieder einen Menſchen hören, daſs Ihr Euer Volk glücklich machen wollt; denn man würde Euch grade ins Geſicht lachen.“

Als am andern Morgen der Prinz reisefertig war, und Petermännchen Lebewohl sagen wollte, fand er diesen damit beschäftigt, seinen Rollwagen mit dem Geräth aus seinem Häuschen zu bepacken.

„Willst Du auch ausziehen?“ fragte ihn der Prinz: „ich glaubte, Du würdest in der Wohnung der Dame Benda bleiben wollen.“ —

„Wie kann ich hier allein ohne Schutz zurückbleiben?“ versetzte Petermännchen: „Haus und Garten liegen nicht weit von der Landstraße, und wenn hier einmal Jemand einkehrt und Petermännchen sieht, steckt er ihn in die Tasche und trägt ihn fort, grade wie man ein Wiesel greift und es fortträgt. Nein, Prinz, ich habe in diesen Tagen, als ich einen Streifzug in die Umgegend machte, mich wieder nach meiner ehemaligen Wohnung umgesehen. Der abscheuliche Maulwurf hat dieselbe verlassen, und ich kann daher wieder einziehen. Zwar hat jener Bösewicht in dem Hause eine große Verwüstung angerichtet und das Unterste zu oberst gekehrt; aber er hat es doch nicht gewagt, sich an meiner Bibliothek zu vergreifen, die für mich ein unbezahlbarer Schatz ist; und was die sonstige Unordnung betrifft, so werde ich mit der Zeit schon Alles wieder in Stand zu setzen wissen, was mir um so leichter sein wird, da ich das Verderbene durch Geräth aus meinem Gartenhäuschen, das ich wohl als mein rechtmäßiges Eigenthum betrachten darf, da es mir Dame Benda noch bei ihren Lebzeiten geschenkt hat, ergänzen kann.“ —

„So lebe denn wohl, Petermännchen,“ sagte der Prinz: „und ich will Dir wünschen, daß es Dir in der Zukunft recht wohl gehen möge.“ —

„Prinz,“ sagte Petermännchen und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge: „es ist ein eigenes Gefühl, das Einen er-

greift, wenn man Jemandem, mit dem man längere Zeit im Vertrauen zusammengelebt hat, Lebewohl, vielleicht für ewig sagt. Lebt denn wohl, Prinz! und wenn es Euch gut geht, so erinnert Euch zuweilen an Petermännchen. Sollte der Zufall Euch einmal wieder in diese Gegend führen, so vergesst nicht, mich zu besuchen. Ihr findet meine Wohnung, wenn Ihr gegen Mittag vom Regenthal ausgeht, hinter welchem Ihr dann bald in eine Sandwüste gelangen werdet, die am Ende von Felsen und rechter Hand von einem Wald begrenzt wird. Wo nun die Felsen mit dem Wald zusammenstoßen, da ist meine Wohnung. Ihr werdet sie aber nicht erblicken können, weil sie unter der Erde ist, und über derselben keine Spur den Eingang verräth. Ruft mich aber nur dreimal laut bei Namen, und ich werde alsdann sogleich erscheinen; dies sei das Zeichen, woran ich erkennen werde, dass Ihr es seid, welcher hieher gekommen ist, wogegen ich aber auf den einmaligen Ruf Petermännchen! wie ihn leicht der Zufall herbeiführen könnte, mich nicht erblicken lassen werde. Und nun habe ich noch eine Bitte an Euch, Prinz: Solltet Ihr vielleicht nie wieder in diese Gegend gelangen, so schickt einmal aus Eurem Lande einen Boten an mich ab, dem Ihr meinen Wohnort bezeichnet und ihm das Losungswort mittheilt, auf welches ich dann erscheinen werde, um ihm mein Werk zu überreichen, das ich jetzt beinahe vollendet habe, damit er es Euch überbringt. Lasst dann von demselben mehre Abschriften verfertigen, aber von einer geschickten Hand, so dass der Text nicht verfälscht, oder verstümmelt wird. Und wenn Euch einmal die lange Weile anwandelt, so nehmt mein Buch in die Hand und blättert darin und les't, Was Euch gefällt; denn ich kann nicht verlangen, dass ein Prinz ein so volumnöses Werk von Anfang bis zu Ende lesen sollte; aber

blättert zuweilen darin, und welche Stelle Ihr dann auch aufschlagen mögt, so werdet Ihr nie das Buch aus der Hand legen, ohne irgend eine Belehrung daraus geschöpft zu haben. Wollt Ihr mir diese Bitte gewähren, Prinz!" —

„Ja, Petermännchen," versetzte der Prinz: „ich verspreche Dir, wenn ich Dir ein Vergnügen damit machen kann, von Deinem Buche nicht bloß viele Abschriften zu besorgen, sondern auch, wenn es, wie Du sagst, so sehr nützliche Lehren enthält, dasselbe als Lesebuch in alle Schulen einführen zu lassen." —

„Dazu möchte ich Euch nun eben nicht rathen," entgegnete Petermännchen: „denn wenn das Buch auch viele nützliche Lehren enthält, so ist damit doch nicht gesagt, daß die unreife Jugend sie auffassen kann; ja, es möchte sich wohl gar ereignen, daß es für die kleinen Buben und Mägdlein sogar schädlich sein könnte, wenn sie es läsen." —

„Das begreife ich nicht, Petermännchen, wie ein und dasselbe Buch für den einen nützliche Lehren enthalten, und für einen Andern hinwiederum schädlich sein sollte. Darin scheint mir ein offenbarer Widerspruch zu liegen." —

„Prinz," versetzte Petermännchen: „nicht in der Sache selbst liegt der Nutzen, oder die Schädlichkeit, sondern in der Art und Weise, wie sie aufgefaßt wird. Wißt Ihr nicht, daß es Blumen giebt, aus welchen die Bienen Honig ziehen, während ihr Saft für andre Geschöpfe tödtlich sein würde? Also nicht in dem Saft der Blumen liegt der Nutzen, oder die Schädlichkeit, sondern in der Beschaffenheit des Magens, der denselben aufnimmt, und in der Verdauung." —

„Ich begreife jetzt," versetzte der Prinz: „daß es sich mit dem Buche verhalten kann, wie Du sagst. Aber die Sonne scheint schon über den Wald herüber, und ich darf

daher nicht länger weilen, wenn ich nicht in der Schwüle des Mittags meine Wanderung antreten will. Nimm daher mein Lebewohl zum letzten Mal." —

„Lebt wohl, Prinz," rief Petermännchen und drückte ihm die Hand: „und wenn's Euch mal schlecht gehen sollte, und Ihr der Welt und ihrer Erbärmlichkeiten überdrüssig seid, so kommt wieder hieher ins Regenthal und lasst es uns mit einander halten, wie wir's ehedem gehalten haben."

Der Prinz versprach ihm, seine Worte in Erinnerung haben zu wollen, nickte ihm noch einmal Lebewohl und schritt darnach durch den Garten in das Häuschen, wo er aus dem Stübchen der Dame Benda noch ihren Feenstab nahm, und trat dann seine Wanderung auf dem Wege, welcher rechts gegen Abend durch das Regenthal führt, nach dem Frühlingsthal zur Wohnung der Blumenköniginn an. Er befolgte ganz dieselbe Reiseroute, die er schon früher auf derselben Wanderung befolgt hatte, kam aus dem Land der grünen Wälder in die öde Heide, und gelangte darauf nach neun Tagereisen gegen Sonnenuntergang in das Thal der Liebe. Die schönen Mädchen saßen wieder, wie ehedem vor ihren weißen Zelten; aber es waren nicht mehr dieselben; tausend und aber tausend waren ihnen gefolgt und dahingeschwunden, und auch diese mußten, noch ehe die Sonne wieder im Mittag stand, die kurze Lust mit dem Leben büßen, und andre folgten ihnen dann und theilten mit ihnen dasselbe Schicksal. Wenn der Prinz, als er das erste Mal durch dieses Thal kam, sein Auge mit Vergnügen auf ihrer schönen Gestalt ruhen ließ, so erfüllte jetzt der Anblick dieser schönen Mädchen seine Seele mit Wehmuth, und er bedauerte ihr unglückliches Schicksal. Als vor einem Zelte ein sehr schönes Mädchen ihn mit verschämten Blicken so inständig bat, bei ihr einzutreten, sich zu

erfrischen und in ihren Armen sich auszuruhen, sagte er zu ihr:

„Warum verlasst Ihr nicht, mein schönes Mädchen, noch in dieser Stunde dieses Thal und kehrt in das Thal des Lebens zurück? oder wisst Ihr vielleicht nicht, Was morgen Euer Schicksal sein wird?“ —

„Das wissen wir alle sehr wohl,“ versetzte das Mädchen: „wir werden alle, noch ehe die Sonne wieder am Horizonte aufsteigt, alt geworden sein, und noch ehe sie im Mittag steht, erstarrt da liegen; aber was thut das? wir haben dann die Bestimmung unsers Daseins erfullt, denn wir haben geliebt; wogegen wir im Lebensthal, da wir nur arme Mädchen sind, würden ohne Liebe hinsterben müssen, welches doch, wenn man auch hundert Jahr alt werden sollte, das unglücklichste Schicksal ist, welches so schöne für die Liebe geschaffene Mädchen, als wir sind, betreffen kann.“

Der Prinz wagte nicht, ihr zu widersprechen, da er aus dem Munde der Dame Benda etwas Ähnliches vernommen zu haben glaubte, sondern lehnte blos mit den höflichsten Worten ihre Einladung ab.

„Jüngling,“ sprach das Mädchen: „Ihr dürft ohne Furcht bei mir eintreten, wenn Ihr nur, sobald Ihr Euch in meinen Armen ausgeruh't habt, nicht noch in ein andres Zelt gehet, sondern dann ununterbrochen Euern Weg bis zu dem grünen Garten, der hinter der Sandebene liegt, fortsetzt; wenn Ihr Euch alsdann in dem Wasser einer der Quellen badet, die dort sprudeln, so werdet Ihr ohne Schaden in meinem Zelte gewesen sein.“ —

„Warum soll ich es aber darauf ankommen lassen,“ versetzte der Prinz: „entweder zu meinem Schaden oder nicht, in Eurem Zelte gewesen zu sein, da ich hingegen, wenn ich

nicht bei Euch eintrete, versichert sein kann, daſs ich auch keinen Schaden nehmen werde!"

Auf diese Worte trat das Mädchen beschämt zurück, und der Prinz setzte seine Wanderung weiter fort. Als die Sonne bereits völlig untergegangen war, und bald darauf der Mond aus der Wolke trat, langte er, nachdem er den mühsamen Weg durch die Sandebene zurückgelegt hatte, in dem grünen Garten an, stillte seinen Hunger mit den Früchten von den Bäumen und löschte seinen Durst mit dem Wasser aus der Quelle, worauf er sich auf der Ottomane, die er in der Laube fand, schlafen legte, und am andern Morgen früh, eh' noch der erste Sonnenstrahl auf den Blättern der Bäume zitterte, sein Lager verließ. Eh' er seine Wanderung wieder antrat, steckte er einige von den Früchten zu sich, die er am Abend vorher gepflückt hatte, um damit nachher, wenn er durch den verzauberten Wald ging, seinen Hunger zu stillen, sobald dieser sich bei ihm einfand; denn er wuſste jetzt aus Erfahrung, daſs er die am Abend in diesem Garten gepflückten Früchte des Tages ohne Gefahr genieſsen durfte. Mit dem ersten Strahl der Sonne betrat er den Wald, und ein unheimlicher Schauer durchrieselte seinen Körper, als er den ersten Schritt in denselben gethan hatte, wodurch er entweder für ewig und in dem unglücklichsten Zustand an denselben gebannt war, oder das schönste Ziel seines irdischen Strebens erreichen sollte. Er schritt dieses Mal nur mit seinem gewöhnlichen raschen Gang durch den Wald fort, ohne, wie das vorige Mal, gleich im Anfang seine Kräfte zu überbieten. Als die Mittagsschwüle ihn drückte, fühlte er sich, nachdem er sich mit den Früchten erfrischt hatte, die zugleich seinen Hunger und seinen Durst stillten, noch kräftig genug, um in gleichmäſsigem Schritt sei-

nen Weg fortzuſetzen. Er ſchritt noch immer rüſtig durch den Wald hin, ohne ſeinen Fuß nur einen Augenblick zu verweilen, als die Sonne ſchon hinter die Bäume getreten war und ſparſamer ihre Strahlen durch die Zweige warf, und endlich ihr Silber nur noch matt an dem untern Stamm der ſauſenden Eichen und auf den Spitzen der Gräſer erglänzte. Immer aber ſah er noch den Ausgang des Waldes nicht, und die Schatten wurden ſtärker und immer ſtärker, und es ſchien ihm faſt, als ob die Dunkelheit ſchon die ganze Erde verhüllte, und die Königinn des Tages den letzten ſcheidenden Blick ihm geſandt hätte. Da begann das Herz ihm zu klopfen, eine heiße Gluth brannte in ſeinem Geſicht, und ſeine Schritte verdoppelten ſich, bis er endlich in vollem Lauf in der Richtung forteilte, die ihn in weiter Ferne einen Schimmer erblicken ließ, als ſei dort vielleicht der Ausgang des Waldes; endlich aber ſchien auch dieſer Schimmer wieder zu verſchwinden; es dunkelte ihm vor den Augen, und er ſtürzte faſt bewuſſtlos immer in der Richtung nach Abend fort, die er vor ſich hatte, bis endlich ſeine letzten Kräfte erſchöpft waren, und er ſeiner Sinne und ſeines Bewuſſtſeins beraubt, auf die Erde hinſank. Als er ſeine Augen wieder aufſchlug, ſah er vor ſich das freie Feld und am Saum des Himmels einen rothen Streifen, der mit dem Schimmer der Roſe glüh'te, hinter ſich aber den dunkeln Wald, über welchen er kaum einen Zoll breit hinaus gelangt war. Er ſchauderte wie vor einem Abgrund zurück, in den er durch die leiſeſte Bewegung, die er machte, hinabſtürzen konnte, raffte ſich ſchnell auf und eilte in dem Felſenthal, worin er ſich jetzt befand, gegen Abend fort, bis endlich der Wald weit hinter ihm lag, und er in der Ferne ſchon die Spitzen der Felſen erblickte, welche das Frühlingsthal umſchloſſen. Der Mond ging jetzt am Himmel

auf und vereinte seinen Schimmer mit dem Funkeln der Sterne, deren immer mehr und mehr am Firmament auftauchten, so daß bald die ganze Gegend umher davon beleuchtet ward. Der Prinz war jetzt in die Nähe der Felsen gelangt, die das Frühlingsthal umgeben, und fand an derjenigen Seite, die gegen Morgen wendet, bald die Thür, welche den Eingang öffnet. Als er dreimal mit dem Feenstab daran geklopft und die Worte gesprochen hatte: „Im Namen der Blumenkönigin, öffne Dich vor mir!" that sich die Thür vor ihm auf, und er trat in das Frühlingsthal ein, das wie ein großer prächtiger Garten vor seinen Blicken da lag, worauf er durch die Worte: „Im Namen der Blumenköniginn, schließe dich hinter mir!" die Thür wieder hinter sich verschloß, und dann in den breiten Gängen des Gartens, der mit tausendfarbigen Blumen angefüllt war und von hohen Bäumen beschattet wurde, fortwandelte. Ich weiß nicht, ob einer meiner Leser je bei dem Schimmer des Mondes und der Sterne in einem Blumengarten, worin hohe Bäume stehen, gelustwandelt hat; doch darf ich es beinahe vermuthen, weil Nichts im Busen eine mächtigere Sehnsucht erweckt, sich im Mondschein zu ergehen, als die Liebe, und es sich wohl mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß meine Leser dieselbe völlig so gut kennen, wie ich mein A B C, und daher schon oft, ja sehr oft, beim Schimmer des Mondes und der Sterne in einem Blumengarten gelustwandelt haben, worin hohe Bäume stehen. Mit weniger Wahrscheinlichkeit aber läßt es sich annehmen, daß sie alsdann, wie der Prinz Wunderschön, ihren Blick auf die Blumen geworfen und ihren geschlossenen, oder halb geschlossenen Kelch betrachtet haben, der in dem magischen Schimmer, den die Lichter der Nacht darauf streuen, sich gar wunderseltsam gestaltet, während die Farben so in einander sich ver-

wischen, daß selbst der scharfe Blick der Liebe sie nicht genau zu unterscheiden vermag; wogegen die Bäume wie zauberhafte Riesen da stehen und ihre Zweige und Blätter unkenntlich in einander weben, so daß uns das Ganze nur wie eine dunkle, und doch von einem falben Licht erhellte Masse sich gestaltet. Dieses nun könnte meinen Lesern, die beim Schimmer des Mondes und der Sterne in einem Blumengarten, worin hohe Bäume stehen, luſtwandelten, leicht entgangen sein, indem sie entweder ihren Blick zu dem Mond emporschlugen und in wehmuthige Empfindung versunken, seinen Lauf mit ihren Seufzern begleiteten, oder auf die Tritte lauschten, die von der andern Seite des Gartens herüber sich nähern und den geliebten Gegenstand herbeiführen, mit dem sie Arm in Arm geschlungen

im Garten der Liebe sich wenig ergeh'n,
wo Tauben und Hasen die Küsse nicht seh'n,

und nur den verschwiegenen Mond zum stillen Zeugen ihrer zärtlichen Empfindungen anrufen. Der Prinz Wunderschön aber hatte, wie gesagt, seinen Blick nur auf die Blumen gerichtet, um unter ihnen diejenige zu entdecken, welche nach der Beschreibung, die ihm die Dame Benda davon gemacht, die unvergängliche Rose sein mußte. Er hatte fast schon alle Gänge des Gartens durchwandelt, ohne Was er suchte, finden zu können, als plötzlich ein dunkler Strauch seine Aufmerksamkeit auf sich zog, aus dessen Mitte sich ein hoher Stiel erhob, der auf der Spitze eine halb geschlossene Blume trug, welche die Scheibe des Mondes wohl zweimal ausfüllte und mit einer hohen Glut, wie die Königinn auf alle andern Blumen des Gartens herabblickte. Er zweifelte nicht, daß dieses die unvergängliche Rose sei, die er suchte, und damit er den andern Morgen nicht den rechten Zeitpunkt verfehle,

wenn die Königinn mit einem Becher in der Hand in den Kelch hervorsteigen würde, um von dem perlenden Morgenthau zu schöpfen, so beschloss er, sich unter einem Baum in der Nähe ins weiche Gras hinzustrecken, dort die Nacht über auszuruhen und mit dem ersten Schimmer des Morgens die Blumenköniginn zu erwarten. — Kaum hatten die Sänger der Lüfte, die hier auf den Bäumen und in den Blüthensträuchen weilten, den jungen Morgen begrüßt, als auch der Prinz die Augen aufschlug. Er fühlte sich durch den Schlummer erquickt, seine Brust trank die milde Luft des Frühlingsthales, und seine Augen ruh'ten mit Entzücken auf der tausendfarbigen Pracht der Blumen, die im Geld der Morgenröthe glüh'ten. Schöner, als alle aber, glüh'te die unvergängliche Rose; jeder Tropfen, der auf ihrem Kelche zitterte, gab das Bild des morgendämmernden Himmels zurück; und als bald darnach die Sonne aus dem Meer hervortauchte, schwammen tausend leuchtende Kugeln auf jedem Blatte, und mitten aus dem Kelch der Rose trat, mit ihrem Becher in der Hand, die Blumenköniginn hervor. Der Prinz, als er sie erblickte, trat ehrerbietig zu ihr hin, verneigte sich und überreichte ihr den Brief der Dame Benda mit den Worten:

„Schöne Dame, wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, die Blumenköniginn seid, die ich suche, so empfangt diesen Brief und einige Gerätschaften, die ich in meiner Mayre bewahre, sowie auch diesen Stab aus den Händen der Dame Benda, die im Regenthal wohnte, und von der ich Euch das letzte Lebewohl bringe." —

„Ach, ist denn die gute Dame Benda todt?" fragte die Königinn gerührt.

„Sie entschlummerte vor wenig Tagen," versetzte der Prinz: „und ich habe ihr ein Grab gemacht und sie neben

ihrem — Käßchen begraben, das schon vor ihr hinübergegangen ist.“ —

„Dann ist ihr wohl,“ versetzte die Königinn: „und sie hat endlich die Ruhe gefunden, die sie im Leben vergeblich suchte. Was schreibt aber denn die gute Benda?“ fragte sie und öffnete den Brief.

Nachdem sie denselben, während häufig ihre Thränen flossen, zu Ende gelesen hatte, sprach sie zu dem Prinzen Wunderschön:

„Prinz, ich erfahre aus diesem Schreiben, daß Ihr ausgegangen seid, um mein Zauberblättchen zu erobern. Meine Freundinn Benda, die Ihr wegen der Dienste, die Ihr in den letzten Tagen ihres Lebens ihr erzeigt, Euch verpflichtet habt, bittet mich, Euch, wenn es in meiner Macht stände, vor den Gefahren zu schützen, die mit der Eroberung des Zauberblättchens verbunden sind. Aber Was kann ich selbst wohl dabei thun? Hört nämlich, wie die Sache sich verhält:“

„Es ist bereits tausend Jahre her, daß die alten Götter, welche früher die Welt beherrschten, durch die neuen Götter vertrieben wurden. Der mächtige Jupiter mit allen Olympiern wurde aus seinem Wohnsitz verdrängt, und die hohen Ehroniden waren genöthigt, sich einen andern Planeten zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Nur Pluto, welcher das finstre Reich der Schatten beherrscht, und Vulkan, der in dem ewigglühenden Ätna seine Hammerschläge ertönen läßt, blieben von der allgemeinen Verfolgung verschont, weil ihr früher Aufenthalt die Habsucht der neuen Götter nicht reizen konnte; sie blieben daher in ihren Wohnungen, die, so grausenerregend dieselben auch Andern erscheinen mögen, ihnen der liebste Aufenthalt sind, und beherrschten nach, wie vor, jene öden Gefilde der Nacht; ihre Gattinnen aber, Proserpine und

Aphrodite, schwangen sich mit den andern unsterblichen Göttern durch die Lüfte dem neuen Himmel zu, um nie wieder in die dunkle Behausung ihrer Gatten zurückzukehren. Meine Mutter, die Blumengöttinn Flora, hatte mir einen Vogelbaum geschenkt, damit ich mit demselben mich bekleide, sobald der Augenblick nah'te, da die Götter von der Erde Abschied nehmen würden, um mich mit ihnen einem andern Planeten zuzuschwingen. Der Augenblick war endlich da, und ich war eben im Begriff, mich in den Vogelbaum zu kleiden, als ich noch einmal einen wehmüthigen Blick auf meine geliebten Blumen warf, die ich nun, ach! für immer verlassen sollte. Ich konnte dies unmöglich, ohne von ihnen allen den zärtlichsten Abschied zu nehmen. Bald kos'te ich meine Rosen, bald das Veilchen, bald das liebliche Vergissmeinnicht und so fort, als plötzlich, da ich meine Augen aufschlug, vor mir der König der Unterwelt stand, der finstre Pluto, welcher also zu mir redete:"

„„Schöne Rosa, wie freut es mich, dass Ihr von allen Göttinnen allein es verschmäh't habt, Euch einem andern Planeten zuzuwenden, und es vorzieht, auf dieser herrlichen Erde zu verbleiben, die auch mich mit einem unerklärbaren Zauber an sich fesselt, so dass ich mein irdisches Reich gegen allen Glanz eines neuern und höhern Himmels nicht vertauschen möchte. Aber Ihr bedenkt nicht, schöne Rosa, dass die neuen Götter sich bald auch in Euer Reich theilen werden, und es nicht mehr von Euch allein abhangen wird, welche Blumen hiernach die Erde schmücken sollen; nur meine Gewalt wagt keine neue Gottheit anzutasten, weil ich ihnen allen zu mächtig bin und sie, wenn sie gegen mich aufstehen wollten, mit ewiger Nacht überschütten würde. Ich biete Euch daher nicht bloß meinen Schutz an, schöne Rosa, sondern bin auch gesin-

nen, Euch, nachdem meine Gattinn Proſerpina mich treulos verlaſſen hat, an ihrer Stelle zur Königinn der Unterwelt zu erheben und meine Krone und mein Reich mit Euch zu theilen.""

„Auf dieſe Worte erwiederte ich ihm: „Hebe Dich von mir, Du finſterer Gott der Schatten! nicht gelüſtet es mich, an Deiner Gattinn Stelle mit Dir die Unterwelt zu beherrſchen und in Deinen verhaßten Armen zu ruhen. Nimmer, das ſchwöre ich Dir, ſoll die Koſt des Orkus über meine Lippen kommen, ſondern ich werde dieſe Erde, worin Du Deine dunkle Behauſung haſt, auf immer verlaſſen und mich mit meiner unſterblichen Mutter dem neuen und reinen Planeten zuſchwingen. Bei dieſen Worten ſah ich mich nach meinem Vogelbaum um, den ich neben mir auf den Raſen hingelegt hatte, um mich mit demſelben zu bekleiden und im ſchnellen Fluge von der Erde zu erheben. Aber der trübe Fürſt der Schatten war mir zuvorgekommen, hatte denſelben ergriffen und verſenkte ihn tauſend Meilen tief unter die Erde."

„„Nun, meine Königinn,"" ſprach er darauf: „„werdet Ihr Euch doch nicht länger weigern, in meinen Vorſchlag einzugehen, da Ihr Euch jetzt des Mittels beraubt ſeht, Eurer holdſeligen Mutter zu folgen, die bereits ihre Flügel in den Äther getaucht hat.""

„Ich blickte empor und ſah die Götter ſchon hoch über dem Luftkreis ſchweben; nur meine Mutter verweilte noch zögernd in der niedern Region des Äthers, als erwarte ſie, daſs ich mich von der Erde erheben ſollte, um mit ihr vereint dem Flug der übrigen Götter zu folgen. Da ſie aber mir zur Seite den ſcheußlichen Pluto erblickte, mochte ſie wohl mein unglückliches Ereigniß ahnen; ſie warf mir wehmüthigen Blickes einen Kuſs des Abſchieds zu und verſchwand darnach

bald vor meinen Augen in dem unermeſslichen Äther, womit die Zwiſchenräume der Planeten ausgefüllt ſind. Pluto drang jetzt von neuem in mich, ſeine Gemahlinn zu werden; aber ich erwiederte ihm nur mit einem Blick der Verachtung. „Ich weiß es wohl," ſprach er dann: „daſs ich an Euch keine Macht habe, ſo lange die unvergängliche Roſe blüh't, die mit Euch zugleich geboren iſt; aber dieſe Roſe iſt nicht unvergänglich, obgleich Ihr ſie ſo nennt, ſondern nach dreißigtauſend Jahren wird ſie verblüh't ſein, und Ihr werdet in dieſer kurzen Zeitdauer mit ihr verblühen, da kein Ganimedes an der Göttertafel Euch den Becher der Unſterblichkeit reicht. Alsdann werdet Ihr meiner Macht nicht länger widerſtehen können und freudig das Geſchenk aus meiner Hand annehmen, das Ihr jetzt ſo hochmüthig verſchmäh't, weil dies allein Euch Eure Unſterblichkeit erhalten kann, und begierig werdet Ihr den Becher des Orkus leeren, der nicht weniger, als der olympiſche Trank, ewige Jugend und Schönheit verleih't." Als er dieſe Worte geſprochen hatte, ſtampfte er mit ſeinem Fuß die Erde und verſank wieder in ſein unterirdiſches Reich. — Ein Jahrtauſend iſt bereits ſeit jener Zeit verſchwunden, und noch habe ich kein Mittel gefunden, meinen Vogelham wieder zu erlangen, ohne welchen ich auf ewig an die Erde gebannt bin und nach dem kurzen Zeitraum von dreißigtauſend Jahren dem Schickſal aller Sterblichen unterworfen ſein werde, dem: in das Nichts der Dinge zurückzukehren, ſofern ich mich nicht entſchließen kann, für immer des Anblickes der Sonne beraubt zu ſein und meine Ewigkeit in der finſtern Behauſung der Schatten zu verträumen. Darum habe ich denn einen Preis ausgeſetzt, das Schönſte, was die Wünſche der Sterblichen nur reizen kann, und welcher Demjenigen zu Theil werden ſoll, der mir meinen Vogelham wieder verſchafft, und

dieſer Preis iſt das Zauberblättchen. Seine Eigenſchaft kennt außer mir Niemand, und Wer dahin ſtrebt, ſich dasſelbe zu erwerben, muſs es auf die bloße Verſicherung hin thun, die ich ihm gebe, daſs er in dem Zauberblättchen das Höchſte beſitzen wird, was für den ſterblichen Menſchen die Welt nur in ſich ſchließt. Wer mir nun meinen Vogelham wiederſchaffen will, um ſich dadurch das Zauberblättchen zu verdienen, der muſs bis zum Mittelpunkt der Erde vordringen, die drei Rieſen tödten, welche den Ham bewachen, und mit demſelben wieder an des Tages Licht emporkommen. In zehn Jahren vermag ein Sterblicher, wenn er das Glück mit ſich hat und in der Ausdauer nicht ermüdet, dieſe erſte Arbeit zu vollbringen. Darnach iſt die zweite Arbeit, daſs er bis ans Ende der Welt gegen Untergang der Sonne reiſ't, bis da, wo alles Land aufhört und der unermeſsliche Ocean anhebt. Hier muſs er zehn Jahre lang den Vogelham in den Wellen des Oceans baden und nicht ermüden, ihn den ganzen Tag über, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, vom unterirdiſchen Schmutz zu reinigen; während er mit der einen Hand Speiſe und Trank zu ſich nimmt, muſs die andre Hand unabläſſig bemüh't ſein, den Vogelham zu ſäubern; denn wenn er, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, nur einen Augenblick damit aufhört, ſo iſt alle Arbeit umſonſt; und hätte er auch ſchon neun Jahre lang und darüber den Vogelham gereinigt, ſo zählt das Nichts, ſondern er müſste dann wieder von vorn anfangen und ihn noch einmal zehn Jahre lang reinigen, wenn er mit der Arbeit zu Stande kommen wollte. Hat er nun auch dieſes vollbracht, dann iſt die dritte und letzte Arbeit, daſs er bis zum andern Ende der Welt gegen Aufgang der Sonne reiſ't, bis da, wo der lockere Boden der Erde aufhört und nur nackte Felſen ſich erheben, die mit ihrem Gipfel bis in die Wolken

reichen. Auf der höchsten Spitze dieser Felsen muſs er nun den Ham zehn Jahre lang trocknen, indem er denselben unaufhörlich, so lange die Sonne am Himmel steht, in der Luft hin- und herschwingt, und muſs nicht aufhören, ihn zu trocknen den ganzen Tag, bis zehn Jahre verflossen sind; denn wenn er nur einen einzigen Augenblick damit inne hält, wird alle Mühe umsonst sein, und er müſste mit der Arbeit wieder von vorn anfangen. Hat er nun endlich auch dies vollbracht und das Leben und die Gesundheit behalten, dann wird er in dem Besitz des Zauberblättchens, das ihm nun zu Theil wird, reichlich für seine Mühe sich belohnt fühlen und die übrige Zeit seines Lebens der glücklichste von allen Sterblichen sein. Seht Prinz, das sind die drei Arbeiten, welche Derjenige vollbringen muſs, der sich mein Zauberblättchen erwerben will. Habt Ihr nun noch Lust, dasselbe zu erobern?" —

„Meine Königinn," versetzte der Prinz: „schwer und beinahe die menschlichen Kräfte übersteigend sind die Arbeiten, welche Derjenige vollbringen muſs, der sich Euer Zauberblättchen erwerben will, und über ein halbes Menschenalter, nach dem gewöhnlichen Maſsstab der Dinge gerechnet, wird es dauern, ehe er im glücklichsten Falle damit zu Stande kommt; aber ich sehe wohl ein, daſs ein so kostbarer Schatz, wie Euer Zauberblättchen ist, nicht um einen geringern Preis feil sein kann. Darum habe ich denn auch fest bei mir beschlossen, Alles zu vollbringen, was Ihr von mir verlangt, und nicht eher zu ruhen, als bis ich es zu Eurer Zufriedenheit ausgeführt habe und dadurch in den Besitz des unschätzbaren Zauberblättchens gelangt bin."

Bei diesen Worten blickte die Blumenköniginn den Prinzen verwundert an; eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht, und nicht ohne einige Verlegenheit sprach sie weiter:

„Prinz, es darf Euch nicht unbekannt bleiben, daſs ſobald Ihr ausgegangen ſeid, mir meinen Vogelbaum zu holen und die übrigen Arbeiten zu vollbringen, die noch ſonſt damit verbunden ſind, es nicht mehr bei Euch ſteht, von dem Unternehmen, falls die groſsen Schwierigkeiten, die es mit ſich führt, Euch ermüden ſollten, zurückzutreten, da Ihr, ſofern Euch dieſes in den Sinn kommen ſollte, mit Eurem Leben dafür büſsen müſstet. Jetzt aber habt Ihr noch Eure völlige Freiheit, zu thun, Was Ihr wollt. Ihr dürft das Frühlingsthal wieder verlaſſen und den Gedanken, das Zauberblättchen erobern zu wollen, ganz aufgeben und könnt ungehindert wieder in Eure Heimath ziehen. Sobald Ihr aber nur dieſen Kreis (hier beſchrieb ſie mit dem Feenſtab, den der Prinz ihr überreicht hatte, um ihn her einen Kreis) überſchritten habt mit dem feſten Vorſatze, das Unternehmen ausführen zu wollen, ſo kann Euch Nichts von Eurer Verpflichtung wieder entbinden, als nur der Tod. Darum bedenkt wohl, eh' Ihr dieſen Kreis überſchreitet, Was Ihr thun wollt; denn ein Rückſchritt iſt nachher nicht möglich." —

„Mein Entſchluſs ſteht unabänderlich," verſetzte der Prinz: „das Zauberblättchen zu erobern, und um es Euch zu beweiſen, daſs es mir damit Ernſt iſt, will ich ſogleich mit dieſem Vorſatz den Kreis überſchreiten," und mit dieſen Worten wollte er aus dem Kreis treten.

„Halt!" rief die Blumenköniginn: „noch Eines, Prinz! Wenn es denn alſo iſt, wie Ihr ſagt, und Nichts Euch abhalten kann, Euren Vorſatz auszuführen, ſo nehmt von mir dieſen Ring (hier zog ſie von ihrem Finger einen Ring und überreichte ihm denſelben); Ihr werdet durch Hülfe desſelben im Stande ſein, den Eingang zum Mittelpunkt der Erde zu finden; denn je heller der Ring an Eurem Finger ſtrahlt, je

mehr nähert Ihr Euch demſelben; je dunkler er aber wird, je mehr entfernt Ihr Euch von demſelben. Und nun lebt wohl bis auf Wiederſehen und empfangt von mir meinen aufrichtigen Glückwunſch zu dem Gelingen Eures muthigen Unternehmens.“ Und als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, trat ſie zurück in den Kelch der Roſe.

Der Prinz ſchritt hierauf aus dem Kreiſe und eilte dem Ausgang des Gartens zu. Er hatte denſelben beinahe erreicht, als er noch einmal die Stimme der Blumenköniginn vernahm, welche ihm zurief, zu ihr zurückzukommen. Er näherte ſich nun wieder der unvergänglichen Roſe. Die Königinn ſtand in dem Kelche und redete alſo zu ihm:

„Prinz, Ihr ſeid in der ſchweren Prüfung beſtanden, die Euch würdig macht, der Beſitzer des Zauberblättchens zu werden; denn nur eine Prüfung war es, wodurch ich Euern Muth zu erforſchen ſuchte, und weiter Nichts. Die Sache ſelbſt iſt für einen Sterblichen unausführbar. Auch bedarf ich jetzt des Vogelhams nicht mehr; denn meine Mutter hat mir jüngſt einen Boten, den Adler Jupiter's, geſchickt und mir verkündigt, daſs ſie angefangen habe, einen neuen Vogelham für mich zu verfertigen, und in ein paar tauſend Jahren mit der Arbeit fertig zu ſein hoffe. — Hättet Ihr Euch nur einen Augenblick bedacht, das große Unternehmen auszuführen, ſo wäret Ihr des Zauberblättchens für immer verluſtig geweſen; denn nur dem Edelſten und Tapferſten der Menſchen hatte ich es beſtimmt, und dieſen, Prinz, habe ich in Euch gefunden, und — hier iſt das Zauberblättchen.“

Mit dieſen Worten überreichte ſie dem Prinzen eine kleine ſilberne Kapſel mit einer goldenen Schnur. Durch den Druck an eine Feder ſprang die Kapſel in den Händen des Prinzen auf, und er nahm daraus ein kleines in rothen Saffian ge-

bundenes Büchlein mit hellrothen Blättern hervor. In der Mitte lag ein loses rosenfarbenes Blättchen mit einer goldenen Borte umfaßt, welches ihm die Blumenköniginn als das Zauberblättchen bezeichnete. „Um nun die Eigenschaft des Zauberblättchens zu erfahren," sprach sie: „so nehmt dasselbe zwischen Eure Lippen." Als der Prinz dies gethan hatte, war er mit einemmal dem Frühlingsthal entrückt und befand sich in einer wilden, ihm ganz unbekannten Gegend auf dem Gipfel eines hohen Felsen, von wo er noch viele andre Felsen überblickte und riesenhafte Bäume, welche ihre Krone in die Wolken trugen. In dem Wipfel des höchsten dieser Bäume schwebte ein dunkler Schatten in Gestalt eines ungeheuren Riesen, und aus ihrem Munde donnerten die Worte herab: „Nehmt das Zauberblättchen wieder von den Lippen!" Der Prinz that es, und befand sich augenblicklich wieder im Frühlingsthal auf derselben Stelle, wo er vorher gestanden hatte, und in ihrem Kelch stand die Blumenköniginn und fragte ihn: „Nun, Prinz, habt Ihr jetzt die Eigenschaft des Zauberblättchens kennen lernen?" —

„Ich sehe," versetzte der Prinz: „daß das Zauberblättchen die Eigenschaft hat, Einen plötzlich viele Meilen weit dem Orte zu entrücken, wo man sich befindet, und Einen in ein wildes Felsenland zu versetzen, das aber keineswegs ein reizender Aufenthalt zu sein scheint." —

„Ihr seid im Irrthum, Prinz," versetzte die Königinn: denn ich versichre Euch, daß Ihr den Ort, wo Ihr Euch jetzt befindet, nicht verlassen habt; das Zauberblättchen hat auch gar nicht die Eigenschaft, solches zu bewirken, sondern nur die, sobald Ihr es zwischen die Lippen nehmt, Eure Gestalt so sehr zu verkleinern, daß auch das schärfste Auge eines Menschen Euch nicht zu erblicken vermag. Was Ihr für un-

geheure Felsen angesehen habt, das waren nur die Sandkörner, welche die Erde bedecken, und der Felsen auf welchem Ihr selbst Euch befandet, war auch nichts Anderes, als ein solches Sandkorn, dasselbe, worauf noch jetzt Euer Fuß tritt. Ihr werdet auch wohl riesenhafte Bäume gesehen haben, welches die Blumen in diesem Garten waren, und der größte darunter war die unvergängliche Rose, welche Ihr vor Euch erblickt." —

„Und welche Eigenschaften hat denn das Zauberblättchen weiter?" fragte der Prinz.

„Weiter hat es keine Eigenschaften," erwiederte die Königinn.

„Weiter keine?" rief der Prinz verwundert.

„Nein, weiter keine," entgegnete sie: „als daß es Eure Gestalt bis ins Unendliche verkleinert."

Ich überlasse es meinen Lesern, sich die Überraschung des Prinzen zu denken, als er erfuhr, daß das Zauberblättchen durchaus keine andre Eigenschaft besitze, als seine Gestalt so sehr zu verkleinern, daß alle Gegenstände um ihn her ein riesenhaftes Ansehn gewannen. Das war also nun die ganze Herrlichkeit, die er erworben hatte; darum also hatte er sich während eines ganzen Jahrs zum Diener der Dame Benda herabgewürdigt und ihrem Kätzchen wie ein gemeiner Küchenjunge, jeden Morgen die Milch gekocht und andre niedre Handleistungen verrichtet; darum hatte er ein Jahr lang in dem schrecklichen Zustande der Verzauberung zugebracht; darum hatte er, alles menschliche Gefühl in seiner Brust bekämpfend, bisher den Lockungen der Schönheit im Thal der Liebe widerstanden und die reizendste Schäferstunde unbenutzt vorübergehen lassen; darum wollte er endlich noch über ein halbes Menschenalter hindurch sich den größten Gefahren unterziehen, um ein Unternehmen auszuführen, wobei nicht einmal eine

entfernte Hoffnung des Gelingens war. Endlich ſtand er am Ziele aller ſeiner Wünſche, und Was hatte er nun erlangt? eine Sache, auf die er faſt gar keinen, oder doch nur einen ſehr geringen Werth legte. Ja, hätte das Zauberblättchen noch die Eigenſchaft gehabt, ihn bis ins Unendliche zu vergrößern — das wäre doch noch Etwas geweſen; aber was ſollte er mit dieſer Verkleinerung! Alle kleinen Leute wünſchen gern, groß zu ſein; aber man hat noch nie gehört, daſs es großen Leuten eingefallen ſei, klein ſein zu wollen. Zum Spaße allenfalls und um zuweilen einen langweiligen Augenblick zu vertreiben, läſst man ſich wohl auf einen ſolchen Scherz ein; aber darin das höchſte Glück des Lebens finden zu wollen, klingt beinahe wie eine Ungereimtheit. Dem Prinzen ging es nicht beſſer, als es vielen andern Menſchen in der Welt geht. Wie eifrig ſieht man ſie nicht ſtreben, eine Sache zu erlangen, die ihnen in der Ferne, und ohne daſs ſie dieſelbe genau kennen, als das Herrlichſte erſcheint, das es in der Welt giebt; welche Aufopferungen ſind ſie nicht im Stande zu bringen! welche Ausdauer und Beharrlichkeit in der Beſeitigung der größten Schwierigkeiten! und wenn ſie endlich, nachdem ihnen unter ſtetem Ringen und Streben die ſchönſte Zeit ihres Lebens dahingeſchwunden iſt, in den Beſitz derſelben gelangen — Was haben ſie alsdann? ſie ſtehen dann grade ſo da mit einer getäuſchten Hoffnung, wie der Prinz und unſre Leſer ſelbſt, und rufen aus: „Iſt es weiter Nichts, als Das!“ — „Nein, weiter Nichts, als Das,“ muſs ich auch meinen Leſern antworten und ſehr um Entſchuldigung bitten, daſs das Zauberblättchen nun einmal keine andre Eigenſchaft hat.

Die Blumenkönigin, welche ungefähr errieth, Was in der Seele des Prinzen vorgehen mochte, ſprach nach einer

kurzen Pauſe, in welcher der Prinz ſchweigend ſeine Betrachtungen angeſtellt hatte: „Es ſcheint, Prinz, als ob Ihr auf die Eigenſchaft des Zauberblättchens keinen beſondern Werth legt, und es Euch nicht ſo glücklich macht, als ich gehofft hätte. Wenn dem ſo iſt, ſo will ich Euch gern die Mühe erſparen, daſs Ihr es heimtragt, und Ihr könnt es mir dann nur wiedergeben.“ —

„Verzeih't, meine Königinn,“ verſetzte der Prinz: „ich hatte freilich gehofft, daſs das Zauberblättchen noch irgend eine andre Eigenſchaft beſäße, als die, welche ich an ihm erfahren habe; dennoch aber iſt es mir viel zu theuer, als daſs ich mich von demſelben wieder trennen ſollte, zumal da ich es aus ſo ſchönen Händen habe, wie die Eurigen, und ich bitte Euch daher, zu erlauben, daſs ich es behalte, ſowie auch den Ring, welchen Ihr mir vorhin überreicht habt.“ —

„Beide Theile gehören auch zuſammen,“ erwiederte die Königinn; „denn das Zauberblättchen hat keine Wirkung ohne den Ring, und kann daher einem Andern, welcher den Ring nicht beſitzt, auch keine Dienſte thun. Schlagt aber den Werth des Zauberblättchens nicht gar zu geringe an, Prinz; denn daſſelbe ſetzt Euch in den Stand, in den Kelch einer jeden Blume hinabzuſteigen und die innere wunderbare Einrichtung derſelben zu betrachten, die ſonſt kein ſterbliches Auge zu entdecken vermag. Wenn Ihr aber in eine Blume Euch begeben wollt, ſo nehmt ein Kronenblatt derſelben zwiſchen Euern Daumen und Euern Zeigefinger und führt darnach mit der andern Hand das Zauberblättchen an die Lippen, worauf Ihr Euch ſogleich in verkleinerter Geſtalt auf dem Kronenblatt derjenigen Blume befinden werdet, das Ihr mit der Hand angefaſſt habt; ſteigt dann in den Kelch hinab und betrachtet das Innere der Blume. Das Zauberblättchen dürft Ihr jetzt

wieder von den Lippen nehmen und in seine Kapsel verwahren; denn so lange Ihr Euch in dem innern Raum der Blume befindet, wird sich Eure Gestalt nicht vergrößern; sobald Ihr aber aus derselben wieder heraustretet, werdet Ihr auch wiederum, sofern Eure Lippen das Zauberblättchen nicht berühren, in Eurer natürlichen Größe erscheinen. Wenn es Euch später ein Vergnügen gewähren sollte, längere Zeit in dem innern Raum einer Blume zu verweilen, so bleibt darin, so lange es Euch gefällt, und thut, Was Euch beliebt; denn das Zauberblättchen bringt keine Gefahr."

Der Prinz bezweifelte keineswegs, daß es interessant sein könnte, die innere Einrichtung einer Blume zu beschauen. Für einen Blumenliebhaber, oder einen Botaniker, das begriff er wohl, mußte das Zauberblättchen von unschätzbarem Werthe sein; für ihn aber war es im Grunde doch nur ein bloßes Spielzeug, mit dem man sich eine Zeitlang unterhält und endlich desselben überdrüssig wird. Der größte Werth des Zauberblättchens schien ihm darin zu bestehen, sagen zu können, daß er es erobert habe, und bei Vorzeigung desselben seine Abentheuer zu erzählen.

„Und jetzt, Prinz," fuhr die Blumenköniginn fort: „kehrt nach dem Regenthal zurück und verbleibt dort so lange, bis die Scheibe des Mondes wieder voll ist; verlaßt daselbe aber nicht eher, denn es würde Euch Gefahr bringen; darnach aber kehrt ohne Säumen in Eure Heimath zurück, denn Eure Gegenwart wird dort nothwendig sein, indem Ihr eine üble Sache wieder gut zu machen habt. Der bezauberte Wald hat jetzt für Euch keine Gefahr, auch wenn Ihr das Ende desselben nicht vor Untergang der Sonne erreichen solltet. Und nun viel Glück mit dem Zauberblättchen!" fügte sie lächelnd hinzu: „Ich sehe schon im voraus, Ihr werdet mir eine so

große Verwirrung unter meinen Blumen anrichten, daß ich hiernach Mühe haben werde, sie selbst noch zu kennen." Mit diesen Worten trat sie, ohne den Dank des Prinzen abzuwarten, in ihren Kelch zurück und war bald in demselben verschwunden.

Der Prinz trat jetzt seinen Rückweg nach dem Regenthal an. Er öffnete die Thür des Frühlingsthals, wie vorhin, und verschloß sie, wie er hinausgetreten war, auf dieselbe Weise.

Die Sonne war bereits völlig untergesunken, als er noch nicht das Ende des Waldes erreicht hatte, und er mußte daher seinen Weg bei dem Schimmer des Mondes und der Sterne fortsetzen. Erst nach einer Stunde erblickte er vor sich das freie Feld und schritt dann dem wohlbekannten Garten zu, wo er sich mit den Früchten der Bäume und dem Wasser der Quellen labte. Er vergaß auch nicht, von erstern einen Korb, und von letzteren einen Schlauch anzufüllen, welche beide Theile er, wie früher, in der Laube versand. Er legte sich hiernach auf der Ottomane schlafen und begab sich mit dem frühen Morgenstrahl wieder auf den Weg. Er hatte die Sandebene bereits zurückgelegt und war in das Thal der Liebe gekommen, wo er, wie ehedem, statt der jungen Mädchen, die am vorhergehenden Tage die Zelte eingenommen hatten, lauter alte zusammengeschrumpfte Mütterchen erblickte, die ihn um Früchte aus seinem Korb und Wasser aus seinem Schlauch ansprachen. Besonders zudringlich war eine von ihnen; sie warf sich vor ihm in den Weg und beschwur ihn, bei Allem, was ihm auf Erden theuer sei, bei der Liebe seiner Mutter, die ihn mit Schmerzen geboren hätte, doch nicht so grausam zu sein, ihr eine einzige Frucht aus seinem Korb zu verweigern. Da gedachte der Prinz seiner theuern Mutter

Roſalinde und Was ſie für ihn gethan hatte, und er konnte nicht umhin, der Alten eine Frucht aus ſeinem Korb zu reichen. Kaum aber hatte ſie dieſe mit Begierde ſchnell verzehrt, als ſie ihre Krücke wegwarf, mit beiden Händen den Nacken des Prinzen umſchlang und ſich um ſeine Schultern bangte. „Nie," ſprach ſie: „guter Jüngling, nie will ich Dich jetzt wieder verlaſſen aus Dankbarkeit für den großen Dienſt, den Du mir erzeigt haſt." — „Aber ſo laſſt mich doch los!" rief der Prinz: „denn Ihr ſchnürt mir ja die Kehle zu, und ich habe ſchon genug an meinem Korb und meinem Schlauch zu tragen und kann Euch nicht noch obendrein auf dem Rücken fortſchleppen." — „Nein, ich laſſe Euch nicht wieder los," verſetzte ſie: „Ich will mich um Euch ſchlingen und um Euch winden, wie die Ranke des Epheu ſich um den Stamm der Eiche ſchlingt. Ihr ſeid die Eiche, und ich bin der Epheu, und wir beide werden nun zeitlebens unzertrennlich ſein." — „Das iſt doch abſcheulich," dachte der Prinz: „daſs man ein Geſchöpf dieſer Art, weil man ihm wohl gethan hat, für immer auf den Hals bekommen ſoll!" Er verſuchte aus allen Kräften, ſich von der Alten loszumachen; aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Je mehr er ſich anſtrengte, ſich ihr zu entziehen, deſto feſter umklammerte ſie ihn, deſto ſtarker ſchnürte ſie ihm die Kehle. Da fiel ihm ſein Zauberblättchen ein, und er gedachte, ihr entſchlüpfen zu können, wenn er durch Hülfe desſelben ſich plötzlich verkleinere und ihr dadurch unſichtbar werde. Er nahm es daher, ohne daſs ſie es bemerkte, aus der Kapſel und führte es an die Lippen. Sobald dies geſchehen war, merkte er augenblicklich an der Größe der ihn umgebenden Gegenſtände ſeine Verkleinerung, obwohl er an ſich ſelbſt keine Veränderung verſpüren konnte. Mit ihm war aber auch die Alte, die ihn umklammerte, verkleinert

werden, ohne daſs ſie es ſelbſt ahnte. „Ach, mein Himmel!“ rief ſie aus: „ſeid Ihr denn ein Zauberer, daſs Ihr uns plötzlich in dieſe wilde Gegend verſetzt? Wo iſt das Liebesthal geblieben? wo ſind alle die weißen ſchönen Zelte? und ſind wir denn wirklich noch auf der Erde?“ — „Ich will es Euch nur ſagen,“ verſetzte der Prinz: „daſs ich ein großer Zauberer bin und Euch ſogleich in einen Drachen verwandeln werde, wenn Ihr nicht augenblicklich Eure Hände von meinem Hals wegnehmt und mich wieder frei laſſt.“ — „Und wenn Ihr mich denn auch in einen Drachen verwandeltet,“ verſetzte die Alte und drückte ihm ihre knöchernen Hände nur noch feſter an die Kehle: „glaubt Ihr, daſs ich darum Euch weniger lieben, Euch weniger anhänglich ſein würde? Im Gegentheil, ich werde dann mit meinem ſchlanken Leib mich beſſer um den Eurigen winden können und mit Euch nur noch unzertrennlicher verbunden ſein. Ihr ſeid die Eiche, und ich bin der Epheu.“ Da der Prinz merkte, daſs ihm das Zauberblättchen hier zu Nichts dienen konnte, verwahrte er es wieder in ſeine Kapſel, worauf er ſich augenblicklich mit der Alten wieder im Thal der Liebe erblickte. „Ei! ei!“ rief ſie aus: „da ſind wir ja wieder, wo wir geweſen ſind! Aber was wollt Ihr nur in dieſem traurigen Thale? warum verſetzt Ihr uns nicht lieber in jenes Land, wo die ſchönen Früchte wachſen, welche Jugend und Stärke gewähren, und das Waſſer fließt, das neues Leben ſchenkt? Ach, da möchte ich wohl ſein und die Früchte ganz friſch von den Zweigen pflücken, und das Waſſer aus ſeiner ſprudelnden Quelle ſchöpfen, um von neuem in meiner vorigen Schönheit zu erblühen; dann, ſchöner Jüngling, dann werd' ich Dich erſt recht lieb haben, denn ich werde ſchön ſein, wie die Roſe in ihrer vollen Blüthe, und vermag, unausſprechliche Wonne Dir zu ſchenken.“ Dem

Prinzen fiel bei dieſer Rede ein, Was ihm die Dame Benda von den Früchten und dem Waſſer des Gartens geſagt hatte, daſs es gefährlich ſei, bei Tage, ſo lange die Sonne am Himmel ſtehe, davon zu genießen, wenn erſtere nicht am Abend vorher gepflückt, und letzteres nicht am Abend vorher geſchöpft wäre. Er erwiederte daher der Alten: „Nun, wenn Euch ein ſo großer Gefallen damit geſchieht, nach jenem Ort zu kommen, ſo will ich Euch wohl dahin bringen: denn er iſt gar nicht ſo ſehr weit von hier, und wir können ihn noch heute erreichen; aber dann müſſt Ihr mir auch mit Euren Händen nicht die Kehle ſo gewaltig ſchnüren, denn ſonſt werdet Ihr mich ja erſticken, ehe ich noch mit Euch dahin gelange.“ — „Nun, nun,“ ſprach ſie: „ich werde mich bemühen, meine Zärtlichkeit etwas zurückzuhalten, ſo ſchwer mir das auch fällt; aber dann muſſt Du mir auch gewiſs verſprechen, daſs Du mich dahin bringen willſt.“ — „Das verſpreche ich Euch,“ verſetzte der Prinz: „und ſchwör' es Euch bei meiner Ehre; aber jetzt müſſt Ihr mich auch wieder zu Athem kommen laſſen; denn ſonſt bin ich nicht im Stande, einen Schritt weiter mit Euch zu gehen.“ — „Du biſt aber auch gar zu ſchwach,“ verſetzte ſie: „wie wirſt Du nachher wohl meine feurige Umarmung vertragen können, wenn Du jetzt nicht einmal den ſchwachen Beweis meiner bloßen Zärtlichkeit vertragen kannſt!“ jedoch umhalſ'te ſie den Prinzen etwas weniger zärtlich, ſo daſs dieſer ſich, wenn auch nicht ganz behaglich, doch ſehr erleichtert fühlte, und mit der Alten ſofort den Rückweg nach dem Garten antrat. Als er aber in die Sandebene gelangte, hatte er Mühe, ſich mit ſeiner Bürde fortzuſchleppen. Um ſich eine Erleichterung zu verſchaffen, ſchüttete er die Früchte aus ſeinem Korb und ließ das Waſſer aus ſeinem Schlauch rinnen. „Warum verſchüt-

tet Ihr denn die ſchöne Gabe der Natur?" ſprach die Alte: „wir hätten uns ja damit auf dem Wege erfriſchen können" — „Es war mir nur eine Bürde," verſetzte der Prinz: „mich damit zu ſchleppen; auch bedürfen wir desſelben nicht, denn wir werden bald in eine Gegend gelangen, wo die Früchte weit ſchöner ſind, und das Waſſer weit friſcher iſt." Der Prinz hatte aber doch diesmal unrichtig gerechnet; denn von dem Wege, den er ehedem in einer Stunde zurücklegte, hatte er kaum noch die Hälfte hinter ſich, als die Sonne ſchon im Mittag ſtand und mit ihren heißen Strahlen ſeine Scheitel brannte. Oft verſank er ſo tief in den glühenden Sand, daſs er wohl eine Viertelſtunde lang ſich abzumühen hatte, um ſich wieder aus demſelben hervorzuarbeiten; dabei ſchien auch die Zärtlichkeit der Alten wieder zuzunehmen, und er glaubte oft, unter ihren Händen erſticken zu müſſen. „Wenn Ihr nicht nachlaſſt, mir mit Euren Händen beſtändig die Kehle zuzuſchnüren," ſprach er: „ſo werden wir heut das Ziel unſerer Reiſe nicht erreichen, ſondern müſſen beide lebendig in dieſen glühenden Sand verſinken." — „Aber warum beeilt Ihr Euch denn nicht," ſprach ſie: „dahin zu gelangen! warum ſchleppt Ihr mich beſtändig in dieſer Sandebene herum!" — „Kann ich denn!" erwiederte der Prinz: „Ihr raubt mir ja alle Kräfte und den Athem dazu, indem Ihr mir beſtändig die Kehle zuwürgt." — „Ich meine, warum Ihr Euch nicht dahin wünſcht, da Ihr doch dieſe Kunſt verſteht!" entgegnete ſie." — Das geht nicht an," verſetzte der Prinz: „ich kann mich nur nach beſtimmten Gegenden hin wünſchen, aber nicht nach dem Orte, wohin wir jetzt wollen." — „Das iſt ſchlimm genug," rief ſie: „daſs Eure Kunſt ſo eingeſchränkt iſt, und kommt mir eben jetzt ſehr ungelegen," und damit fing ſie an ihm die Kehle noch heftiger zu würgen. Der Prinz bot nun

alle ſeine Kräfte auf, um an das Ziel ſeiner Reiſe zu gelangen, wo er hoffte, endlich von dieſem Ungethüm befrei't zu werden, das in ſeiner Zärtlichkeit immer heftiger wurde und ihm die Kehle ſo eng zuſammenpreſste, daſs er zuletzt nicht mehr im Stande war, auf die Fragen, die ſie an ihn richtete, zu antworten. Endlich als die Sonne ſchon ihrem Untergang nahe war, hatte er die Sandebene zurückgelegt und trat in den ſo lange erſehnten Garten ein. Die Alte unterließ nicht, von den herabhangenden Zweigen der Bäume mit der einen Hand ſogleich einige Früchte zu pflücken und ſie begierig zu verſchlingen, während ſie nicht abließ, die andre in den Hals des Prinzen zu krallen. Kaum aber hatte ſie ihren gewaltigen Heißhunger geſtillt, als ſie anfing, über einen entſetzlichen Durſt zu klagen und dem Prinzen befahl, ſie ſogleich zu einer der Quellen zu führen, aus welchen man das belebende Waſſer ſchöpfe. Der Prinz gehorchte, und als er mit ihr bei der Quelle anlangte, muſste er ſich an dem Rand derſelben auf die Knie niederlaſſen, worauf ſie ſich über ihn hinneigte und mit der gehöhlten Hand von dem Waſſer ſchöpfte. Kaum aller hatte ſie es begierig eingeſchlürft, als ſie rücklings vom Prinzen abglitt und auf die Erde fiel. Dort lag ſie unbeweglich und war im Geſichte quittengelb geworden, ward dann blau und endlich ſchwarz, worauf ſie in Staub zuſammenfiel; denn der glühende Trunk hatte ſie von innen zu Aſche verbrannt. Jetzt athmete der Prinz wieder frei auf und dankte dem Himmel, daſs er in die ſegnende Kraft der Früchte und des Waſſers auch die verderbende gelegt hatte, wodurch er jetzt von dieſem Ungethüm endlich war befrei't worden. Nur noch einige Minuten länger — und der Prinz hätte unter ihren Händen den grauſamen Tod des Erſtickens leiden müſſen. Die Früchte aber und das Waſſer waren an ſich unſchädlich

und hatten nur die Eigenschaft, die brennende Gluth der Sonne aufzunehmen, und die Alte hatte daher mit dem Wasser zugleich das Sonnenfeuer eingeschlürft, das sie verbrannte. Sobald die Früchte und das Wasser aber nicht mehr von der Sonne beschienen wurden, war beides wieder unschädlich, und von dem milden Lichte des Mondes und der Sterne erhielt es jene wohlthuende Eigenschaft, wodurch es so erquickend und belebend wirkt.

Als nun die Sonne untergesunken war, und der Mond und die Sterne wieder am Himmel leuchteten, stillte der Prinz ohne Furcht von den Früchten der Bäume seinen Hunger und löschte seinen Durst mit dem Wasser der Quelle, worauf sogleich durch seinen entkräfteten Körper wieder neues Leben sich ergoß; nur die Stelle am Halse, wo ihn die Alte gewürgt hatte, schmerzte ihn noch beständig; er beschloß daher, sich in einer der Quellen zu baden, und als er dieses gethan hatte, war nicht bloß der Schmerz gänzlich verschwunden, sondern er fühlte sich auch am ganzen Körper so gestärkt und so kräftig, wie er es nur je zuvor gewesen war. Er füllte hierauf noch seinen Schlauch mit Wasser an und pflückte seinen Korb voll Früchte, und legte sich dann auf der Ottomane schlafen. Früh am andern Morgen trat er seine Reise wieder an und hütete sich wohl, als er in dem Thal der Liebe angelangt war, sich noch einmal von den alten Mütterchen, welches aber nicht mehr die gestrigen waren, bethören zu lassen, so flehentlich sie ihn auch baten, ihnen von seinen Früchten und von seinem Wasser mitzutheilen. Er setzte hierauf ungestört seine Reise durch die öde Heide und das Land der grünen Wälder fort, bis er eines Tages mit Untergang der Sonne wieder im Regenthal und der so lange von der Dame Benda bewohnten Hütte anlangte, wo er nun für eine Zeit-

lang wieder von ſeinem Gartenhäuschen Beſitz nahm. Als er ſich am andern Tage von den Früchten des Gartens ein Eſſen bereitet und daſſelbe verzehrt hatte, beſuchte er das Grab der Dame Benda und ihres Kätzchens. Die Blumen, die er vor wenig Tagen darauf gepflanzt hatte, grünten und blüh'ten fröhlich fort; nur einige von ihnen waren verwelkt, die er jetzt durch andre aus dem Garten ergänzte; auch ſchöpfte er mit einem Eimer Waſſer aus dem Bach, um ſie damit zu begießen, und unter dieſem Geſchäfte entſchwand ihm im Regenthal der erſte Tag.

Am folgenden Tage ging der Prinz im Garten gedankenvoll auf und ab und wuſste nicht eigentlich, Was er vernehmen ſollte, als ihm plötzlich ſein Zauberblättchen wieder einfiel, woran er ſeit mehren Tagen faſt gar nicht gedacht hatte. Da er eben eine ſchöne durch die Pflege Petermännchens gefüllte Nelke erblickte, die mit rothen, weißen und violetten Farben ſpielte, beſchloſs er, ſich in den Kelch derſelben herabzulaſſen, welches er denn nach der Weiſung, die ihm die Blumenköniginn gegeben hatte, auch ſogleich ausführte. Sobald er mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand ein Blumenblättchen erfaſſt, und darnach mit ſeiner Rechten das Zauberblättchen an die Lippen geführt hatte, ſah er ſich auf einmal in einer hohen geräumigen, nach oben offenen Halle, von wo eine lange breite Treppe nach tiefer liegenden Gemächern hinabführte. Er betrat dieſelbe und gelangte, nachdem er einige hundert Stufen durch den Stengel der Blume hinabgeſchritten war, auf einen Flur, wo eine Thür, die er grade vor ſich erblickte, ihn in ein elegant meublirtes Zimmer führte. Man denke ſich aber das Erſtaunen des Prinzen, als er in demſelben nachläſſig auf einem Sopha hingelehnt das reizendſte Kind der Natur, die holde Nymphe der Blume, erblickte.

„Seid willkommen in meiner Wohnung, Prinz Wunderschön!“ redete sie ihn an: „schon lange habe ich auf Euern Besuch gewartet und schätze mich glücklich, daſs endlich der Augenblick erschienen ist, der Euch zu mir führt.“ —

„Verzeih't, mein schönes Mädchen,“ versetzte der Prinz: „wenn ich es wage, Eure Einsamkeit zu unterbrechen. Ich ahnte nicht die angenehme Überraschung, im Innern der Nelke ein belebtes und mit so hohem Zauber begabtes weibliches Wesen zu finden, wie ich es jetzt vor mir erblicke.“ —

„Habt Ihr denn noch nicht früher die Eigenschaft des Zauberblättchens geprüft?“ fragte ihn die Nymphe.

„Es ist heute das erste Mal,“ versetzte der Prinz: „daſs ich damit den Versuch mache, mich in das Innere einer Blume zu begeben.“ —

„O, dann darf ich mich um so glücklicher schätzen,“ entgegnete die Nymphe: „daſs ich vor allen meinen Schwestern den Vorzug erhielt, die Erste zu sein, die Ihr mit Eurer Gegenwart beehrt.“ —

„Ihr habt also noch Schwestern, mein schönes Kind?“ fragte sie der Prinz.

„Wie?“ rief sie: „wisst Ihr denn nicht, daſs jede Blume von einer Nymphe bewohnt ist, die mit derselben geboren wird und stirbt?“ —

„Ich habe wohl eher dergleichen als ein Mährchen erzählen hören,“ versetzte der Prinz: „aber ich habe nie geahnt, daſs sich dieſes Mährchen je zur schönsten Wirklichkeit entfalten würde.“

Die Nymphe nöthigte jetzt den Prinzen an ihrer Seite Platz zu nehmen, ergriff dann seine Hand und drückte sie mit Innigkeit an ihre Brust.

Ehe wir aber erzählen, Was sich zwischen dem Prinzen

Wunderſchön und der Nymphe der Blume weiter begab, ſind wir es unſern ſchönen Leſerinnen ſchuldig, ſie zuvor mit dem Anzug ihrer reizenden Blumenſchweſter bekannt zu machen; denn wir würden, wenn wir dieſes vernachläſſigten, gewiſs nie von ihren holden Lippen Verzeihung erhalten. Erfahren Sie alſo, meine Schönen, daſs das Kleid der reizenden Blumennymphe aus einem Stoffe beſtand, der zwiſchen dem koſtbarſten Sammet und der feinſten Seide wielte; die Grundfarbe desſelben war violet, aber mit rothen und weißen Blumen ausgefüllt; es war mit einem Bouquet von weißen Oleanderblüthen und weißen Atlasbändern garnirt, und in jeder der Agraffen befand ſich eine Brodhe mit Diamanten. Eine völlig durchſichtige Spitzenberthe zog ſich um die Bruſt. In dem blonden Haar, das an den Seiten ſich in Locken ſchlängelte, befanden ſich zwei Büſchelchen Oleanderblüthen, von Diamantenſternen umgeben, und eine Brillantenſchnur ſchmückte die Stirn.

Der Prinz bewunderte den koſtbaren und geſchmackvollen Anzug der ſchönen Nymphe, der doch keineswegeo ihre natürlichen Reize erhöh'te, ſondern nur von jenen ſelbſt noch gehoben wurde. Durch die feine blendendweiße Haut ſchimmerte auf den Wangen ein ſanftes Roth der Roſen durch, das aber auf den halb geöffneten Lippen, welche zwei Reihen des klarſten Elfenbeins erblicken lieſsen, höher glüh'te. Aus den dunkelblauen Augen, die wie zwei leuchtende Sterne unter der ſchön geformten Stirn hervorblickten, ſtrahlte ein leidenſchaftliches Feuer, das ſtärker oder ſchwächer war, jenachdem der ſanftgewölbte Buſen, der durch den zarten Flor, der ihn bedeckte, völlig durchſchimmerte, ſich ſtärker oder ſchwächer hob. Ihre Geſtalt war ſchlank und nur um etwa einen Kopf kleiner, als die des Prinzen, und ihre Stimme tönte ſo ange-

nehm, daſs jedes Wort von ihren Lippen ein süßer, den Sai
ten der Harfe entlockter Klang zu sein schien.

Der Prinz war noch immer in Anschauen der Nymph
verloren, als diese zu ihm sprach: „Nun sagt mir doch auch
Prinz Wunderschön, wie ich Euch gefalle.“ —

„Wie Ihr mir gefallet!“ entgegnete der Prinz: „Ih
erscheint mir, wie uns die Phantasie der Dichter die himm
lischen Göttinnen malt. Aber sagt mir doch, reizende Nymph
woher kennt Ihr mich so genau, daſs Ihr sogar meinen Na
men und um das Geheimniſs meines Zauberblättchens wisst!“—

„Wie sollt' ich denn Euern Namen nicht wissen!“ ent
gegnete sie: „da ich so oft, wenn ich des Morgens i
meinem Kelche stand, um von dem erfrischenden Thau z
schöpfen, ihn aus Petermännchens Munde gehört habe, wen
er sich mit Euch unterhielt. Und um das Geheimniſs Eure
Zauberblättchens weiß ich daher, weil ich eines Tages da
Gespräch belauschte, das Ihr darüber mit der Dame Bend
in der Laube hattet, wenige Augenblicke nachdem Ihr ihre
Kätzchen Etwas zu Leide gethan. Ihr wart den Morgen s
verdrießlich, daſs Ihr auch eine Ranunkel in diesem Garten
die den ersten Lenz ihres Lebens erblickte, grausam tödtete
indem Ihr dieselbe mit der Wurzel aus der Erde risst un
sie über die Gartenmauer warft, worauf sie alsbald entschlie
um nimmer wieder zu erwachen.“ —

„Und wurde denn auch jene Ranunkel von einer schöne
Nymphe bewohnt!“ fragte der Prinz.

„Ihr habt es ja gehört,“ entgegnete sie: „daſs jede Blum
von einer Nymphe bewohnt wird, indem sie mit derselben zu
gleich geboren wird und stirbt.“ —

„Ach, jetzt begreife ich es,“ rief der Prinz: „warun
mir die Dame Benda es so sehr anempfahl, von einer Blume

nie Mehr abzupflücken, als daſs ſie davon keinen Schaden nähme. Von nun an aber werde ich nicht einmal wagen, auch nur ein Blattchen von einer Blume abzuſtreifen, da ich weiß, daſs an dieſelbe ein ſo theures Leben geknüpft iſt.“ —

„Und doch,“ entgegnete die Nymphe: „ſind wir eigentlich nur dazu in der Welt, um gepflückt zu werden. In dem Garten der Dame Benda freilich iſt unſer Loos bisher ein glücklicheres geweſen, da jede Nymphe ſich ſo lange ihres Daſeins erfreuen durfte, als das natürliche Ziel ihres Lebens geſteckt war. Meine Schweſtern aber, die in andern Gärten blühen, haben kein ſo glückliches Loos, ſondern es werden ihrer jeden Morgen viele gepflückt, um in den Gläſern und Vaſen vor den Fenſtern als Zierde zu dienen, wo ſie denn bald ihr ohnehin nur kurzes Leben aushauchen.“ —

„Warum zeigen ſich aber Eure holden Schweſtern den Menſchen niemals ſichtbar?“ verſetzte der Prinz: „gewiſs würde dann Niemand ſo grauſam ſein wollen, ein ſo theures Leben zu verletzen.“ —

„Ihr vergeſſt, daſs dieſes ohne das Zauberblättchen nicht möglich iſt,“ entgegnete die Nymphe: „da unſre natürliche Geſtalt von ſo geringer Größe iſt, daſs das bloße Auge eines Sterblichen uns nicht zu entdecken vermag.“ —

„Ich kann es mir noch gar nicht denken,“ erwiederte der Prinz: „daſs das Zauberblättchen die Eigenſchaft haben ſollte, mich unendliche Male zu verkleinern, ſondern ich habe bisher geglaubt, daſs es nur die Gegenſtände um mich her zu vergrößern ſcheine, da ich an mir ſelbſt durchaus keine Veränderung wahrnehmen kann; auch ſcheint Ihr mir, wenn ich auf Eure ſchöne Geſtalt blicke, um Nichts kleiner zu ſein, als es die Frauenzimmer im Allgemeinen ſind. Gefällt nur, ſchöne Nymphe, daſs es ſich auch wirklich ſo verhält.“ —

„Ihr seid im Irrthum, Prinz," versetzte die Nymphe: „wie wäre es wohl möglich, daſs Ihr in den Kelch einer Blume Euch begeben und von da durch den Stengel bis zu der Wurzel und den unterirdiſchen Gemächern der Nymphe hinabſteigen könntet, wenn Ihr Eure Rieſengeſtalt nicht ablegtet und viele Millionen Mal kleiner würdet, als Ihr es ſonſt ſeid. Ich ſage Euch, daſs nicht bloß wir beide jetzt wegen unſrer geringen Größe den menſchlichen Augen völlig unſichtbar ſind, ſondern daſs auch meine ganze Wohnung mit allen Gemächern nebſt dem Hof und dem Garten, welche dazu gehören, nicht größer iſt, als das kleinſte Sonnenſtäubchen, das in der Luft ſchwimmt und von den Augen eines Menſchen nicht erblickt und unterſchieden werden kann, es ſei denn, daſs es durch Hülfe des Zauberblättchens geſchehe." —

„Jetzt erſt kenne ich den großen Schatz, den ich in dem Zauberblättchen beſitze," verſetzte der Prinz: „da es mir den Genuſs verſchafft, ſo oft ich es will, des Anblicks einer ſchönen Nymphe mich zu freuen, und wenn nur Eure Schweſtern bloß den geringſten Theil Eurer Reize beſitzen, ſo iſt jede von ihnen ſchön genug, um einem Sterblichen die Seligkeit der Götter zu ſchenken, wenn es ihm vergönnt ſein ſollte, den Kuſs der Liebe auf ihren holden Mund zu drücken." —

„Aber warum küſſt Ihr mich denn nicht, Prinz!" fragte ihn die Nymphe.

„Schöne Nymphe," verſetzte der Prinz: „ich glaubte nicht, daſs ich dieſer Kühnheit mich unterwinden dürfte." —

„Weder ich, noch irgend eine meiner Schweſtern wird Euch das verwehren," verſetzte die Nymphe: „ſondern jede wird ſich glücklich ſchätzen, wenn Ihr ſie Eurer Liebe werth haltet." —

„Wenn dem ſo iſt," verſetzte der Prinz, indem er die

Nymphe ſanft auf ſeinen Schoß hinüberzog, „ſo erlaubt, daß ich dieſe ſchönen Lippen mit meinen Küſſen bedecke," und mit dieſen Worten drückte er die feurigſten Küſſe auf ihren Mund, welche die Nymphe eben ſo feurig erwiederte. Als aber der Prinz in ſeiner Liebe zu ſtürmiſch wurde, wand ſie ſich aus ſeinen Armen und ſprach: „Nein, Prinz, das darf nicht ſein. Wenn Ihr mir aber den Duft aus dem Kelch der Roſe ſchenken wollt, ſo will ich mich wohl mit Euch vermählen." —

„Und auf welche Weiſe ſoll ich denn dieſes vollbringen?" fragte ſie der Prinz.

„Wenn Ihr Euch in den Kelch der Roſe niederlaſſt," ſprach ſie: „ſo werdet Ihr darin Gefäße entdecken, welche eine Flüſſigkeit enthalten, die ſüßer iſt, als der Morgenthau, wovon die Nymphen der Blumen ſich nähren. Trinkt von dieſer Flüſſigkeit zur Genüge, und kommt dann in meine Wohnung zurück, damit ich von Euren Lippen, wenn Ihr mich küſſt, den ſüßen Duft der Roſe empfange."

Der Prinz begab ſich alsbald aus dem Kelch der Nelke in den der Roſe, wo er in der obern Halle mehre Gefäße in den Niſchen an den Wänden hingeſtellt fand, wovon jedes mit einem Deckel verſehen war; er hob einen derſelben ab und ſchlürfte von dem in dem Gefäße befindlichen Saft ein, der in der That ein ſo angenehmes Getränk war, daß, als er das Gefäß geleert hatte, ihn verlangte, noch ein andres zu öffnen. Kaum hatte er aber von dem zweiten Gefäße den Deckel abgehoben, als plötzlich ihm zur Seite die Nymphe der Roſe, ein einfach roſagekleidetes Mädchen, aber von wunderlieblicher Schönheit, ſtand. „Ei! ei! Prinz Wunderſchön," ſprach ſie: „iſt das feine Sitte, daß Ihr in meiner Vorhalle meine Roſengefäße leert, ohne Euch vorher bei mir ſelbſt eingeführt zu haben! Gewiß hat irgend eine ſchöne Nymphe,

die um Eure Gunſt buhlt, Euch bisher geſchickt und Euch zu dieſem Diebſtahl verleitet." — „Es iſt in der That, wie Ihr ſagt, mein ſchönes Roſenmädchen," verſetzte der Prinz: „wenn ich mich aber irgend eines Verſehens habe zu Schulden kommen laſſen, ſo bitte ich Euch, mir dafür eine Buße aufzuerlegen, der ich alsdann willig mich unterziehen will." — „Ich halte Euch beim Wort," verſetzte die Nymphe: „und verlange von Euch, daſs Ihr mir morgen den Duft aus dem Blumenkelch der Nelke ſchenkt." Der Prinz verſprach zu thun, was die Nymphe von ihm verlangte und bat ſie dann, zu erlauben, noch einen Trunk von dem herrlichen Saft aus ihrem Roſengefäße zu thun. Sie erlaubte ihm dieſes nicht bloß, ſondern reichte ihm auch einen Becher, um damit zu ſchöpfen; und als er das zweite Gefäß geleert hatte, drang ſie in ihn, auch noch das dritte zu verſuchen; der Prinz ließ ſich dazu nicht lange überreden, ſondern leerte mit Wohlgefallen auch noch das dritte Gefäß, worauf er aber ſeinen Durſt nach dieſer ſüßen Flüſſigkeit völlig geſtillt fühlte. Er nahm jetzt von der Roſennymphe Abſchied und begab ſich wieder zurück zu der Nymphe der Nelke. „Nun Prinz," fragte ſie ihn: „habt Ihr zur Genüge von dem Roſenſafte geſchöpft?" Der Prinz antwortete hierauf mit Ja und erzählte ihr ſein Zuſammentreffen mit der Roſennymphe, und daſs er ihr hatte verſprechen müſſen, ihr morgen den Duft aus dem Kelch der Nelke zu ſchenken, welches ihm denn die Nymphe auch gern erlaubte. Unter Küſſen und Tändeln verſchwand ihnen der Reſt des Tages, und als es Abend geworden war, führte die Nymphe den Prinzen in ihr Schlafgemach, wo dieſer die Nacht über an ihrer Seite ſchlief. Er umarmte die Nymphe zärtlich und ſchenkte ihr den ſüßen Duft aus dem Kelch der Roſe. Da neigte ſich die Roſe herab und ſchüttete ihren Blüthenſtaub

in den Honigkelch der Nelke, und das Lüftchen kam und trug es fort und web'te es in die Erde, und es wuchs daraus die Rosennelke hervor. Als der Prinz am andern Morgen erwachte, war sein erster Gedanke, ob nicht die Nymphe gleich den Mädchen im Liebesthal, die Nacht über gealtert und dahingewelkt sei, und ob nicht ihn selbst ein ähnliches Schicksal betroffen habe. Als er aber die Nymphe an seiner Seite noch in dem vollen Glanz ihrer gestrigen Schönheit erblickte und auch an sich selbst keine Veränderung wahrnahm, war plötzlich seine Furcht wieder verschwunden; auch erinnerte er sich der Worte der Blumenkönigin, welche ihm gesagt hatte, daß das Zauberblättchen keine Gefahr bringe. Die Nymphe schlug jetzt ihre schönen Augen auf und blickte den Prinzen mit einem verschämten Lächeln an; er aber bedeckte ihre Lippen bald wieder mit seinen Küssen, und unter zärtlichen Umarmungen verschwanden ihnen die flüchtigen Morgenstunden, bis endlich die Sonne, welche den Kelch der Nelke bereits völlig wieder geöffnet hatte, ihren hellen Glanz auf das Lager der Liebenden warf, von welchem sie sich jetzt eiligst erhoben. Die Nymphe trat nun mit ihrem Becher in der Hand in den Kelch der Blume und schöpfte von dem erfrischenden Morgenthau, von welchem sie auch dem Prinzen einen Becher reichte. Als er denselben geleert hatte, fühlte er sich davon so gestärkt, als hätte er die vollkommenste Mahlzeit gehalten und bedurfte auch für den ganzen Tag keiner andern Nahrung. Hierauf führte die Nymphe den Prinzen zu einem Morgenspaziergang in ihren Garten. Derselbe war mit Blumen von allen Arten angefüllt, besonders aber blüh'ten hier die Nelken in tausendfarbiger Pracht und Schönheit.

„Und wird denn auch jede dieser Blumen von einem lebendigen Wesen bewohnt?" fragte der Prinz die Nymphe.

„Ohne Zweifel," erwiederte sie: „aber vergebens würdet Ihr zu Eurem Zauberblättchen Eure Zuflucht nehmen, um in ihren Kelch zu gelangen, oder es müßte Euch denn die Blumenköniginn noch ein andres Zauberblättchen geschenkt haben, das Euch noch unendliche Male mehr verkleinert, als das, wodurch Ihr in meine Wohnung gelangt seid. Ich selbst habe nie eine Nymphe dieser Blumen entdecken können, obwohl ich nicht bezweifle, daß auch jede von ihnen ihre Bewohnerinn hat." —

„Und vielleicht auch einen Blumengarten, wie der ist, in welchem wir jetzt lustwandeln," versetzte der Prinz.

„Das ist sehr wahrscheinlich," entgegnete die Nymphe: „indem eine jede meiner Schwestern ihren eigenen Blumengarten hat." —

„Und eine jede Blume in jenem Garten wäre dann vielleicht ebenfalls von einer Nymphe bewohnt, die wieder ihren Blumengarten hätte, und so immer weiter fort," versetzte der Prinz, und seine Gedanken geriethen hier in ein Labyrinth, aus welchem er sich nicht mehr herauszufinden vermochte.

„Ich glaube, daß dem wirklich so ist," versetzte die Nymphe: „denn die Natur ist in ihren Bildungen unendlich und läßt auch nicht den kleinsten Raum unbenutzt, um ihn mit Wesen anzufüllen, die sich ihres Daseins freuen. Wie weit aber das Gebiet ihrer Wunder sich erstreckt, hat sie, gewiß aus der weisesten Absicht, unsern Blicken verborgen und nur die Ahnung davon in unsre Seele gelegt." —

„Und Was wird einst Euer Loos sein, schöne Nymphe, wenn Eure Blüthenzeit dahin ist?" —

„Dann verschließen wir uns in unsre unterirdischen Gemächer und versinken in einen sanften Schlummer, aus welchem wir erst mit der Wiederkehr des Lenzes erwachen, wenn sich aus unsrer Blume neue Blätter und Blüthen entfalten." —

„Wenn aber einmal dieſe Blume aufhört, neue Blüthen zu treiben, und dahinwelkt und abſtirbt, wie dann?“ —

„Dann verwelken wir mit ihr und ſinken in einen tiefen Schlummer, aus welchem wir nicht wieder erwachen.“ —

„Und iſt dieſes Euer letztes Entſchlummern denn nicht ſchmerzhaft?“ —

„Ich vermuthe es nicht; denn wenn dieſe Zeit herannah't, habe ich meine Schweſtern nur über eine große Mattigkeit klagen hören und über eine Neigung, beſtändig zu ſchlummern; ſie erwachen zuletzt nur noch in langen Zwiſchenräumen, und endlich, wenn ihre ganze Blume dahingewelkt iſt, gar nicht mehr.“ —

„Wenn aber aus der noch grünen Wurzel nach einiger Zeit ein neuer Stengel mit neuen Blättern und Blumen hervorwächſt?“ —

„Dann erwachen ſie zu neuem Leben und freuen ſich wieder ihres Daſeins.“ —

„Und können ſie ſich alsdann noch der Vergangenheit erinnern?“ —

„Sie liegt oft hinter ihnen, wie ein dunkler Traum; doch ſind ſie ſich derſelben, wenn oft auch nur unklar, bewußt.“

Die Nymphe erzählte dem Prinzen, während beide Hand in Hand durch die breiten Gänge und Alleen des Gartens wandelten, noch Manches aus dem Reiche der Blumen und von der Natur und dem Leben der Nymphen, die ſie bewohnten, bis ſie ihn endlich erinnerte, daß die Sonne ſchon hoch im Mittag ſtände, und die Nymphe der Roſe ihn gewiß ſchon längſt erwartet hätte. „Wenn Ihr mich nach vierzehn Tagen wieder beſuchen wollt,“ ſagte ſie zu ihm: „ſo kennt Ihr Euer Töchterchen ſehen und mir ſagen, wie es Euch gefallt.“ Der Prinz begab ſich nun zurück in den Kelch, wo er einige Se

säße des süßen Nelkensaftes leerte, und einige Augenblicke darnach befand er sich in dem Kelch der Rose. Er stieg die breiten Treppen hinab, die zu den Gemächern der Nymphe führen; aber die Treppen schienen kein Ende nehmen zu wollen; denn so oft er eine Abtheilung von hundert Stufen zurückgelegt hatte, begann wieder eine neue, die um nichts kürzer war, und darnach wieder eine andre, und so fort, bis er endlich fast athemlos auf dem Flur anlangte. Er klopfte an eine der Thüren, welche die Gemächer der Nymphe öffneten; da er aber keine Antwort erhielt, trat er hinein. Er befand sich in einem großen, sehr reich meublirten Saal. Alle Meubeln aber hatten die Farbe der Rose, und von derselben Farbe war auch der Grund der Tapeten an den Wänden, und die die darauf befindlichen Blumen waren nur dadurch kenntlich, daß sie ein höheres, oder tieferes Roth schillerten und sich dadurch auf der Grundfarbe hervorhoben; eben so verhielt es sich mit den Bezügen der Stühle und des Sopha's; die Vorhänge vor den Fenstern aber hatten nur die einfache Farbe der Rose, eben so auch der Fußteppich. Hiedurch wurde nun im ganzen Saal ein angenehmer Rosenschimmer verbreitet, und selbst die Luft, die man einathmete, schien ein süßer Rosenduft zu sein. Das Zimmer war sonst leer, hatte aber viele Thüren, welche wieder andre Zimmer nach verschiedenen Richtungen hin öffneten. Der Prinz betrat eins derselben, das mit wenigen Veränderungen auf eine ähnliche Art meublirt war, wie das erste. Aber auch in diesem Zimmer fand er Niemand. Er schritt daher noch durch mehre andre fort, deren innere Einrichtung überall an die der ersten Zimmer erinnerte, nur daß die Form der Meubeln eine größere oder geringere Verschiedenheit darbot. Der Prinz hatte schon eine große Menge der Zimmern durchschritten, ohne noch die Be

wohnerinn derſelben entdeckt zu haben, und er wußte nicht, in in welcher Richtung er weiter vordringen ſollte, da jedes der Zimmer mehre Ausgänge nach verſchiedenen Seiten hatte. Er ſchritt indeß auf gutes Glück weiter fort und war höchſt erſtaunt über die Menge der Zimmer, deren Anzahl ſich immer zu verdoppeln ſchien, ohne daß er das Ende derſelben erreichen konnte. Endlich da er vom langen Wandern bereits anfing, müde zu werden, beſchloß er, wieder nach dem Eingang zurückzukehren, in der Hoffnung, dort vielleicht die Nymphe zu finden: aber dieſes war keine ſo leichte Sache, und er mußte bald den Verſuch gänzlich aufgeben, weil er nicht mehr wußte, nach welcher Seite hin er ſich wenden ſollte. Er ſah ſich in ein Labyrinth von Zimmern verwickelt, aus welchem es ihm unmöglich war, ſich herauszufinden. Das Zauberblättchen konnte ihm hiebei auch keine Dienſte leiſten; denn da es nur die Eigenſchaft hatte, zu verkleinern, aber nicht die, zu vergrößern, ſo konnte er durch Hülfe deſſelben ſeinen Kerker nicht zerſprengen, obwohl er ſehr ernſtlich die Abſicht hatte. Er hätte Viel darum gegeben, ſeine natürliche Größe wieder zu erlangen; aber dieſes war, ſo lange er ſich im Innern des Roſenſtrauchs befand, unmöglich, und doch dünkte er ſich um Nichts kleiner, als er es ſonſt war, und es ſtieg öfter der Zweifel wieder in ihm auf, ob nicht durch das Zauberblättchen die Gegenſtände um ihn her nur vergrößert würden, während er ſeine natürliche Größe behalte; denn es ſchien ihm faſt unmöglich, ſo unendlich viele Male verkleinert werden zu ſein, daß er in einem ſo geringen Raum, der mit dem kleinſten menſchlichen Maße nicht zu meſſen war, ſich verirren konnte; dennoch aber konnte er ſich die Wahrheit davon nicht verbergen und mußte ſich geduldig in ſein Schickſal finden. Langſameren Schrittes wanderte er noch durch mehre Zimmer

fort, als er endlich in eins gelangte, welches das Schlafgemach der Nymphe zu ſein ſchien; denn es befand ſich in demſelben ein Ruhebett mit einem Himmel und roſenfarbenen Vorhängen, ſowie ein kleiner Tiſch mit verſchiedenen Toilettenſachen. Er beſchloß nun, in dieſem Zimmer zu verweilen, bis die Nymphe erſcheinen würde, und da er von dem langen Wandern müde war, ſtreckte er ſich auf die weichen Riſſen des Bettes hin, worauf er bald in einen ſanften Schlummer ſank. Als er die Augen wieder öffnete, fand er ſich in völliger Dunkelheit, aber noch immer allein. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, bis endlich die Nymphe erſcheinen würde, was denn auch bald darauf geſchah. Die Thür öffnete ſich, und die Nymphe trat mit einer brennenden Wachskerze in der Hand ein. Wie ſehr erſtaunte ſie aber, in ihrem Bette den Prinzen Wunderſchön zu erblicken, der, wie ſie glaubte, noch in den Armen ſeiner Nelkenſchöne verweile.

„Verzeih't, meine ſchöne Nymphe," ſprach der Prinz, indem er ſich von ſeinem Lager erhob, „daſs ich ohne Eure Erlaubniſs mich Eurer Ruheſtätte bedient habe; denn ich hatte mich in Euren Zimmern, deren Zahl Legion iſt, verirrt, ſo daſs ich den Ausgang nicht wiederzufinden vermochte, und da ich vom langen Wandern müde geworden war, hat mich endlich hier der Schlaf überwältigt." —

„Ihr ſeid ein ſonderbarer Menſch," verſetzte die Nymphe: „erſt ſchleicht Ihr Euch, wie ein Dieb, in meine Wohnung, um meine Roſengefäße zu leeren, und darnach, indem Ihr mir einen Beſuch abſtatten wollt, geht Ihr in mein Schlafzimmer und legt Euch ſchlafen. Ich muſs geſtehen, daſs dieſes eine eigene Art iſt, ſich bei einer Dame einzuführen." —

„Das iſt es allerdings," verſetzte der Prinz, indem er

selbst über sein Abenteuer lachen mußte: „aber messt die Schuld dem Schicksale und meiner gänzlichen Unerfahrenheit in dergleichen Angelegenheiten bei, schöne Nymphe.“ —

„Ihr müsst,“ versetzte die Nymphe: „erst spät in meine Wohnung gekommen sein; denn ich habe Euch bis um den Mittag in meinem Vorzimmer erwartet; da Ihr aber nicht eintraft, glaubte ich, daß die schöne Beherrscherinn der Nelke Euch noch für den heutigen Tag würde festgehalten haben, und Ihr in ihren Armen das Rosenmädchen und Euer Versprechen vergessen hättet.“ —

„Daß dem nicht so ist, schöne Nymphe,“ versetzte der Prinz: „davon habt Ihr jetzt den Beweis, und ich hoffe, Euch hievon bald noch mehr zu überzeugen.“ Mit diesen Worten ergriff er die Hand der Nymphe und drückte sie an seine Lippen.

„Was fang' ich aber jetzt mit Euch an?“ sprach die Nymphe: „Ich komme eben, um mich zur Ruhe zu begeben, und Ihr habt Euch bereits durch den Schlummer erquickt und könnt doch nicht ewig in meiner Wohnung fortschlafen wollen.“ —

„Wenn es in Euren Armen geschehen könnte,“ versetzte der Prinz: „so möchte ich wohl ewig fortschlafen.“ —

Der Morgen warf bereits seinen hellen Rosenschimmer durch die Vorhänge des Bettes, auf welchem noch in seliger Umarmung die Liebenden ruh'ten, als endlich die Nymphe sich den Küssen des Prinzen entzog und wieder in ihren zartgewebenen Rosenflor schlüpfte, worauf auch der Prinz alsobald das Lager verließ. Aus der süßen Umarmung aber war in der Nacht die Nelkenrose hervorgegangen.

Nachdem die Nymphe dem Prinzen einen Becher des frischen Morgenthau's gereicht hatte, den sie in ihrem Reich

schönste, begaben beide sich in den Garten, wo sie Arm in Arm geschlungen und unter traulichen Gesprächen die heitern Morgenstunden verbrachten.

„Schöne Nymphe," begann jetzt der Prinz: „ich bewundre, Was Ihr mir von der Mannichfaltigkeit der Blumen und ihrer schönen Bewohnerinnen gesagt habt. Ich begreife aber immer noch nicht, wie mit einer Blume, die aus der Erde hervorwächst, auch eine Nymphe erzeugt werden kann, die doch, wie ich gehört habe, göttlichen Ursprunges sein soll." —

„Das ist sie darum auch nichts desto weniger," versetzte die Nymphe; „denn ich, sowie die meisten meiner Schwestern, die in diesem Garten blühen, sind Töchter der reizenden Göttin Flora. Die Geschichte unsers Ursprunges ist nämlich folgende:"

„Als Zephyr seine Vermählung mit der Göttinn Flora feierte, war die Erde noch leer von Blumen und Gräsern, und kein Vogel wiegte sich in den grünen Zweigen der Bäume und in ihren Blüthen. Da geschah es, daß Flora aus der Umarmung ihres Gemahls eine Tochter von wunderlieblicher Schönheit gebar, welche aber so zart war, daß sie die Luft des Himmels nicht einathmen durfte. Da erschuf die Göttinn die erste Blume, die unvergängliche Rose, und erfüllte sie mit lieblichem Duft und versenkte in ihren Kelch ihr zartes Töchterchen, daß sie den milden Duft einathme, und sprach: „Diese Blume soll Deine Wohnung sein und, wie Du, in unvergänglicher Schönheit blühen und soll nach Deinen Namen Rose heißen." Zephyr aber spottete über das zarte Töchterchen, das die Göttin, um es zu erhalten, in eine Blume verbergen mußte, und sprach: „Ich hätte geglaubt, daß aus Deinem Schoß mir ein Gott erstehen würde, der die Zierde

des Olymps werde, und siehe, Du gebierst mir ein Töchterchen, das so zart ist, nicht einmal die Luft des Himmels einathmen zu dürfen." Flora aber erwiderte: „Wie kann mein Schoß Dir geben, Was er nicht empfangen hat? Wäre die Kraft in Dir selber gewesen, dann würde ich nicht ein zartes Töchterchen, sondern einen Gott Dir geboren haben." Darüber erzürnte Zephyr und sprach: „Wohlan, ich will es Dir beweisen, daß nicht mein, sondern Dein die Schuld ist. Ich will ein irdisches Mädchen umfangen, und aus ihrem Schoß soll mir ein Gott erstehen." Flora aber erwiderte: „Auch ich will es Dir beweisen, daß nicht mein, sondern Dein die Schuld ist. Ich will einen irdischen Jüngling umarmen, und mein Schoß soll ihm einen Gott gebären." Ein jeder that nun, wie er gesagt hatte. Zephyr umarmte ein irdisches Mädchen; aber sie gebar ihm keinen Gott, sondern ein Töchterchen, das so zart war, daß es die Luft des Himmels nicht einathmen durfte, und Zephyr schuf, um es zu erhalten, die Eiche und verbarg es in dieselbe, und dieses Töchterchen war die erste Dryade, welche ihren Baum bewohnt. Flora aber umarmte einen irdischen Jüngling und gebar wieder ein Töchterchen, welches so zart war, daß es die Luft des Himmels nicht einathmen durfte, und sie schuf die vergängliche Rose und verbarg es in dieselbe, und von dieser Rose stammen alle übrigen Rosen ab. Zephyr aber fuhr fort, die Töchter der Erde zu umarmen, in der Hoffnung, daß eine von ihnen einen Gott ihm gebären würde, welche Hoffnung aber niemals erfüllt ward, und aus diesen Umarmungen sind alle Dryaden entstanden, welche die Wälder und die einzelnen Bäume auf den Feldern und in den Gärten bewohnen. Flora hingegen umarmte die schönsten Jünglinge der Erde in derselben Absicht und erzeugte mit ihnen die Nymphen, welche

die mannichfaltigen Blumen bewohnen, die jetzt überall die Zierde der Gärten sind.“ —

„Und wie gelang es denn Zephyr,“ fragte der Prinz: „so viele irdische Mädchen, und der Flora, so viele irdische Jünglinge zu überreden?“ —

„Zephyr,“ entgegnete die Nymphe: „verwandelte sich, sobald er ein schönes Mädchen erblickte, in ein Lüftchen und spielte mit dem Flor, das ihren Busen bedeckte, bis es ihm gelang, hineinzuschlüpfen. Wenn dann das schöne Mädchen am Abend ihr Kämmerlein hinter sich verschloss und auf ihr Lager hinsank, verwandelte er sich plötzlich an ihrer Seite in einen schönen Jüngling und umarmte sie; am Morgen aber verließ er sie leichtsinnig und flatterte wieder als ein Lüftchen davon. — Flora hingegen, wenn sie am Wege einen reizenden Jüngling erblickte, verwandelte sich in eine schöne Blume, die dann der Jüngling abpflückte und mit sich fortrug. Sobald er aber am Abend sein Lager eingenommen hatte, lag sie an seiner Seite als eine schöne Jungfrau, die dann der Jüngling umarmte. Am morgen aber war sie wieder verschwunden; doch sah der Jüngling wenige Tage hernach in seinem Garten eine schöne Blume aufblühen, deren Anblick ihn entzückte und ahnte wohl, dass es ein Geschenk der holden Jungfrau sei, die ihn beglückt hatte.“ —

„Und die Blumen auf dem Felde,“ versetzte der Prinz: „sind auch die Töchter der schönen Göttin Flora?“ —

„Nein,“ versetzte die Nymphe lächelnd: „das sind Töchter der Blumenköniginn, welche die unvergängliche Rose bewohnt. Die Göttinn Flora hatte nur die Gärten ausgeschmückt und über die Felder einen grünen Rasenteppich gelegt, damit ihre zarten Füße ihn betreten konnten, wenn sie auswanderte, um schöne Jünglinge aufzusuchen. Als aber

ihre Tochter Rosa zur holden Jungfrau aufgeblüh't war und nun die Luft des Himmels einathmen durfte, sprach sie: „Meine Mutter hat die Erde verschönert, indem sie die Gärten mit tausendfarbigen Blumen ausgeschmückt hat; ich aber will die Felder und Wiesen ebenfalls mit Blumen schmücken, damit das Auge der Sterblichen überall mit Wohlgefallen verweile," und darauf schritt sie, als Schäferinn gekleidet, in die Thäler hinab und trieb eine Heerde Lämmer vor sich her. Die Schäfer auf der Flur erstaunten über die Schönheit der fremden Schäferinn und wusten nicht, woher sie gekommen war; die schönsten bewarben sich um ihre Gunst, und wenn sie ihnen dieselbe geschenkt hatte und wenige Tage darnach ein Töchterchen gebar, hüllte sie es in eine Blume ein, die dann die Schäferflur schmückte; sie selbst aber verschwand mit ihren Lämmern und erschien darnach in einem andern Thal, wo andre Schäfer ihre Heerden weideten, welche sie dann ebenfalls beglückte, und wenn sie darnach verschwand, neue Blumen zurückließ; und so fuhr sie fort, bis sie alle Felder und Wiesen mit Blumen bedeckt hatte, wovon manche an Schönheit den Gartenblumen Nichts nachgaben und jetzt auch zum Theil in denselben gezogen werden. Von den schönen Stunden aber, die sie den Schäfern geschenkt hatte, ist hiernach der Name Schäferstündchen entstanden, obwohl man jetzt damit nicht immer die seligen Stunden der Schäfer, sondern der Liebenden überhaupt bezeichnet."

Der Prinz erstaunte über Alles, was er aus dem Munde der Nymphe hörte. Eine ganz neue Welt war vor seinen Blicken aufgegangen, von der er bisher nie eine Ahnung gehabt hatte, und er konnte nicht umhin, der Rosennymphe seinen Wunsch zu äußern, auch einmal die Bekanntschaft der Töchter der schönen Rosa zu machen, worauf diese ihm erwie-

bat, daß sie ihn dann nicht länger in ihrer Wohnung zurückhalten wolle, da die Mittagsstunde schon längst vorüber sei, und er sich beeilen müsse, in den Wald zu kommen, ehe noch die Dunkelheit einfiele.

Der Prinz nahm nun von der reizenden Nymphe Abschied, stieg wieder die unendlich langen Treppen hinauf in die Vorhalle und leerte dort noch einmal die Rosengefäße der Nymphe, sowie er hiernach jedesmal, wenn er eine Nymphe verließ, von dem Safte trank, den dieselbe in ihren Gefäßen bewahrte, um den Duft, den er damit einathmete, ihrer schönen Schwester zu schenken, die ihm, wie er wohl bemerkt hatte, ohne dieses nimmer die höchste Gunst gewähren würde. Als er sich außer dem Kelch der Rose befand, trat er sogleich seine Wanderung in den Wald an, wo die Mannichfaltigkeit der Blumen ihm anfangs die Wahl schwer machte. Endlich beschloß er, sich in den Kelch eines Veilchens zu begeben, welches dort in stiller Verborgenheit blüh'te. Die Treppe, die zu der Wohnung der Nymphe führte, war schnell zurückgelegt, und er klopfte an die Thür ihres Zimmers. Sogleich trat aus derselben ein liebliches blau gekleidetes Mädchen hervor, das ganz außer sich vor Verwunderung war, einen schönen Jüngling in ihrer Wohnung zu erblicken. Als der Prinz ihr aber gesagt hatte, Wer er sei, und wie es ihm durch Hülfe des Zauberblättchens, das ihm die Blumenköniginn, ihre holdselige Mutter, geschenkt habe, möglich geworden, in die Wohnung ihres lieblichen Töchterchens zu gelangen, rief sie: „O, das ist schön! das ist herrlich! Ich habe schon so oft gewünscht, einen schönen Jüngling zu sehen, aber ich habe nie geglaubt, daß mein Wunsch je erfüllt werden könne. Der Prinz zog sie auf seinen Schoß und drückte einen Kuß auf ihr rothes Mündchen. „Aber hat meine Mutter Euch das

auch erlaubt?" fragte sie ganz beschämt. „Eure Mutter hat mir erlaubt, Euch recht lieb zu haben," versetzte der Prinz: „sofern ich Euch etwa nicht missfalle." — „Ach nein," versetzte sie: „im Gegentheil, Ihr gefallet mir sehr. Ihr seid so schön und habt gar herrliche blonde Locken, als wärt Ihr auch eine junge Nymphe. Werdet Ihr wohl böse, wenn ich mit dieser Locke ein wenig spiele?" — „Ganz und gar nicht, liebes Mädchen," versetzte der Prinz: „aber Ihr werdet doch auch nicht böse, wenn ich diesen neidischen Flor, der Euern schönen Busen verhüllt, hinwegnehme?" — „Ach, ich weiß nicht, ob sich das wohl schickt," sagte das Mädchen. — „Warum denn nicht?" versetzte der Prinz: „uns sieht ja Niemand, und ich will es gewiss nicht nachsagen." — „Wenn Ihr mir das versprecht," sagte das Mädchen: „so will ich es Euch wohl erlauben." Der Prinz zog hierauf den Flor hinweg und küsste die beiden Wölbungen der schönen Brust und drückte das liebliche Mädchen mit Innigkeit an sich. „Habt Ihr mich denn so lieb?" fragte sie ihn: „dass Ihr mich so küsst und mich an Eure Brust drückt?" — „Ich habe Euch recht sehr lieb," versetzte der Prinz: „aber habt Ihr mich denn nicht auch lieb?" — „Ach ja, ich liebe Euch auch recht sehr," versetzte sie und schlang ihre zarten Arme um seinen Nacken; plötzlich aber hielt sie inne, als hätte sie zu Viel gewagt, stand dann auf und sagte: „Schöner Jüngling, ich darf Euch wohl nicht länger in meiner Wohnung zurückhalten, so angenehm mir auch Eure Gesellschaft ist; denn es fängt schon an zu dunkeln, und Ihr müsst Euch daher beeilen, wenn Ihr Euch nicht in der Dunkelheit im Wald verirren wollt." — „Mein holdes Mädchen," versetzte der Prinz: „ich habe gar nicht die Absicht, Euch noch diesen Abend zu verlassen, sondern gedenke, die Nacht in Eurer Wohnung zuzubringen, sofern Ihr es

mir nämlich erlauben wollt." — „Ach," sprach das Mädchen mit großer Verlegenheit: „ich habe nur ein Schlafkämmerchen und darin nur ein Bettchen, worin ich selbst schlafe, und bin daher nicht im Stande, Euch in meiner Wohnung ein Lager zu bereiten." — „Seid deßwegen unbekümmert," versetzte der Prinz: „ich werde mit Euch zusammen in Eurem Bettchen schlafen." Das Mädchen legte den Finger auf den Mund und schien ernstlich nachzudenken; endlich sprach sie: „Aber Ihr müsst das ja nicht meinen Schwestern wiedererzählen, daß Ihr mit mir zusammen in einem Bettchen geschlafen habt; denn sie würden mich sonst ausschämen." — „Gewiß nicht," versetzte der Prinz: „ich gebe Euch mein Wort." Das Mädchen war nun beruhigt, und der Prinz schlief die Nacht über mit ihr zusammen in einem Bettchen und hatte noch vielfach Gelegenheit, die Bescheidenheit und Unschuld des lieblichen Wesens zu bewundern. Als er sie am andern Morgen verließ, bat sie ihn noch einmal recht dringend, es doch ja Niemand wieder zu erzählen, daß er mit ihr zusammen in einem Bettchen geschlafen habe. „Wenn Ihr mir das gewiß versprechen wollt," fügte sie hinzu: „so mögt Ihr nur wiederkommen, und ich will dann gern noch öfter mit Euch zusammen in einem Bettchen schlafen; aber wenn Ihr Euer Wort nicht haltet, dann thu ich es gewiß nicht." Der Prinz versicherte ihr noch einmal, es Niemandem sagen zu wollen und versprach recht fleißig wiederzukommen, was er denn auch nicht unterließ, obwohl er in der Zwischenzeit auch häufig andern Nymphen, sowohl im Garten, als im Walde, seine Besuche abstattete. Aus der Umarmung der schönen Nymphe des Veilchens aber wuchs das Rosenveilchen*)

*) Viola odorata.

hervor, ein wohlriechendes Blümchen mit dunkelblauem Grunde, über welches ein röthlicher Schimmer gegossen ist. —

Ein sehr schönes Mädchen war die Nymphe der Lilie, welche der Prinz eines Tages besuchte. In ihrer Wohnung war Alles schneeweiß. Sie selbst trug ein Kleid von glänzend weißem Atlas, mit zwei breiten Volants und großen Zacken versehen; das ausgeschnittene Leibchen hatte gezackte Revers und sehr viele Falten, ohne doch die Taille stark erscheinen zu lassen, mäßig weite Ärmel und innen eine sogenannte Nonnenguimpe mit einem schmalen gestickten Bündchen, das nebst einer schmalen Spitze die Einfassung bildete; die Schuhe, welche sie trug, waren von weißem Taffet mit einer Einfassung von schmalen Spitzen. Das blonde Haar wallte ihr in freien Locken um den Nacken. Als der Prinz in ihr Zimmer eintreten wollte, bat sie ihn, vorher ein Paar feine weiße Morgenschuhe anzuziehen, die sie ihm reichte, und die seinigen auf dem Flur zurückzulassen, damit er nicht ihren Fußboden beschmutzte, der mit einem ebenfalls blendend weißen Teppich belegt war. Der Prinz hatte sich schon ihr zur Seite auf dem Sopha niedergelassen, der mit schimmernder Grenadine bezogen war, als sie zufällig entdeckte, daß an seiner Hand Etwas von dem Blüthenstaub klebte, den er oben in der Vorhalle abgestreift hatte. Sie reichte ihm daher ein Schälchen mit klarem Lilienwasser, sich den Staub abzuwaschen, und trocknete ihm dann die Hände mit einem feinen weißen Handtuch ab, damit er nicht, wenn er ihr Kleid anfaßte, dasselbe etwa beschmutzen möchte. Erst als dies geschehen war, erlaubte sie dem Prinzen, ihr Liebkosungen zu erzeigen; doch war sie immer so besorgt, ihr Kleidchen zu zerknüllen, daß sie beständig mit der Hand die Falten wieder ausstrich, die der Prinz zufällig darin gemacht hatte. Der Prinz verträumte

in ihrer Wohnung eine schöne Nacht und war von ihren Liebkosungen so entzückt, daß er nicht unterließ, auch sie während seines Aufenthaltes im Regenthal noch öfter zu besuchen. Als er das erste Mal ihre Wohnung verließ und sie um ein Kelchglas bat, um damit von dem Liliensafte in der Vorhalle zu schöpfen, verwunderte es ihn, daß die Nymphe zu ihm sagte, sie habe kein Kelchglas, und er müsse daher den Saft unmittelbar aus dem Gefäße schöpfen. „Wie, schöne Nymphe," sagte der Prinz: „Ihr solltet kein Kelchglas haben? Ihr sagt das gewiß nur zum Scherz; denn womit wolltet Ihr sonst wohl den erfrischenden Morgenthau schöpfen, wovon die Nymphen der Blumen sich nähren?" — „Ich schöpfe davon mit der gehöhlten Hand," versetzte sie: „denn einen Kelch habe ich gewiß nicht, eben so wenig, wie meine Blume ihn hat, und Ihr werdet auch bei der Nymphe der Tulpe, der Hyacinthe, der Narcisse und andern keinen Kelch finden, da ihre Blumen desselben ermangeln; denn die Blume giebt das Bild der Nymphe, und Was jene nicht hat, werdet Ihr auch vergeblich bei der Nymphe suchen."

Einst hatte der Prinz die holde Nymphe der Georginenblume besucht und in ihren Armen ebenfalls eine schöne Nacht verträumt; am Morgen aber schien die Nymphe ganz beschämt und wagte nicht, ihre schönen Augen zu ihm emporzuschlagen; auch weigerte sie sich, irgend weiter eine Liebkosung von ihm entgegenzunehmen. Der Prinz verwunderte sich hierüber und sprach: „Schöne Nymphe, warum zeigt Ihr jetzt ein so schüchternes Betragen gegen mich? Gereu't es Euch, daß Ihr mir Eure Gunst geschenkt habt?" — „Ach, Prinz," sagte sie: „ich schäme mich, in Euren Armen geruht zu haben; denn es ist nicht anders, als ob zwei Mäd-

chen ſich umarmt hatten." — „Wie!" fragte der Prinz, und eine hohe Röthe überflog ſein Geſicht. „Ihr habt," verſetzte die Nymphe: „mir den Duft einer weiblichen Blume geſchenkt, anſtatt mir den Duft einer männlichen Blume zu ſchenken." — „Ich verſtehe Euch nicht, verſetzte der Prinz: „denn ich meine, daſs alle Blumen nur von weiblichen Weſen bewohnt werden." — „Es iſt hier nicht die Rede von den Bewohnerinnen der Blumen," verſetzte die Nymphe: „ſondern von den Blumen ſelbſt, deren einige männliche, andre weibliche, obwohl die meiſten beides zugleich ſind. Ihr aber habt Euch in den Kelch einer weiblichen Blume begeben und mir ihren Duft geſchenkt, worüber ich jetzt erröthen muſs. Hütet Euch aber, ein andermal wieder einen ſolchen Fehler zu begehen; denn wenn es unter den Nymphen der Blumen bekannt würde, daſs der Prinz Wunderſchön ſie täuſcht, ſo würdet Ihr, ungeachtet Ihr das Zauberblattchen der Blumenkenigunn beſitzt, vergebens eine Gunſt von ihnen zu erlangen ſuchen, und Ihr könntet mit aller Eurer Macht ſie nicht zwingen, Euch Etwas zu gewähren, was ſie Euch nicht gutwillig geben wollen." — „Aber wie ſoll ich es denn anfangen, ſchöne Nymphe," verſetzte der Prinz: „um nicht ein andermal wieder in denſelben Fehler zu gerathen, da ich nicht im Stande bin, zu unterſcheiden, welches männliche, und welches weibliche Blumen ſind?" — „Ihr könnt das leicht wiſſen," verſetzte die Nymphe: „denn Ihr dürft nur Acht haben, ob die Blumen mit Staubfäden, oder mit Staubwegen, oder mit beiden zugleich verſehen ſind," und um dem Prinzen dieſes anſchaulich zu machen, führte ſie ihn in den Garten, wo ſie an den Blumen, die dort in voller Blüthe ſtanden, ihm den Unterſchied zeigte.

Es würde zu weit führen, alle Beſuche, welche der Prinz den ſchönen Blumennymphen im Regenthal, ſowohl im Gar-

ten, als im Wald und auf der Heide abstattete, schildern zu wollen, da es ihm oft gefiel, mehre Besuche an einem Tage zu machen, obwohl er mitunter auch eine Nymphe, die ihm besonders gefiel, mehre Male besuchte. So war er namentlich schon einmal wieder bei der Nymphe der Nelke und der Bewohnerinn der Rose und mehrmals bei dem lieblichen Veilchenmädchen gewesen. Alle drei hatten schon allerliebste Töchterchen geboren, die der Prinz auf seinen Knien wiegte und ihnen anmuthige Geschichten erzählte; denn die Töchter der Nymphen wachsen nicht so langsam auf, wie die Töchter der Menschen, sondern wenige Tage nach ihrer Geburt hüpfen sie schon im Garten umher und winden sich schöne Blumenkränzchen und singen sich selbst ein Liedchen, womit sie sich in den Schlaf lullen. Einige von ihnen beziehen noch in demselben Frühling, da sie geboren werden, als aufgeblühte Jungfrauen ihre eigene Wohnung, andre erst den nächsten Frühling, oder noch später, je nachdem sich ihre Blume, die mit ihnen zugleich geboren wird, früher, oder später entfaltet und Knospen und Blüthen treibt. Wenn der Prinz nun die süßen Töchterchen der Nymphen auf seinem Knie wiegte und sie fragte, ob sie auch wohl wüßten, daß er ihr Vater wäre, antwortete das Töchterchen der Nelke: „Nein, mein Vater bist Du nicht, sondern Du bist der Prinz Wunderschön, der das Zauberblättchen der Blumenköniginn hat; mein Vater aber ist die Rose, und meine Mutter die Nelke.“ Das Töchterchen der Rose aber sprach: „Mein Vater ist die Nelke, und meine Mutter die Rose;“ und wirklich konnte der Prinz die Ähnlichkeit nicht verkennen, welche die Töchterchen mit den Nymphen beider Blumen hatten. Die Nymphe des Veilchens konnte sich gar nicht erklären, wie sie zu dem lieblichen Töchterchen gekommen sei, das eines Morgens, als sie in ihrem

Bettchen erwachte, neben ihrer Seite lag und mit ihren Locken spielte. Als der Prinz ihr aber sagte, dass es eine Frucht ihrer Umarmung sei, bat sie ihn recht inständig, sie doch noch öfter zu umarmen, damit sie noch mehr solche kleine Töchterchen bekäme, die dann mit einander spielen könnten.

Es war dem Prinzen aufgefallen, zuweilen auch bei den Nymphen andrer Blumen, die er besuchte, kleine Töchterchen zu erblicken, ohne dass die Nymphe von einem Jüngling war umarmt worden. So sah er einst mehre solche Töchterchen bei der Nymphe einer schönen Aurikel, in deren Wohnung er sich begeben hatte, und meinte, die Nymphe müsse durchaus in den Armen irgend eines schönen Jünglings geruh't haben. Sie versicherte ihm aber, dass dem nicht so sei, sondern dass diese Töchterchen bloß die Frucht ihrer süßen Träume wären. „Wenn unsre Blüthenzeit erschienen ist," sagte sie: „vermögen wir nicht, diese Träume zurückzuhalten; dann öffnet sich der Kolben an den Staubfaden in unserm Kelch und schüttet seinen Staub in die Narbe der Staubwege, worauf alsdann die Frucht erfolgt; und wenn wir dann eines Morgens erwachen, erblicken wir an unsrer Seite ein liebliches Töchterchen, das in der Blume, die zugleich mit ihr geboren ward, ihre künftige Wohnung findet. Die Göttin Flora und die Blumenkönigin haben allen ihren Töchtern diese Eigenschaft mitgetheilt, damit sie, weil sie nicht, wie die Töchter der Menschen, schöne Jünglinge umarmen können, auf diese Weise ihr Geschlecht fortpflanzen." —

Eines Abends, als der Prinz zum Mond emporblickte, sah er, dass seine Scheibe bald gefüllt wär, und es durchglüh'te ihn die Freude, wenn er daran dachte, dass er nun bald in seine Heimath zurückkehren und seine geliebte Mutter Rosalinde und seinen theuern Vater und die holde Pathe

Wunsch wieder umarmen dürfte. Lange schon hatte er sich nach den theuren Lieben zurückgesehnt; aber der Befehl der Blumenkönigiun hielt ihn ab, das Regenthal vor der bestimmten Zeit zu verlassen. Er hatte daher auch nicht gewagt, Petermännchen zu besuchen, weil er dann die Grenzen des Regenthals hätte überschreiten müssen, und er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich es sei, Etwas zu thun, das ihm verboten war. Obgleich sich nun der Prinz im Regenthal eigentlich nie langweilt hatte, so wünschte er doch jetzt, die Zeit beflügeln zu können, die ihn wieder in die Arme seiner Lieben zurückführte, und sein Wunsch wurde denn auch auf eine sehr sonderbare Weise erfüllt.

Er hatte sich eines Tages in den Kelch einer schönen rothen Blume begeben, welche eine große Aehnlichkeit mit der Rose hatte, nur daß sie nicht auf einem Strauch, sondern auf einer Pflanze wuchs, die nur einen Stengel trug. Als er auf den Flur gekommen war und an die Thür des Zimmers klopfte, erfolgte von innen keine Antwort. Er wiederholte noch etliche Male sein Klopfen; aber es blieb Alles still. Er glaubte nun, daß sich die Nymphe vielleicht in eines der innern Gemächer begeben hätte, und beschloß daher, hineinzutreten und sie aufzusuchen. In den Zimmern war Alles roth, wie in den Zimmern der Rosennymphe, nur war die Farbe greller und zuweilen mit Violet unterlaufen. Der Prinz war schon durch drei Zimmer fortgeschritten und trat jetzt in ein viertes ein, wo er ein Ruhebett erblickte, wovon die Verhänge zurückgezogen waren. Auf dem Bette lag die Nymphe völlig angekleidet und schien in süßem Schlummer zu ruhen. Ein schönes Kleid von rothem Merino bedeckte die zarten Glieder; um das Leibchen war eine rothe Schärpe mit violetfarbener Stickerei gebunden, deren Enden an dem Kleide

herabhingen: den rechten Arm schmückte ein mit Goldperlen gesticktes Armband. Blonde Locken umschatteten den Nacken, um welchen sich eine Schnur von hellrothen Perlen wand, von deren Glanz der blendend weiße Hals und die halbbedeckte Brust einen röthlichen Schimmer erhielten. Der Prinz stand in Anschauung der holden Nymphe verloren, und es war, als ob der süße Schlummer, der auf dem Antlitz der schönen Tochter Flora's lag, sich auch seiner bemächtigte, und gern hatte er sich neben ihrer Seite auf das weiche Lager niedergelassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, die holde Nymphe zu erwecken. Bei einem leisen Geräusch aber, welches er machte, schlug sie plötzlich die Augen auf, und da sie den Prinzen vor ihrem Bett erblickte, sprach sie: „Ach, verzeiht, Prinz, daß ich Euch nicht in meinem Vorzimmer empfangen habe. Der süße Schlummer hat mich hier gefangen gehalten, und ich habe daher Eure Ankunft nicht bemerkt;" und mit diesen Worten schloß sie wieder das sanfte blaue Auge und schien aufs neue in den Schlummer gesunken zu sein. „Schöne Nymphe," versetzte der Prinz: „ich komme gewiß zur ungelegenen Zeit und störe Euch in Eurem schönen Morgenschlummer." — „Ach nein," versetzte die Nymphe, indem sie halb die Augen wieder öffnete: „Ihr kommt durchaus nicht ungelegen, sondern Eure Gegenwart ist mir im Gegentheil sehr angenehm; aber empfindet Ihr nicht, daß die milde Luft in diesem Zimmer zu süßem Schlummer einladet?" Der Prinz mußte gestehen, daß er dieses wirklich empfand. Eine unbegreifliche Müdigkeit schien sich seiner bemächtigt zu haben, und er hatte Mühe, sich aufrecht und die Augen offen zu halten. „Schöne Nymphe," versetzte er: „es ist ganz, wie Ihr sagt, und ich habe nie eine so große Neigung zu schlafen verspürt, als jetzt." — „O, dann überlaßt Euch dem angenehmen Schlum-

mer an seiner Seite," versetzte sie: „und lasst uns die Stunden der Mittagsschwüle in seliger Ruhe verträumen." Der Prinz bedachte sich nicht lange, ihrer Einladung zu folgen. Als aber an ihrer Seite der Hauch ihres warmen Mundes ihn anweh'te, und sie mit ihrem sanften blauen Auge ihn anblickte, konnte er ungeachtet seiner Müdigkeit doch nicht unterlassen, sie liebend zu umfangen, und es hatte für ihn einen neuen, ganz besondern Reiz, in den Armen der schönen halbträumenden Nymphe zu ruhen, die erst unter seinen Liebkosungen nach und nach völlig aus ihrem Schlummer zu erwachen schien. Sobald aber der Prinz sie umarmt hatte, war seine vorige Müdigkeit gedoppelt wiedergekehrt, und er sank augenblicklich in einen tiefen Schlaf, und auch die Nymphe schlummerte wieder an seiner Seite ein. Beide erwachten darauf zugleich. Wie lange aber der Prinz geschlafen hatte, wußte er nicht zu sagen, eben so wenig, wie die Nymphe es ihm sagen konnte, die noch halb im Schlummer befangen war und erst unter seinen erneuerten Liebkosungen das sanfte Auge wieder aufschlug. Sie nahm hierauf von ihrem Toilettentischchen, der neben ihrem Bette stand, ein Schälchen, das mit einer braunen Flüssigkeit angefüllt war und benetzte damit ihre Lippen, reichte es dann dem Prinzen und bat ihn, sich damit zu erfrischen. Kaum aber hatte dieser davon gekostet, als ihn augenblicklich wieder eine so große Müdigkeit überwältigte, daß er auf das Lager zurücksank, und aufs neue der Schlummer seine Augen schloß. Dieselbe Scene wiederholte sich noch etliche Male, bis endlich der Prinz sich alle Gewalt anthat, um sich von dem Lager emporzurichten, an welches der Schlummer ihn auf ewig bannen zu wollen schien. Taumelnd eilte er dem Ausgange zu, und erst, als ihm in der Vorhalle die frische Morgenluft anweh'te, schien er völlig wieder zu er-

wachen. Er betrachtete, als er sich darauf in seiner natürlichen Größe wieder im Garten befand, die Blume, in welcher er ein so seltsames Abenteuer erlebt, und sahe nun, daß es der schlummerschenkende Mohn war, in dessen Kelch er sich begeben hatte, wodurch er sich nun auch die Ursache seiner großen Müdigkeit zu erklären wußte. Er brachte jetzt den Tag damit zu, das Grab der Dame Benda und ihres Kätzchens zu pflegen, machte dann einen Streifzug durch den Wald und bereitete sich, wie ehedem, sein Mahl auf der Heide und schöpfte von dem erfrischenden Wasser der Quelle. Dieses war die erste eigentliche Mahlzeit, die er seit der Zeit, daß er die Bekanntschaft der schönen Blumennymphen gemacht hatte, wieder im Regenthal hielt; denn der Morgenthau, den ihm die Nymphe aus ihrem Becher reichte, hatte ihn immer für den ganzen Tag völlig gesättigt und gestärkt.

Als der Abend gekommen war, sah der Prinz die volle Scheibe des Mondes am Himmel emporsteigen und erkannte nun, daß er mehre Tage in der Wohnung der ewig schlummernden Nymphe verträumt hatte. Er legte sich dieses Mal in das Bett im Gartenhäuschen schlafen und erhob sich mit dem ersten Morgenstrahl wieder von seinem Lager, um den Weg nach seiner Heimath anzutreten. —

Hinter ihm lag nun das Regenthal mit all seinen Blumen und schönen Nymphen, und das Ganze kam ihm wie ein wunderseltsamer Traum vor, aus dem er erst jetzt erwacht zu sein schien. Der Besitz des Zauberblättchens aber ließ ihn nicht zweifeln, daß er Alles wirklich und wahrhaftig erlebt hatte, und daß er mit demselben einen Schatz gewonnen, der, wie ihm die Hexe Norick versichert hatte, das Köstlichste war, was es unter der Sonne giebt.

Als der Abend anfing zu dämmern, und der Prinz noch

keine Herberge sah, wo er die Nacht über bleiben konnte, beschloß er, sich in den Kelch eines weißen Gänseblümchens zu begeben, das am Wege stand, indem er nicht zweifelte, dort für die Nacht eine Herberge und eine freundliche Wirthinn zu finden. Er hatte sich auch in seiner Erwartung nicht getäuscht; denn kaum war er in dem untern Raum angelangt, als ihm ein kleines freundliches Mädchen in einem einfachen weißen mousselinenen Kleide und mit einer weißen Schürze entgegentrat. Sie war ganz erschrocken, einen fremden Herrn bei sich eintreten zu sehen, doch faßte sie sich bald, machte ein tiefes Knirchen und hieß den Prinzen willkommen. Als er in ihr Zimmer eingetreten war, sagte sie zu ihm: „Ihr müßt gewiß der Prinz Wunderschön sein, der das Zauberblättchen der Blumenköniginn hat; denn sonst kann ich nicht begreifen, wie Ihr in meine Wohnung hättet herabsteigen können.“ — „Der bin ich allerdings, mein schönes Mädchen,“ versetzte der Prinz: „aber es wundert mich, daß man in dieser Gegend schon Etwas von mir weiß.“ — „O, man erzählt ja von nichts Anderm, als von Euch,“ versetzte das Mädchen: „Wenn wir des Morgens in unsern Kelch treten, um von dem Morgenthau zu schöpfen, so ist die erste Frage immer: „Was giebt es Neues vom Prinzen Wunderschön?“ und Wer dann etwas weiß, der erzählt es, und dann geht es von Mund zu Mund über das ganze Land und noch viel weiter, so weit nur die Erde eine Blumennymphe trägt.“ Der Prinz war erstaunt über Das, was er hörte, und noch mehr, da ihm das Mädchen nicht nur viele seiner Abenteuer im Walde, sondern auch die im Garten erzählte, und sogar wußte, daß er die letzte Zeit in der Wohnung der Mohnnymphe zugebracht hatte; denn auf der Mauer des Gartens stand ein kleines Blümchen mit grünröthlichen Blättern und schönen gelben

Blumen, das unter dem Namen der Mauerpfeffer bekannt iſt, das hatte Alles mit angeſehen, Was im Garten vorging, und gehört, Was ſich die Nymphen einander von dem Prinzen erzählten, und es von der Mauer herab den Blümchen im Wald erzählt, und die hatten es dann weiter erzählt, bis es auch zu dem Gänſeblümchen auf der Heide gelangt war, die es wieder andern Blümchen erzählt hatte. Da der Prinz von der Reiſe ſehr müde war, bat er die Nymphe ihn doch bald in ihr Schlafkämmerchen zu führen, damit er ſich ausruhen und morgen bei guter Frühe ſeine Reiſe fortſetzen könne. Das that denn die Nymphe auch, und der Prinz ſchlief in ihrem Bettchen die Nacht über ſo ſanft und angenehm, wie hiernach noch nie wieder ein Prinz auf der Heide geſchlafen hat. Wir dürfen auch nicht verſchweigen, daſs die Nymphe einige Zeit darnach zwei Zwillingstöchterchen gebar, die wegen ihrer Verwandtſchaft mit der Wohnnymphe Blumen bewohnten, wovon die eine ganz rothe, und die andre zum Theil rothe Kronblätter trägt, wie man deren jetzt häufig auf den Feldern und in den Gärten findet.

Der Prinz ſetzte auf die angenehmſte Weiſe ſeine Reiſe fort, und es fehlte ihm nie, wenn es Abend geworden war, an einer guten Herberge und einer freundlichen Wirthinn, und wir wünſchen von Herzen allen Reiſenden, daſs es ihnen eben ſo wohl ergehen möge. Überall, wohin der Prinz kam, waren ſeine Abenteuer ihm ſchon vorausgegangen, das heißt, in der Nymphenwelt; denn das Geſchlecht der Rieſen, wie Peterlmännchen es nannte, konnte davon freilich keine Ahnung haben. Nur jenſeits dem Meere wuſste man noch Nichts von dem Prinzen Wunderſchön und ſeinen Abenteuern, und die Nymphe der Anemone, in deren Wohnung der Prinz ſich eines Abends begeben hatte, ſah mit Erſtaunen einen fremden Jüng-

ling bei sich eintreten, als sie eben im Begriff war, ihr Kleidchen von weißem Piqué aufzuschnüren, um sich zur Ruhe zu begeben. Als aber der Prinz hiernach seine Reise weiter fortsetzte, war sein Name und das Zauberblättchen den Nymphen länger kein Geheimniß mehr, und jede schon mehr oder weniger auf seinen Empfang vorbereitet. — Der Prinz hatte jetzt nur noch eine Tagereise bis zu der Hauptstadt seines Vaters, und ein freudiger Schauer durchdrang ihn bei dem Gedanken, daß er so nahe dem Ziele war, alle seine Lieben, besonders aber seine liebe Mutter Rosalinde, wieder zu umarmen.

Ehe wir nun aber den Prinzen wieder in seiner Heimath angelangen lassen, ist es in der Ordnung, vorher Rosalinden wieder dahin zurückzuführen, die wir verließen, als sie von der Dame Benda Abschied genommen hatte, und während sie sich auf der Heimreise befand, unaufhörlich ihr schwarzes Perlenhalsband betrachtete. Es ist ferner zur Verständigung des Ganzen erforderlich, daß wir noch weiter in der Zeit zurückgehen und zuvörderst berichten, Was sich an dem Hofe des alten Königs begab, als Rosalinde denselben verlassen hatte.

„Wo bleibt denn Rosalinde heute?“ fragte der König, als er schon an der Mittagstafel saß, und sein blondes Mädchen, wie er sie zu nennen pflegte, immer noch nicht erschien, um ihm das Mahl durch ihre angenehme Unterhaltung zu würzen.

„Sie hat mir aufgetragen,“ versetzte ihre Aufwärterinn: „ihrem gnädigen Herrn zu berichten, daß sie sich unpäßlich befände, und daher wünsche, einige Tage auf ihrem Zimmer allein zu sein.“ —

„Ach!“ rief der König betrübt: „sie wird sich noch zu Tode grämen um den Prinzen Wunderschön, den doch keine

Macht auf Erden erretten kann. „Gehe, Fatme, und suche Deine Gebieterinn zu trösten und sage ihr, dass sie nicht allzu sehr der Traurigkeit sich hingeben, sondern ihr theures Leben erhalten müsse um der Liebe ihres Herrn willen."

Nach etlichen Tagen aber erschien ein Bote und überbrachte dem König einen Brief, dessen Inhalt folgender war:

„Mein lieber Herr und König, zürnet nicht auf Eure Sclavinn Rosalinde, die Mutter des Prinzen Wunderschön, dass sie Euch auf eine Zeitlang verlässt, ohne Euch um Erlaubniss dazu gebeten und Euch Lebewohl gesagt zu haben. Der Kummer um unsern geliebten Sohn, der auch Euer Herz erfüllt, hat sich meiner in dem Grade bemächtigt, dass ich nicht länger zu leben vermag ohne die Hoffnung, den Prinzen je wieder umarmen zu dürfen. Ich habe daher beschlossen, die Fee Benda aufzusuchen, die im Regenthal wohnt, und bei der sich unser lieber Sohn so lange aufgehalten hat, und ihre Füße mit meinen Thränen zu benetzen, bis ich ihr Herz erweicht habe, und sie den Prinzen wieder entzaubert, damit wir ihn wieder in unsre Arme schließen können. Indem ich den Boten abschicke, der Euch diesen Brief überbringt, liegt schon das Schiff, das mich nach dem Land der schwarzen Heide führen soll, segelfertig im Hafen, und ich bin, indem Ihr dieses Schreiben lest, schon so viele Tagereisen auf der See fortgesegelt, als der Bote gebraucht hat, um Euch dasselbe zu überbringen. Alle Versuche, mich von meinem Vorhaben abzuhalten, würden daher vergeblich sein. Lebet wohl und bittet den Himmel, dass er mein Unternehmen segnen möge. Eure unglückliche, Euch zärtlich liebende Rosalinde."

Als der König den Brief gelesen hatte, ließ er Rosalinden's Aufwärterinn vor sich kommen und sprach zu ihr: „Fatme, als ich Dich fragte: „Wo ist Rosalinde, Deine Ge-

bieterinn?“ da antwortetest Du mir: „Sie ist unpäßlich, und wünscht einige Tage auf ihrem Zimmer allein zu sein.“ Nun erfahre ich aber, daß dem nicht so ist, sondern Du mir eine Unwahrheit verkündet hast. Sprich nun, welche Strafe hast Du verdient, daß Du also gethan?“

Da warf Fatme sich dem König zu Füßen und sprach: „Mein gnädiger Herr, als Ihr mich Rosalinden zur Dienerinn übergabt, da spracht Ihr zu mir: „Siehe, Fatme, das ist Deine Gebieterinn, und Was sie Dir sagt, das sollst Du thun, so lieb Dir Dein Leben ist.“ Nun hat mir aber Rosalinde befohlen, also zu Euch zu sprechen; wie sollte ich es denn nun nicht thun, ohne Euern Befehl zu übertreten?“ —

„Es ist gut, Fatme,“ sagte der König, indem er sie aufhob: „Gehe nun hin, und thue ferner, wie ich Dir heiße, und darf Niemand anders wissen, als daß Rosalinde unpäßlich ist und in ihrem Zimmer allein zu bleiben wünscht.“

Als aber etliche Tage vergangen waren, trat der König aus seiner Kammer und schritt aus dem Thore der Stadt und ging durch den Wald bis an's Ende desselben, wo die Wohnung der Fee Mandane liegt. Und er ging zu Mandanen und sprach: „Liebe Mandane, ich komme zu Euch, um aus Eurem Munde Rath und Trost zu schöpfen, wenn es auf Erden noch dergleichen für mich giebt. Ich stehe jetzt allein, wie das Rohr in der Wüste, das nicht hat, woran es sich halten und stützen kann; denn mein geliebter Sohn ist längst dahin, und nun hat auch meine theure Rosalinde mich verlassen und ist jetzt vielleicht auch schon todt und auf immer für mich verloren.“ —

„Nein, mein Herr König,“ entgegnete Mandane: „Eure liebe Freundinn Rosalinde ist nicht todt, sondern ist munter und wohl; denn so habe ich sie noch heute Morgen in mei

nem Spiegel gesehen. Sie ist ausgezogen, um Euern vielgeliebten Sohn, den Prinzen Wunderschön, wieder aus seinem Zustand der Verzauberung zu befreien, und Ihr dürft daher der Hoffnung Raum geben, nicht bloß Rosalinden, sondern auch Euern Sohn wieder zu umarmen; denn die Mutterliebe vermag wohl zu vollbringen, Was sonst unmöglich scheint." —

„Ich habe mich doch in Rosalinden getäuscht," versetzte der König: „denn ich habe bisher immer geglaubt, dass ihr in der Welt Nichts theurer wäre, als ich. Nun sehe ich aber wohl, dass dem nicht so ist; denn wie hätte sie mir sonst das Herzeleid anthun können, mich zu verlassen, eben da ich ihres Trostes am meisten bedarf!" —

„Mein Herr König," versetzte Mandane: „Ihr deutet das Betragen Rosalindens in einem ganz unrichtigen Sinne. Eben weil sie Euch so lieb hat und Euern großen Kummer um den Prinzen gesehen, hat sie sich entschlossen, Eure Stirn wieder zu erheitern, und sich darum den großen Beschwerden der Reise nach dem Regenthal unterzogen und ist gesonnen, zu vollbringen, Was die Fee Benda ihr auferlegt, um den Zauber des Prinzen Wunderschön zu lösen, und alles das aus Liebe zu Euch und dem Prinzen, Eurem lieben Sohn."

Die Fee Mandane sprach noch viele tröstende Worte zu em König, obgleich sie im Grunde des Trostes nicht minde edurfte, als er selbst. Aber es geschieht oft, dass Die, welche eiden, dennoch Trostgründe für andre Leidende haben; denn er Mensch betrachtet das Schicksal Anderer, mit unbefangnem Blicke, als sein eigenes — und kann daher oft Andern Trost nd Rath ertheilen, wo er, wenn er in derselben Lage sich fände, doch nicht im Stande wäre, sich selbst zu trösten und rathen.

Als der König nach etlichen Stunden, die er in der Woh-

[illegible] Mandane zugebracht hatte, wieder aufbrach, um [illegible] Hauptstadt zurückzukehren, sprach er, ehe er sie verließ: „Liebe Mandane, seid doch so gut, noch einmal in Eurem Spiegel zuzusehen, wie Rosalinde jetzt wohl aussieht.“ Mandane lächelte und ging in ihr Nebenzimmer, kam bald darauf zurück und sprach: „Rosalinde sieht noch so frisch und wohl aus, wie sonst,“ worauf der König beruhigt seinen Rückweg antrat.

Von jetzt an besuchte der König täglich Mandanen, um von ihr zu erfahren, wie es um das Wohlsein Rosalindens stände, grade wie diese ehedem sich bei ihr nach dem Prinzen Wunderschön erkundigt hatte. So war schon eine geraume Zeit vergangen, und die Antworten Mandanens lauteten immer: „Rosalinde ist munter und wohl.“

Eines Tages, als der König sich auf dem Rückwege durch den Wald nach der Hauptstadt befand, trat aus dem Gebüsch an der Seite des Weges eine sehr alte krummgebückte Frau hervor, die sich an einem Stab stützte und mit heiserer Stimme hinter dem König herrief: „Lieber Herr, so geht doch nicht so schnell, damit meine schwachen Füße mich zu Euch hintragen können!“ Der König blieb stehen, bis sich die Alte genähert hatte und fragte sie dann, Was Ihr Begehr sei.

„Ach, lieber Herr,“ sprach sie: „ich seh' es Euch an, daß Ihr vornehmer Herkunft und bemittelten Standes seid, und Euer Blick verräth mir, daß Ihr auch ein gutes Herz habt. Ich flehe Euch darum an um die Barmherzigkeit des Himmels, mir ein Almosen zu schenken; denn seit gestern ist noch keine Nahrung über meine Lippen gekommen.“

Der König hatte Mitleid mit der Alten und zog aus seiner Tasche ein Goldstück hervor und reichte es ihr.

„Wie!“ rief die Alte mit dem Anschein einer großen

Verwunderung: „ein Goldstück, lieber Herr? Ihr müsst Euch vergriffen haben: denn ich sage Euch, es ist ein Goldstück.“ —

„Nun ja,“ sagte der König: „es ist für Euch.“ —

„Ach, Razim! Razim!“ rief die Alte aus: „so soll denn Ulma, deren Brüste Du gesogen hast, in einem fremden Lande die Barmherzigkeit finden, welche Deine Hartherzigkeit ihr versagt! Ach Razim! Razim!“ —

„Wer ist denn Razim?“ fragte der König.

„Wie?“ rief die Alte: „Ihr solltet nicht gehört haben von Razim, dem schönsten Prinzen weit und breit, dem Sohn des Königs der schwarzen Heide, und der diese meine Brüste gesogen hat, die jetzt vertrocknet sind? „Ja, lieber Herr, Ulma war die Amme Razims und kannte einst bessere Tage als jetzt.“ —

„Wie kommt es denn,“ fragte der König: „wenn Ihr die Amme des Prinzen Razim seid, dass Ihr in einem fremden Lande Almosen sucht?“ —

„Wie es kommt?“ rief sie, und ein bittres Lächeln zog sich um ihre zusammengeschrumpften Lippen: „Fragt doch, wie es kommt, dass der Geier die Brust zerfleischt, die ihn beschützt und erwärmt hat, da er noch schwach war. Muss ich nicht, weil ich es versuchte, die Leidenschaft des Prinzen zu zügeln, die ihn ganz in die Netze der Buhlerinn Rosalinde verstrickte, jetzt wie eine Verbannte von Stadt zu Stadt und von Land zu Land irren, um die Barmherzigkeit der Menschen anzusprechen?“ —

„Wie?“ rief der König: „Rosalinde sagt Ihr? Wer war Rosalinde?“ —

„Wer denn anders,“ entgegnete die Alte: „als die Buhlerinn des Prinzen Razim?“ —

„Es ist sonderbar,“ rief der König etwas verwirrt:

„daß eine Buhlerinn heißen muß wie das beste der Frauenzimmer, das ich kenne; aber was liegt darin im Grunde auch Wunderbares, da der Name Rosalinde eben nicht so selten ist, und daher eben so wohl einer Buhlerinn, als einem tugendhaften Frauenzimmer angehören kann. Erzählt mir Eure Geschichte," sprach er dann, sich an die Alte wendend: „und Was Euch von dem Frauenzimmer, das Ihr Rosalinde nennt, bekannt ist?" —

„Meine Geschichte kann ich Euch in wenig Worten erzählen," sagte die Alte: „Ich war, wie ich schon erwähnt habe, die Amme des Prinzen Razim; diese meine Arme haben ihn in den Schlaf gelullt, und meine Brüste, die jetzt vertrocknet sind, haben ihm Nahrung und Stärke gegeben, und auch Schönheit; denn ich war einst schön, ich war sehr schön. Als der Prinz meine Nahrung nicht mehr bedurfte, blieb ich dennoch auf dem Schlosse im Dienst der königlichen Herrschaft; denn die alte Königinn hatte mich lieb gewonnen und wollte mich nicht mehr von sich lassen, und als sie auf ihrem Sterbebette lag, sprach sie zu ihrem Sohne, dem Prinzen Razim, indem sie auf mich deutete: „Behalte immer die gute Ulma lieb!" und das waren ihre letzten Worte, die sie sprach. Und ich blieb auf dem Schlosse und mir widerfuhr nichts Leides, sondern ich hatte gute Tage, wie zuvor, bis endlich das Schicksal ein umherstreifendes Frauenzimmer, das sich Rosalinde nannte, an den Hof führte, und welche schuld an all dem Unglück ist, das mich nachher betroffen hat." —

„Und diese Rosalinde," fragte der König: „Wer war sie?" —

„Sie war," sowie ich dieses nach und nach durch einzelne Worte, die sie fallen ließ, mir erklären konnte, die Buhlerinn eines andren großen Königs, der jenseits dem Meere wohnte.

Der König aber war schon alt geworden und kalt in seinen Liebkosungen; darum hatte sie ihn unter irgend einem Vorwande verlassen, ich glaube, um einen verloren gegangenen Prinzen wieder aufzusuchen, wie sie sagte, und war an unsern Hof gekommen; denn sie hatte gehört von der Schönheit des Prinzen Razim und suchte nun in seinen Armen, Was sie in denen des alten Königs, der um seinen Sohn trauerte, nicht mehr finden konnte." —

Als die Alte bei diesen Worten einen Blick auf den König warf, bemerkte sie, daſs er blaſs geworden war und sich an dem Stamm eines Baumes festhielt, um nicht in die Knie zu sinken. „Aha! alter Junge!" murmelte sie zwischen den Zähnen: „wirkt's? Freue dich, Merick! jetzt wird Radebeck zu seinem Lohn auch noch ein Trinkgeld erhalten."

„Diese Rosalinde," fuhr sie, nachdem sie sich etliche Male geräuspert hatte, fort: „war wirklich ein sehr schönes Frauenzimmer, und sobald der Prinz Razim sie erblickt hatte, war er auch schon in ihre Netze so verstrickt, daſs er nicht mehr leben konnte ohne sie. Des Tages taumelte er mit ihr aus einer Ergötzlichkeit in die andre, und des Nachts schlief er in ihren Armen. Als ich einmal zu ihm sagte: „Prinz Razim, es ist nicht fein, daſs Ihr die Geliebte eines andern Königs habt; handelt, wie es Euch die Pflicht gebeut und sendet das Frauenzimmer Rosalinde wieder ihrem Herrn und Gebieter zurück!" antwortete er: „Was geht es Dich an, Du alte Hexe! Sprich mir nicht wieder von Rosalinden! oder ich werde Dir die Zunge aus dem Halse reiſsen lassen." Ich schwieg nun und ließ es den Prinzen mit seiner Buhlerinn treiben, wie er wollte, obwohl es mir groſses Herzeleid verursachte, zu sehen, wie die kostbaren Ringe, Ohrgehänge und Halsgeschmeide der seligen Königinn, seiner Mutter, nun die

unverschämte Buhldirne schmückten, die aus fernen Landen gekommen war. Einst hatte der Prinz ihr auch ein schwarzes Perlenhalsband geschenkt, welches der schönste Schmuck der alten Königinn war, und den sie nur bei sehr festlichen Gelegenheiten anzulegen pflegte; denn der Werth dieser Perlen überstieg den jährigen Tribut von drei Provinzen. „Was wird wohl Euer Herr, der alte König sagen," fragte der Prinz sie, als sie mit den Perlen geschmückt vor ihm erschien, „wenn er dieses kostbare Geschmeide an Eurem Hals erblickt, und Was werdet Ihr ihm sagen, wenn er Euch fragt, woher Ihr es habt?" — „Ich werde dem alten Tropf weiß machen, daß es ein Geschenk der Fee Benda im Regenthal ist," erwiederte sie: „und daß die Perlen in gewisser Beziehung zu dem Prinzen, seinem Sohn ständen." Ich hörte dieses mit an, weil ich im Zimmer war; denn der Prinz und Rosalinde bekümmerten sich um meine Gegenwart gar nicht, sondern trieben ihre Frechheit unter meinen Augen, als ob Niemand zugegen wäre. Da konnte ich nicht umhin, eines Tages zu dem Prinzen zu sagen: „Prinz Razim, es ist nicht fein, daß Ihr das köstliche Geschmeide Eurer seligen Frau Mutter der Buhleritin Rosalinde geschenkt habt; es hätte Euch heilig sein und Euch an die kindliche Liebe erinnern sollen, mit der Ihr das Andenken Eurer tugendsamen Mutter ehren sollt." Bei diesen Worten wurde der Prinz wüthend; er gab mir Faustschläge und stieß mich mit dem Fuß aus der Thür, indem er zu mir sagte: „Laß Dich nie wieder vor meinen Augen erblicken! und wo Du, ehe der Mond zum zweiten Mal seine Scheibe gefüllt hat, noch in diesem Lande gefunden wirst, will ich Dich tödten lassen und Deinen Leib den Raben zur Speise vorwerfen." Ich mußte nun als eine Verbannte von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort wandern und mildthätige Men-

schen um Almosen ansprechen, um mein elendes Leben zu fristen. So wanderte ich so lange fort, bis ich an's Meer kam, wo ein mitleidiger Schiffer mich aus Barmherzigkeit mitnahm und mich in dieses Land brachte. Seht, lieber Herr, das ist die traurige Geschichte der unglücklichen Ulma, welche die Amme des Prinzen Razim war." —

„Könnt Ihr mir nicht sagen," fragte der König: „wie das Frauenzimmer Rosalinde aussah?" —

„Wie sollte ich es nicht?" entgegnete die Alte: „da ich sie so oft gesehen und mir ihre Gestalt wohl gemerkt habe. Es war, wie ich Euch schon gesagt habe, ein sehr schönes Frauenzimmer; sie war schlank gewachsen und hatte blondes Haar. Im Gesicht hatte sie eine sehr zarte und weiße Haut und auf der linken Wange einen kleinen Erdbeerenfleck, der sie aber keineswegs verunzierte, sondern nur dazu beizutragen schien, ihre Schönheit noch zu erhöhen. Dazu konnte sie so mild und freundlich aussehen und hatte so viel Sanftmuth in ihrem Blick, daſs Niemand, der sie nicht genauer kannte, sie für eine Buhlerinn würde gehalten haben." —

„Ich bin Euch sehr verbunden für die Mittheilung, die Ihr mir von dem Frauenzimmer Rosalinde gemacht habt," versetzte der König: „denn grade ein solches Frauenzimmer ist die Geliebte des Königs, welcher in dieser Stadt wohnt," — hier deutete er auf die Stadt, die sie vor sich liegen sahen, denn sie hatten bereits das Ende des Waldes erreicht — „und Ihr werdet daher die Güte haben, mir auf das Schloſs zu folgen, wo Ihr so lange bleiben könnt, bis Rosalinde, die sich eben auf einer Reise befindet, zurückgekehrt ist, damit Ihr mir sagt, ob es etwa dieselbe Rosalinde ist, die Ihr kennt." —

„Lieber Herr," sagte die Alte: „ich habe nicht geahnt, daſs die Rosalinde, von der ich gesprochen, aus diesem Lande

und dieser Stadt sein könnte, sonst würde ich von ihr ganz geschwiegen haben, weil man meine Rede leicht für eine Verleumdung halten könnte." —

„Es wäre möglich, dass man es thäte," versetzte der König: „und darum ist es gut, dass Ihr so lange auf dem Schlosse bleibt, damit Ihr der Verleumdung Lügen strafen könnt." —

„Dann erlaubt nur," versetzte die Alte: „dass ich zuvor hingehe und mir durch Hülfe des grossen Geschenkes, das Ihr mir gemacht habt, einige Kleider verschaffe, um anständig auf dem Schloss erscheinen zu können; denn ich darf dasselbe mit diesen meinen Lumpen nicht verunreinigen." —

„Es ist nicht nöthig," versetzte der König: „man wird Euch Kleider auf dem Schlosse geben, sowie Alles, was Ihr sonst bedürft." —

„Wenn ich Euch nun aber nicht auf das Schloss folgen wollte!" sagte die Alte: „Ich bin nicht Eure Sclavinn, über die Ihr zu gebieten habt; und wenn es daher vielleicht in Eurem Interesse liegen mag, mich so lange bei Euch zu behalten, bis Rosalinde zurückgekehrt ist, so könnte es vielleicht gar nicht in meinem Interesse liegen, bei Euch so lange zu verbleiben." —

„Man wird Euch das Interesse beibringen," versetzte der König.

„Wenn nun aber," fuhr die Alte fort: „die Rosalinde, welche Ihr kennet, nicht dieselbe ist, die ich kenne, wie dann!" —

„So habt Ihr Nichts gesagt," entgegnete der König: „und könnt wieder gehen, wohin Ihr wollt." —

„Wie aber," versetzte die Alte: „wenn es wirklich dieselbe Rosalinde ist, die ich kenne, es aber leugnet, ihrem Herrn untreu gewesen zu sein, was sie gewiss thun wird, wie dann!" —

„Ihr habt mir erzählt," sagte der König: „daſs der Prinz Razim Roſalinden ein ſchwarzes Perlenhalsband geſchenkt habe, deſſen Werth den jährigen Tribut von drei Provinzen überſteigt; iſt es nicht ſo?" —

„Ja, ſo iſt es!" —

„Nun gut, hat nun Roſalinde, wenn ſie zurückkehrt, ein ſolches Halsband, wie Ihr es beſchrieben habt, ſo iſt Ihre Untreue erwieſen, und Ihr verlaſſt dann das Schloſs wieder mit einem reichen Geſchenk: hat ſie aber ein ſolches Halsband nicht, ſo laſſt man Euch Euern wackelnden Kopf vom Rumpf herunterſchlagen. Die Sache iſt ganz einfach." —

„Wohlan," ſagte die Alte: „ich bin geſonnen, Euch in's Schloſs zu folgen; und ſofern nun Roſalinde, wenn ſie zurückkehrt, dieſelbe iſt, die ich kenne, und auch ein ſolches Halsband trägt, wie ich es beſchrieben habe, ſo halte ich Euch beim Wort mir das verſprochene Geſchenk zu verabreichen, wogegen ich, wenn ſie ein ſolches Halsband nicht hat, mich verpflichte, mir den Kopf abſchlagen zu laſſen. Geht Ihr darauf ein?" —

„So ſei es!" verſetzte der König.

Wenn man aus dem Land der grünen Wälder durch die ſchwarze Heide gegen Morgen fortwandelt, gelangt man nach etlichen Tagereiſen durch öde Gegenden, wo der Boden nur aus ſchwarzem glühenden Sande beſteht, in ein anmuthiges Thal, das mit reizenden Wäldern und Wieſen abwechſelt und von tanzenden Quellen und Bächen durchſchnitten wird, in deren Gemurmel ſich der tauſendſtimmige Geſang der Vögel miſcht. An den Bäumen hangen Früchte, die den Wanderer, welcher durch dieſe Gegend ſchreitet, erquicken; und durch das friſche Grün, das die Erde bedeckt, glüh't im jungen Frühling

die erröthende Erdbeere hervor und ladet zum lieblichen Genuss ein. Durch dieses Thal schritt eines Tages ein schönes Frauenzimmer, an deren schwankender Haltung und langsamem Gange man deutlich erkennen konnte, dass sie bereits an dem Tage eine lange Fußreise zurückgelegt hatte. Sie nah'te sich jetzt einer der Quellen und schöpfte daraus Wasser mit der hohlen Hand. Als sie ihren Durst gelöscht hatte, pflückte sie an dem Ufer Erdbeeren und zerdrückte sie in ihrem Munde. Darnach suchte sie den Schatten eines Baums und streckte sich unter demselben auf den grünen Rasen hin, worauf sie bald, während ein lieblicher Vogel in den blühenden Zweigen seinen Gesang erschallen ließ, in einen sanften Schlummer sank. Laue Weste flatterten um ihren Busen und durch die Locken ihres Haars; sanfter ertönte das Lied der Haine, und die Dryade schüttelte ihren Baum und bedeckte die holde Schlummernde mit ihren Blüthen. Plötzlich aber veränderte sich die Scene; denn als die schöne Schläferinn die Augen aufschlug, sah sie sich an Händen und Füßen mit Stricken gebunden, und eine rauhe Gestalt, die neben ihr stand, war im Begriff, sie vom Boden aufzuheben. Rosalinde — denn sie war es — stieß einen lauten Schrei aus; aber die Gestalt gebot ihr Schweigen und sagte, ihr solle nichts Leides widerfahren, wenn sie sich ruhig verhalten wolle.

Rosalinde warf jetzt einen Blick auf die fürchterliche Erscheinung und zweifelte nicht, dass sie in die Hände eines Räubers gefallen sei; denn das Gesicht und die Hände des Mannes waren geschwärzt, und in dem Gürtel hingen mehre Dolche. Der Mann hob sie jetzt vom Boden auf, trug sie auf ein Maulthier und band sie an dasselbe fest. Darauf lenkte er, indem er neben ihr herschritt von dem Thale ab und zurück in die schwarze Sandebene. In dieser setzte er

mit Rosalinden die Reise fort, bis es dunkel geworden war; dann trieb er das Maulthier in eine Bergschlucht, und als sie in dieser eine Strecke weiter gelangt waren, hielt er vor einer Höhle still, hob Rosalinden von ihrem Thier und trug sie in die Höhle. Hier befreiete er ihre Hände von den Stricken, damit sie sich derselben bedienen möchte, um einige Früchte zu sich zu nehmen, die er ihr reichte. Da aber Rosalinde vor Kummer Nichts essen konnte, band er ihre Hände wieder mit den Stricken zusammen. „Verzeih't, schöne Dame," sagte er: „daſs ich diese Vorsicht gebrauche, um Euch aller Mittel zur Flucht zu berauben. Nach wenigen Tagen aber wird Euer Loos ein besseres sein; denn ich werde Euch nach der Hauptstadt zu einem Sclavenhändler bringen, der Euch an dem Prinzen Nazim verkaufen wird, damit Ihr die Zierde seines Harems werdet." —

„Wenn Ihr bloſs die Absicht habt, Euch durch mich einen Gewinn zu verschaffen," versetzte Rosalinde: „so verspreche ich Euch eine weit gröſsere Belohnung, als Ihr von dem Sclavenhändler erwarten dürft, wenn Ihr mich zu meinem rechtmäſsigen Herrn und König, der über die Länder regiert, die jenseits dem Meere liegen, zurückführen wollt." — „Darauf kann ich mich nicht einlassen," erwiederte er: „denn erstlich ist mir die Reise übers Meer zu weit, und dann möchte es sehr die Frage sein, ob Euer Gebieter mir die Belohnung geben würde, die Ihr mir verspricht, wogegen mir aber hundert Goldstücke gewiſs sind, wenn ich Euch an den Sclavenhändler verkaufe, da dieser darauf rechnen kann, für Euch von dem Prinzen Nazim eine noch weit gröſsere Summe zu erhalten." — „Warum verkauft Ihr mich denn aber nicht lieber gleich an den Prinzen Nazim selbst, um Euern Gewinn zu verdoppeln!" fragte ihn Rosalinde. „Die Sache ist,"

versetzte er: „daß Leute meines Gewerbes sich nicht gar wohl vor dem Prinzen dürfen blicken lassen, wenn ihnen nicht der Hals gar gewaltig kitzelt; denn mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen; und sicher würde mir der Prinz, wenn er erführe, auf welche Weise ich in Euern Besitz gelangt bin, einen ganz andern Lohn geben, als ich erwarte. Mit dem Sclavenhändler dagegen ist es eine andre Sache: mit ihm spreche ich wie mit Meinesgleichen und fordre für meine Waare, Was ich haben will."

Rosalinde war genöthigt, sich in ihr hartes Schicksal zu ergeben und streckte sich, unwillkürlich dem Befehl ihres jetzigen Gebieters gehorchend, auf eine barene Decke hin, welche er auf dem Boden für sie ausbreitete. Erst spät senkte sich der Schlummer auf ihre Augen, und als sie dieselben am Morgen aufschlug, stand ihr Begleiter schon wieder reisefertig vor der Höhle, wo er das Maulthier angebunden hatte. Er bot Rosalinden wieder Früchte an, wovon sie dieses Mal einige genoß; dann hob er sie wieder auf das Maulthier und band sie an dasselbe fest, worauf er mit ihr die Reise durch die schwarze Heide fortsetzte. Anmuthige Thäler, wie jenes, wo wir Rosalinden zuerst erblickten, wechselten beständig mit dem schwarzen glühenden Sande ab; ihr Führer aber schien diese zu vermeiden, weil das Land, je weiter sie in dasselbe kamen, immer mehr bewohnt war. Am Mittag machte er in einer Bergschlucht, wo sie vor den Strahlen der Sonne geschützt waren, Halt, ließ dort sein Maulthier grasen und streckte sich neben Rosalinden auf dem grünen Rasen hin, wo beide ihr Mittagsmahl hielten, das auch dieses Mal wieder nur aus Früchten bestand. „Heute Abend werde ich Euch bessere Kost anbieten können," sagte er zu ihr: „denn ich werde Euch in meine Wohnung zu meiner Mutter bringen, wo Ihr Euch

einige Tage ausruhen könnt, um dann gestärkt mit mir die Reise nach der Hauptstadt anzutreten.“ Er setzte hierauf seinen Weg mit Rosalinden wieder fort, immer mitten durch den schwarzen Sand, bis es Abend geworden war, wo sie eben in einen Wald gelangten. Hier befreite er Rosalinden von ihren Fesseln und führte sie an der Hand mit sich fort, während das Maulthier, seine Krippe witternd, frei neben ihnen herging. Nachdem sie eine Stunde lang im Walde fortgeschritten waren, gelangten sie zu einem Meraß. Hier riß ihr Führer ein Blatt vom Baum, legte es zwischen die Ballen seiner beiden Hände und blies mit dem Munde hinein, wodurch er einen lauten schrillenden Ton hervorbrachte.

„Ich komme, Hafiß!“ rief eine Stimme von jener Seite des Meraßes herüber, und gleich darauf erschien eine alte Frau mit einem langen Brett, das sie über den Meraß bis ans andre Ufer hinstreckte. „Ich sehe, Du kommst heute in Gesellschaft,“ sagte sie: „hast Du gute Beute gemacht?“ —

„Ja, Peppi,“ entgegnete Hafiß: „ich habe eine Sclavinn für den Prinzen Nazim.“ —

„Kind des Glücks!“ rief Peppi: „dann sei mir willkommen! denn Du bringst den Segen in mein Haus.“

Hafiß, wie wir ihn jetzt nennen werden, schritt hierauf mit Rosalinden über das Brett, und das Maulthier schritt bedachtig hinter ihnen her. Als sie am andern Ufer angelangt waren, übergab Hafiß Rosalinden seiner Mutter Peppi; er zog hierauf das Brett zurück, verbarg es ins Gebüsch und führte dann das Maulthier fort. Peppi aber schritt mit Rosalinden der Hütte zu, die nur wenige Schritte vom Ufer hinter wildem Gestrüpp verborgen lag. Das Innere derselben war reinlich und nett und ließ keineswegs vermuthen, daß es die Wohnung eines Raubers sei. Die Alte hieß Rosa-

linden guten Muthes sein und versicherte ihr, dass ihr nichts Leides widerfahren solle. Sie ging dann aus dem Zimmer und erschien bald darauf wieder mit einigen Schüsseln, die sie auf den Tisch hinstellte, und bat Rosalinden, mit ihr und ihrem Sohne für den Abend fürlieb nehmen zu wollen. Hafiz, welcher jetzt eintrat, hatte sich das Gesicht und die Hände von der Schwärze gereinigt und stand nun vor Rosalinden als ein wohlgebildeter junger Mann, dessen Züge durchaus nicht das Handwerk verriethen, welches er betrieb.

„Schöne Dame," sagte er zu Rosalinden: „thut in meiner Wohnung, als wäret Ihr in Eurer eigenen, und sorgt nicht für die Zukunft; denn Euer Schicksal wird ein besseres werden, als es jetzt den Anschein hat." —

„Wollt Ihr mich denn nicht als Sclavinn verkaufen?" fragte ihn Rosalinde.

„Das will ich allerdings," versetzte er: „aber nur, um Euch glücklich zu machen; denn der Prinz Razim ist ein schöner Mann."

Rosalinde brach aufs neue in Thränen aus.

Hafiz verließ die Hütte noch denselben Abend wieder, und Rosalinde befand sich nun mit der Alten allein.

„Aber warum weint Ihr denn beständig," fragte die Alte sie: „ich habe es Euch ja gesagt, und Hafiz hat es Euch auch gesagt, dass Euch nichts Leides widerfahren soll." —

„Und dennoch will Euer Sohn mich als Sclavinn verkaufen," sagte Rosalinde: „ist denn das nicht das größte Leid, das mir widerfahren kann?" —

„Ihr seid im Irrthum, meine Liebe," sagte die Alte: „die Sclaverei ist kein Leid, wenn man ein so schönes Gesicht hat, wie das Eurige. Ihr müsst nämlich wissen, dass es für unser Geschlecht drei Grade der Sclaverei giebt —

ich habe sie alle selbst durchgemacht und spreche daher aus Erfahrung. — In dem ersten Grade ist man eigentlich nicht die Sclavinn, sondern die Geliebteinn seines Herrn; denn Was nur Euer Herz sich wünscht ist er bemüht, augenblicklich zu erfüllen, und Euer ganzes Geschäft besteht nur darin, ihn in Euren Armen zu erwarmen und durch Eure Liebkosungen zu entzücken. Dieses ist der erste und glücklichste Grad der Sclaverei, welchen man aber nur durch eine so hohe Schönheit erlangt, wie die Euriae. Im zweiten Grade empfängt man zwar auch noch die Liebkosungen seines Herrn, muss aber daneben allerlei niedre Dienste verrichten, aber ist wohl gar die Dienerinn einer Sclavinn des ersten Ranges. Im dritten Grade aber ist man Sclavinn im eigentlichsten Sinne des Wortes. Unter der Zuchtruthe seines Peinigers muss man bei der schlechtesten Kost die schwersten Arbeiten verrichten und des Nachts auf der bloßen Erde ruhen, wie die Thiere des Feldes, und hat nimmer, so lange man lebt, eine frohe Stunde. Vor dieser Sclaverei aber wolle der Himmel Euch bewahren." —

„Ach!" rief Rosalinde: „ich ziehe tausendmal die letzte Sclaverei vor, wenn ich dadurch entgehen könnte, die Beute des verhassten Prinzen Razim zu werden."

Die Alte sah Rosalinden verwundert an und schüttelte den Kopf, als zweifelte sie, ob es mit ihrem Verstand so ganz richtig wäre. „Ihr werdet müde von der Reise sein," sprach sie dann: „folgt mir daher in Eure Schlafkammer." Sie führte jetzt Rosalinden in eine Kammer, wo diese ein weiches Lager bereitet fand, auf welches sie, nachdem die Alte sie verlassen hatte, sich sogleich hinstreckte, und bald darauf in einen festen Schlummer fiel. —

Rosalinde hatte bereits zwei Tage in der Hütte bei der Alten zugebracht, als am dritten Morgen Hans sich wieder

einfand und ihr ankündigte, daſs sie sogleich mit ihm die Reise nach der Hauptstadt antreten müſse. Beide setzten nun den Weg durch den schwarzen Sand auf dieselbe Weise fort, wie ehedem, und nahmen auch ihr Nachtlager wieder in einer verborgenen Höhle. „Schlaft jetzt schnell ein," sagte Hafiz zu Rosalinden: „denn wir werden morgen bei guter Frühe wieder aufbrechen, um noch vor Mittag die nächste Höhle zu erreichen, und darnach unsre Reise nur des Nachts fortsetzen, und uns bei Tage ausruhen, weil nun, da wir tiefer in das bewohnte Land und der Hauptstadt immer näher kommen, diese Vorsicht nothwendig sein wird."

Hafiz aber lag schon im tiefen Schlaf, als Rosalinde, an Händen und Füßen gebunden, vor Kummer ihr Auge noch nicht schlieſsen konnte. Es kam ihr vor, als ob die Stricke, womit ihre Hände gebunden waren, sich etwas gelockert hätten; sie versuchte daher, sie abzustreifen, und es gelang ihr, obwohl nicht, ohne daſs sie sich die Hände blutig rang. Sie versuchte jetzt, auch die Stricke zu lösen, womit ihre Füße gebunden waren; aber die Knoten waren so fest geschnürt, daſs ihr dieſes nicht möglich war. Da fiel es ihr ein, sich eines der Dolche ihres Begleiters zu bemächtigen, um sie damit zu zerschneiden; sie that dieſes mit so wenig Geräusch, wie möglich, und es gelang ihr, den Dolch aus Hafiz's Gürtel zu ziehen, ohne daſs dieſer es bemerkte. Schnell hatte sie nun ihre Fesseln zerschnitten, schlich sich leise aus der Höhle und eilte in der Richtung fort, die zwischen derjenigen lag, woher sie gekommen war, und wohin Hafiz mit ihr zog. Beim Schimmer der Sterne setzte sie ihre Flucht die ganze Nacht hindurch fort, unter der beständigen Angst, daſs Hafiz sie verfolgen würde. Jedes Rauschen des Blattes flöſste ihr Schrecken ein, und der nächtliche Ruf der Eule kam ihr vor, wie

die Stimme Hans's, der hinter ihr herrief. Erst gegen Morgen, als die Sonne aufging, gestattete sie sich einige Augenblicke der Erholung und pflückte sich einige wilde Beeren, die in der Gegend wuchsen, die aber wegen ihres bittern Geschmackes kaum genießbar waren. So war sie schon mehre Tage und Nächte lang, indem sie sich nur wenige Stunden des Schlummers vergönnte, durch wüste Gegenden geflohen, den Anblick der Menschen scheuend, da sie in jedem einen Verräther zu erblicken glaubte, und hatte kein anderes Lager gehabt, als die Erde, und kein anders Dach über ihrem Haupte, als den Himmel. Endlich brachen ihre Kräfte, ihre Sinne begannen zu schwinden, und sie sank bewußtlos auf die Erde hin.

Als sie die Augen wieder aufschlug, erblickte sie sich auf einem Lager von Stroh und mit einigen groben Matten bedeckt. Neben ihrer Seite saß ein Greis, der in einem Buche las, und dessen Gesicht von einem langen Bartwuchs verhüllt war.

„Wo bin ich?“ rief Rosalinde, indem sie sich halb von ihrem Lager emporrichtete und um sich herblickte.

„Du bist in der Wohnung des Friedens, meine Tochter,“ versetzte der Greis.

„Und ist Hans nicht auch hier?“ fragte Rosalinde.

„Ich weiß nicht, Wer Hans ist,“ entgegnete der Greis mit finsterm Blicke: „ist es vielleicht Dein Geliebter?“ —

„Ach nein, nein!“ rief Rosalinde: „es ist ein Räuber, der mich an einen Sclavenhändler verkaufen wollte, und dem ich entflohen bin.“ —

„So sei getrost, meine Tochter,“ sprach der Greis, und seine Stirn schien sich wieder zu erheitern: „Hans ist nicht hier und wird auch schwerlich Deinen Aufenthalt entdecken: denn Du befindest Dich in der verborgenen Wohnung eines

Einsiedlers, mitten in einem Walde, und selten pflegt der Fuß des Menschen sich bis hieher zu verirren." —

„Ach, der Himmel sei gelobt," rief Rosalinde: „der mich in Euern Schutz geführt hat, damit ich durch Euern Beistand wieder zu meinem Herrn und Gebieter gelange!" —

„Wer ist denn Dein Herr und Gebieter?" fragte der Greis.

„Es ist der König, der über die Länder regiert, die jenseits dem Meere liegen," sagte Rosalinde. —

„Ich begreife," versetzte der Greis, indem sein Blick wieder finster wurde: „und Du bist seine Sclavinn, die bei ihm gewisse Sclavendienste verrichtet. Ist es nicht so?" —

„Es ist, wie Ihr sagt," versetzte Rosalinde.

„Tochter der Sünde!" rief der Greis, und sein Blick nahm etwas Fürchterliches an: „danke dem Himmel, daß er Dich in diese Hütte geführt hat, um Deine Seele vom Verderben zu erretten. Thue Buße und bessere Dich!" —

„Aber Was ist denn mein Verbrechen?" fragte Rosalinde: „ist es Sünde, daß ich meinem Herrn und Gebieter getreu bin und von Hafiz entfloh, um nicht von dem Sclavenhändler an den Prinzen Nazim verkauft zu werden?" —

„Ist Dein Herr und Gebieter Dein Gemahl?" fragte der Greis sie im barschen Tone.

„Nein, das ist er nicht," entgegnete Rosalinde: „aber ich liebe ihn eben so sehr, als ob er mein Gemahl wäre." —

„Tochter des Lasters!" rief der Greis: „kennt man denn das Wort des großen Geistes so wenig in Eurem Lande, daß man nicht einmal weiß, Was Sünde ist? aber danke dem Himmel, daß er sich Deiner erbarmen und Deine Seele erleuchten und sie vom Schmutz des Lasters reinigen will. Ich werde Dir die Gebote des großen Geistes verkünden."

Rosalinde blieb in der Wohnung des Einsiedlers, der mit ihr das Werk der Bekehrung begann, indem er ihr die Wahrheiten der Religion lehrte, von der Rosalinde wirklich nur schwache Begriffe zu haben schien. Wenn sie bisher gut und fromm gewesen war, so war sie es nur aus einem natürlichen Antriebe gewesen, von dem sie sich weiter keine Rechenschaft zu geben wußte; doch freute es sie oft, wenn sie entdeckte, daß sie wirklich tugendhaft gewesen war, ohne es zu ahnen, obgleich sie auch oft mit Betrübniß sich gestehen mußte, daß sie es nicht immer gewesen sei, besonders in Dem, was ihre Liebe zu ihrem Herrn betraf, da sie bisher geglaubt hatte, es sei Tugend, ihn zu lieben. Und noch jetzt, da die Religion sie eines Andern belehrte, konnte sie sich nicht entschließen, jemals aufzuhören, ihn zu lieben, ja es schien ihr sogar ein abscheuliches Verbrechen, wenn sie es könnte, und anstatt daher aus den Lehren des Alten, die besonders diesen Punkt berührten, Ruhe und Trost zu schöpfen, wurden ihr dieselben nur eine Quelle der Thränen. — Die Absicht des Alten ging darauf hin, Rosalinden zu bewegen, für immer dem Geräusch und den Verführungen der Welt zu entfliehen und ihre Tage in seiner Hütte mit Buße und Besserung zu beschließen. Lange hatte Rosalinde gekämpft, ihre Gefühle mit den Lehren der Religion in Übereinstimmung zu bringen, bis sie endlich diesen Kampf aufgeben mußte, und daher zu dem Alten eines Tages also sprach:

„Lieber Vater, ich danke Euch, daß Ihr mir die Gebote des großen Geistes gelehrt und mir die Wahrheiten der Religion verkündet habt: aber ich fühle es, ich bin zu sehr ein Kind der Sünde, um ganz der hohen Gnade und Barmherzigkeit des Himmels theilhaftig zu werden, und ich kann nicht aufhören, meinen Herrn und Gebieter noch immer so zu lie-

ihn, wie ich ihn sonst geliebt habe, und sehne mich, wieder in meine Heimath und in die Arme meines Herrn zurückzukehren. Wollet daher, nachdem Ihr mir so viel Gutes erzeigt habt, auch noch die Güte haben, mich durch das Land der schwarzen Heide bis ans Ufer des Meeres zu geleiten, damit ich dort mich einschiffen und wieder zu meinem Herrn, der gewiss um mich in großer Betrübniss ist, zurückkehren kann. Ich fühle es, dass ich unrecht handle, dies von Euch zu begehren; aber ein inneres Gefühl, das stärker ist, als meine Vernunft, heißt mich also zu thun."

Die Stirn des Einsiedlers, als er die Worte Rosalindens gehört hatte, zog sich in düstre schwere Falten zusammen, sein Auge rollte wild, und seine Stimme, die er zu dämpfen sich zwang, zitterte. „Unglückliches, verlorenes Kind der Sünde!" rief er: „sind das die Früchte der Lehren, die Du aus meinem Munde eingesammelt hast? In die Thäler des Lasters willst Du zurückkehren und aufs neue Dich mit dem Schmutz der Sünde besudeln? Und von mir verlangst Du, dass ich selber die Hand Dir reichen soll, um Deine Seele ins Verderben zu stürzen? Nimmermehr werde ich dieses thun, so wahr ich der Barmherzigkeit des großen Geistes theilhaftig zu werden hoffe." —

„Ach!" rief Rosalinde betrübt: „dann muss ich allein mich den Gefahren der Reise durch dieses Land unterziehen, in welchem es Räuber und böse Menschen giebt; aber ich will doch nicht verzagen, denn der große Geist wird, wie Ihr mir gelehrt habt, unsichtbar mich umgeben und mein Beschützer sein, auf dass mir kein Unfall widerfahre. Ertheilt mir daher bloß Euern väterlichen Rath für die Reise und lehrt mich, nach welcher Richtung hin ich mich zu wenden habe, um an das große Meer zu gelangen."

„Du willst also meine Hütte wirklich verlassen?“ fragte der Greis, wie es schien, in einem wehmüthigen Tone.

„Lieber Vater, ich muss!“ versetzte Rosalinde: „eine heilige Pflicht ruft mich zurück zu meinem Herrn.“ —

„Nun wohl,“ erwiederte der Greis: „ich werde überlegen, Was für Dich zu thun ist, und Dir morgen meinen Rath ertheilen.“

Am andern Morgen früh hatte sich Rosalinde schon nach ihrem Lieblingsplätzchen in einiger Entfernung von der Hütte begeben. Unter einer hohen Eiche, welche hier stand, hatte sie mit ihren Händen eine Bank von Erde erhöht und dieselbe mit grünem Rasen bedeckt und rings umher hatte sie die schönsten Blumen gepflanzt, die sie im Walde finden konnte. Hier pflegte sie oft den Aufgang der Sonne zu begrüßen, welches wirklich eins der herrlichsten Schauspiele ist, das sich unsern Blicken darbietet. Ach, wie viele Menschen könnten sich dieses schönen Anblickes erfreuen! und doch, wie viele Menschen giebt es, die noch nie die Sonne haben aufgehen sehen! sie haben etwas von dem Schönsten nicht gesehen, was es auf Erden giebt. Als Rosalinde sich auf die Rasenbank niedergelassen hatte und ihren freien schönen Blick zum blauen unbewölkten Himmel emporrichtete, an welchem jetzt in all ihrem Glanze die Königinn des Tages hervortrat, stand plötzlich der Greis vor ihr, der sie schon eine Zeitlang still betrachtet hatte, ehe Rosalinde ihn gewahr ward. Als sie ihn bemerkte, nahm er an ihrer Seite Platz, ergriff freundlich ihre Hand und sprach: „Mein liebes Kind, ich habe jetzt überlegt, wie Dir zu helfen ist. Ich darf es nicht zugeben, dass Du allein die Reise durch dieses Land unternimmst, da Du leicht eine Beute des Eigennutzes und der Wollust werden könntest; denn in Deinen Blicken liegt eine Herausforderung, die schöne

Blume Deiner Lippen zu pflücken, und Wer nicht, wie ich, jede sündhafte Neigung in seiner Brust getödtet hat, vermag nicht, derselben zu widerstehen. Darum habe ich denn beschlossen, Dein Begleiter auf der Reise durch dieses Land zu sein und Dich vor Unfall und Gefahren zu schützen, damit Du wohlbehalten zu Deinem Herrn und Gebieter zurückkehren mögest. Ehe ich jedoch mit Dir die Reise antreten kann, muß ich zuvor die nöthigen Einrichtungen treffen und mit mir diejenige Veränderung vornehmen, die meine Gestalt wieder wie die der andern sündhaften Menschen dieses Landes erscheinen läßt: ich muß daher mein Gesicht von dem langen Barte befreien, der es bedeckt, und den veralteten Schnitt meiner Kleider verändern, damit ich keine Veranlassung gebe, die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen, welches Dir leicht schädlich werden könnte." Rosalinde fiel dem Alten aus Dankbarkeit um den Hals, und dieser drückte sie mit Innigkeit an seine Brust.

Schon am folgenden Tage hatte der Einsiedler sein Gesicht von dem langen Barte befreit, und Rosalinde erblickte nun mit Erstaunen in demselben einen Mann, in dem sie gar nicht den vorigen Greis würde erkannt haben, wenn nicht seine Stimme dieselbe geblieben wäre. Er hatte das Ansehen wie Einer, der sich zwischen dem kräftigen Mannesalter und dem Greisenalter befindet, ohne weder dem einen, noch dem andern anzugehören. Sein Gesicht hatte eine regelmäßige Form, doch fehlte den Zügen der Ausdruck. — Als sie ihn einige Tage darnach auch in einem Kleide mit verändertem Schnitt erblickte, war die Umwandlung noch auffallender, und Rosalinde vermochte nicht mehr, ihm mit derselben Vertraulichkeit entgegenzukommen, wie sonst. Der Einsiedler aber hatte in seinem Betragen gegen sie Nichts geändert.

Eines Tages, als Roſalinde ſich auf ihrem Lieblingsplätzchen unter der Eiche befand und abwechſelnd bald zu ihren Pflegekindern, den Blumen, herabblickte, bald ihr ſchwarzes Perlenhalsband betrachtete, indem ſie immer hoffte, daß plötzlich einmal die ſchwarzen Perlen ſich in weiße verwandeln würden, trat plötzlich der Einſiedler zu ihr. Roſalinde ſtand von der Raſenbank auf und wollte ſich mit ihren Blumen beſchäftigen: aber der Einſiedler ergriff ihre Hand, führte ſie nach der Bank zurück und zog ſie auf ſeinen Schooß. Roſalinde bemerkte an der Hitze in ihrem Geſichte, daß ſie roth ward, ohne ſich erklären zu können, woher es kam. Der Einſiedler umſchlang nun ihren ſchönen Leib, preßte ſie heftig an ſeine Bruſt und drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen.

„Was iſt das!“ rief Roſalinde erſtaunt: „ich bin nur gewohnt, Liebkoſungen von meinem Herrn zu empfangen.“ —

„Ich weiß es,“ verſetzte der Einſiedler: „und weiß auch, wie ſehr Du Dich nach dieſen Liebkoſungen ſehnſt, und darum meine Hütte wieder verlaſſen willſt. Glaubſt Du aber, daß meine Arme nicht kräftig genug ſind, Dich eben ſo zärtlich zu umfangen, als Dein Gebieter! Lege die unnöthige Scham ab, und ſtille Deine Sehnſucht an meiner Bruſt!“ —

„Laßt mich!“ rief Roſalinde und wollte ſich von ihm loswinden, aber er drückte ſie nur noch heftiger an ſich und ſprach: „Schöne Roſalinde, ich liebe Euch, ich habe Euch geliebt ſeit dem erſten Augenblicke, da ich Euch ſah. Zwanzig Jahre habe ich in der Einſamkeit ohne Liebe zugebracht, um für meine Sünden zu büßen, und den Himmel gebeten, mir ein Zeichen zu ſenden, woran ich erkennen möge, daß es der Buße genug ſey. Jetzt ſchickt er mir Euch und ruft mir zu: „Es iſt Genug! empfange den Lohn für Deine Beſſerung!“

Zu Euch aber spricht er: „Sühne Deine Schuld und vertilge das Andenken an Dein sündiges Leben, indem Du einen frommen Mann beglückst!“ —

„Ach!“ rief Rosalinde, indem sie mit aller Macht strebte, sich loszuwinden: „mußte ich darum den Krallen des Adlers entfliehen, um in die Klauen des Tigers zu gerathen? Laßt mich! ich verachte Euch!“ —

„Schöne Rosalinde,“ sprach er: „seid doch nicht so eigensinnig. Was ist es denn, daß Ihr mir eine Gunst gewährt, da Ihr doch schon so viele Jahre hindurch mit Eurem Leib gesündigt habt? Ich hätte damals, als ich Euch ohnmächtig am Eingang des Waldes liegen fand, Eure Reize genießen können, ohne daß Ihr im Stande gewesen wäret, es mir zu verwehren, aber ich that es nicht, weil ich Mitleid mit Eurem unglücklichen Zustand hatte; darum habt nun auch wieder Mitleid mit mir und weigert Euch nicht länger, meine Sehnsucht zu stillen, indem Ihr zugleich die Eurige stillt.“ —

„Ha!“ rief Rosalinde: „jetzt erst erblicke ich Euch in Eurer wahren Gestalt. Ihr habt mit Eurem Gesichte auch Eure Seele verändert und seid aus einem guten Geiste ein böser Geist geworden. Hebe Dich weg von mir, Du Ungeheuer!“ —

„Nun denn,“ rief der Einsiedler: „wenn Du denn nicht mit der Güte willst, so sollst Du mit Gewalt.“

Rosalinde bot alle ihre Kräfte auf, um sich loszureißen; aber der Einsiedler schien Riesenstärke zu besitzen. Sie rang mit dem Muth der Verzweiflung um ihre Tugend — noch rang sie — noch — nicht mehr und stieß einen lauten Schrei aus. In demselben Augenblick sauste ein Pfeil durch die Luft, und der Einsiedler stürzte in seinem Blute zu Boden.

„Dankt dem Himmel, der mich eben zu rechter Zeit schickte, um Euch zu retten," sagte ein junger schöner Mann, der aus dem Gebüsche hervortrat und noch den Bogen in der Hand hielt, von dem er den Pfeil geschnellt hatte: „der Bösewicht hat seinen gerechten Lohn empfangen."

Rosalinde war wie aus einem Traum erwacht. Sie wollte sich ihrem Erretter zu Füßen werfen, aber dieser hob sie auf und sprach: „Es freut mich, schöne Dame, dass ich Euch habe einen Dienst erzeigen können. Ich hatte mich auf der Jagd verirrt, weiß mich aber jetzt, da ich die Einsiedelei vor mir sehe, wieder zurecht zu finden und bin bereit, Euch von diesem verhassten Orte hinwegzuführen, wenn Ihr mir folgen wollt. Die Wohnung, die ich in dieser Zeit wegen der Belustigungen der Jagd bezogen habe, liegt an dem östlichen Ende dieses Waldes, und wenn wir uns beeilen, können wir dieselbe noch vor der Dunkelheit erreichen. Zuvor aber bitte ich Euch, mir zu sagen, Wer Ihr seid, und wie Ihr in diese traurige Lage gerathen. Der edle Ausdruck Eures Antlitzes und der Stoff, aus dem Eure beinahe abgetragenen Kleider gemacht sind, deuten darauf hin, dass Ihr einem edlen Stande angehört."

Rosalinde erzählte ihrem Erretter in gedrängter Kürze den Hauptinhalt ihrer Geschichte.

„Der Zufall spielt hier gar wunderbar," versetzte der junge Mann, als sie ihre Erzählung geendigt hatte: „denn ich bin eben der Prinz Nazim, vor dem Ihr geflohen seid."

Rosalinde erblasste.

„Seid ohne Furcht, schöne Dame," sprach der Prinz, ihre Hand ergreifend: „Ihr seid unter meinem Schutze sicherer, als unter dem Dache des Einsiedlers, der Euch schützen sollte, die Beute des Prinzen Nazim zu werden."

Als Rosalinde immer noch zögerte ihm zu folgen, sprach er: „Ich gebe Euch mein Wort auf Ritterehre, daß Euch von mir nichts Leides widerfahren soll. Ich würde eher mein eigenes Leben dahingeben, als es dulden, daß Euch nur die geringste Kränkung geschähe. Folgt mir daher in meine Wohnung, wo Ihr von Personen Eures Geschlechts bedient werden sollt, bis ich die nöthigen Anstalten getroffen habe, Euch nach dem Hafen des Meeres zu geleiten, damit Ihr Euch dort einschiffen und wieder in Eure Heimath in die Arme Eures Herrn zurückkehren könnt, indem ich es mir zur Ehre rechnen werde, Eurem Gebieter einen Dienst erzeigt zu haben. Zweifelt Ihr an meiner Rittertreue?“

Der aufrichtige Ton, mit dem der Prinz diese Worte sprach, hatte Rosalinden Zutrauen eingeflößt. Sie trug nicht länger Bedenken, sich seinem Schutze anzuvertrauen, und trat mit ihm den Weg nach seiner Wohnung an, die sie noch vor der Dunkelheit erreichten.

In der Wohnung des Prinzen Nazim wurde Rosalinde von Personen ihres Geschlechts bedient. Man brachte sie in ein Bad, und als sie dasselbe wieder verließ, legten ihr die Dienerinnen köstliche Kleider an, die der Prinz ihr als Geschenk überreichen ließ. Die Kleider aber hatten den Schnitt derjenigen, wie sie die Frauen dieses Landes trugen; sie fielen in weiten Falten um den Leib herunter und hatten eine lange Schleppe; doch bedeckten sie eben nicht die Brust, da diese von einem dünnen Flor verhüllt wurde.

Nach etlichen Tagen hatte der Prinz die nöthigen Anstalten zu Rosalindens Abreise getroffen. „Schöne Rosalinde,“ sagte er zu ihr: „ich hätte mir gern das Vergnügen verschafft, selbst Euer Begleiter zu sein, bis Ihr den Hafen des Meeres erreicht habt: aber ein wichtiges Geschäft ruft mich zurück

nach der Hauptstadt. Ich werde Euch aber einen der treuesten meiner Diener zur Begleitung mitgeben, unter dessen Schutz Ihr eben so sicher sein werdet, als unter meinem eigenen." Dann zog er einen kostbaren, mit Diamanten besetzten Ring von seinem Finger und überreichte ihr denselben mit den Worten: „Grüßt Euern Herrn und Gebieter von mir und überreicht ihm diesen Ring in meinem Namen und sagt ihm, daß Prinz Nazim ihn um seine Freundschaft bitten lasse."

Rosalinde empfing den Ring mit vieler Bescheidenheit und dankte dem Prinzen in den wärmsten Ausdrucken für die ihr erzeigte Freundschaft.

Als die Stunde der Abreise nah'te, bestieg sie ein schönes Maultier, das der Prinz für sie hatte vorführen lassen, und der Diener, der sie begleiten sollte, bestieg ebenfalls ein Maultier und ritt, wie es die Sitte des Landes war, in gebührendem Abstande hinter ihr her. Sie hatten schon eine große Strecke zurückgelegt, und die Sonne stand bereits im Mittag als sie in ein schönes grünes Thal gelangten, das Rosalinde sogleich als dasjenige erkannte, aus welchem Hafiz sie entführt hatte. Die Erinnerung an jenen furchtbaren Augenblick, der wieder lebhaft vor ihre Seele trat, erfüllte sie mit einer geheimen Angst, und sie rief daher ihrem Begleiter zu, daß er ihr zur Seite reiten solle. Als derselbe sich genah't hatte, und Rosalinde ihm ins Gesicht blickte, entsanken ihrer Hand plötzlich die Zügel. „Hafiz!" rief sie und erbleichte.

„Ja, ich bin es," versetzte Hafiz: „aber seid ohne Furcht, schöne Dame. Ihr seid unter meinem Schutze eben so sicher, als ob der Prinz Nazim selber Euer Begleiter wäre. Die Rollen haben sich geändert; jetzt seid ihr die Gebieterinn, und ich bin Euer Sclave." —

„Aber wie konnte der Prinz nur einen Menschen zum

Begleiter geben," sagte Rosalinde: „der ein Handwerk treibt, wie das Eurige?" —

„Wem sollte wohl der Prinz besser Euern Schutz anvertrauen, als dem treu'sten seiner Diener?" versetzte Hafiz: „Daß ich nebenher noch zu meinem eigenen Vergnügen ein anderes Handwerk treibe, als das, wofür der Prinz mich besoldet, ist freilich wahr: aber was hat das mit der Treue gegen meinen Herrn zu schaffen? Der Prinz hat mir Euern Schutz anempfohlen, und Wer Euch daher Etwas zu Leide thun wollte, der müßte erst über meine Leiche schreiten." —

„Und doch seid Ihr es, der mich an einen Sclavenhändler verkaufen wollte," versetzte Rosalinde.

„Damals waren die Umstände andrer Art," erwiederte Hafiz: „es kommt bei der Handlungsweise der Menschen gar zu sehr auf die Umstände an, schöne Dame. Glaubt Ihr, zum Beispiel, daß wenn der Prinz Razim Euch als seine Sclavinn gekauft hätte, ich dann jetzt mit Euch dieses Weges zöge? Ich sage Euch, Ihr befändet Euch dann nicht auf Eurem Maulthier, sondern in den Armen des Prinzen." —

„Ihr lügt," versetzte Rosalinde: „der Prinz Razim ist ein edler Mensch und würde gewiß Mitleid mit meinem unglücklichen Schicksal gehabt haben." —

„Pah!" rief Hafiz: „was kümmert sich der Prinz um das Schicksal seiner Sclavinnen? Sollte er alle die schönen Frauenzimmer in seinem Harem, die durch ein unglückliches Schicksal in Sclaverei gerathen sind, wieder frei geben, so würde er von ihnen keine einzige behalten." —

„Guter Freund," erscholl jetzt plötzlich eine Stimme hinter ihnen, die von einem Manne kam, welcher ein stattliches Maulthier ritt, und dem äußern Ansehen nach vertrau't mit dem Tanz der Waffen war: „Ihr habt da ein mühseliges

Geschäft übernommen, der Begleiter dieser Dame zu sein. Überlasst das einem Manne, wie mir, der so Etwas besser versteht, und zieht in Frieden Eures Weges, woher Ihr gekommen seid." —

„Ihr seid allzu gütig," versetzte Hassan: „dass Ihr mich meines mühseligen Geschäftes überheben und Euch selbst damit beladen wollt; doch thut es mir leid, von Eurem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können, und Ihr werdet daher erlauben, dass ich diese Dame, welche meinem Schutz übergeben ist, ferner begleite, so wie ich es bisher gethan habe." —

„Macht nur keine Umstände," erwiederte der Fremde: „ich bin kein Freund von vielen Worten, und wenn Ihr mich etwa noch nicht recht verstanden habt, so soll Euch mein Dolmetscher — hier deutete er auf seinen Säbel — die Sache gleich deutlicher auseinander setzen." —

„Wohlan denn!" sagte Hassan, indem er seinen Säbel aus der Scheide zog: „lasst denn unsre Dolmetscher die Sache mit einander ausmachen, so sparen wir die Worte."

Der Fremde hatte ebenfalls seinen Säbel entblößt, und augenblicklich klirrten ihre Waffen an einander.

„Nicht übel!" rief der Fremde nach einer Weile: „ich will Euch jetzt aber ein Kunststückchen zeigen."

Hassan parirte den Hieb ab.

„Brave!" rief der Fremde: „kennt Ihr aber auch dieses Kunststückchen?"

Hassan parirte noch einmal.

„Gut gemacht!" rief der Fremde: „ich sehe, Ihr versteht das Exercitium. Aber kennt Ihr dieses Kunststückchen?" —

Hassan wich durch eine geschickte Lenkung seines Maulthieres dem Hieb aus.

„Ihr seid ein braver Bursch!“ rief der Fremde: „es ist ordentlich eine Freude, sich mit Euch zu unterhalten.“ —

„Ihr habt mir jetzt Eure Kunststückchen gezeigt,“ sagte Hafiz: „erlaubt nun, daß ich Euch auch die meinigen zeige. Kennt Ihr, zum Beispiel, dieses!“ —

„Wetter!“ rief der Fremde, indem er abparirte: „wo habt Ihr das her! Ich hab's in meinem Leben nur einmal gesehen.“ —

„Und auch dieses!“ rief Hafiz, indem sein Säbel die Richtung nach der Brust des Fremden zu nehmen schien, aber plötzlich ihm über der Achsel in die Gurgel fuhr. Der Reiter stürzte von seinem Thier und raufte krampfhaft mit seinen Händen das Gras aus der Erde. „Kraut und Rüben!“ rief er: „das war ein köstlicher Hieb! Erzeigt mir jetzt nur noch die Freundschaft und macht's aus mit mir, damit ich nicht so lange zu zappeln brauch!“ —

„Nun, den Gefallen kann ich Euch wohl thun,“ sagte Hafiz, stieg ab von seinem Maulthier und trennte dem Fremden mit einem Hieb den Kopf vom Rumpfe. „Nun denk' ich, wirst Du zufrieden sein, Camerad,“ sprach er dann: „aber jetzt laß mal sehen, wie es mit Deinen Taschen bestellt ist, und ob's der Mühe werth war, Dir so viel Artigkeit zu erzeigen.“ Er begann jetzt, die Taschen des Getödteten zu untersuchen und zog daraus einen schweren Beutel hervor, der mit kostbaren Ringen, Ohrgehängen und Edelsteinen angefüllt war. „Ei! ei! rief er: „da komm ich ja auf einmal zu einer reichen Erbschaft, ich weiß nicht wie. Der Selige scheint ein Damenheld gewesen zu sein und es mehr darauf abgesehen zu haben, ihnen ihren Schmuck, als sonst Etwas zu rauben. — Aber Was ist Das!“ rief er plötzlich, indem er aus dem Beutel einen Finger hervorzog, an dem ein köstlicher von

Diamanten blitzender Ring steckte: „Pfui! pfui! Camerad! Das war nicht galant! Das geht über die Etiquette. Eine schöne Dame mit allem Anstand ihres Schmuckes zu entledigen, wenn sie daran zu schwer zu tragen hat, lass ich mir wohl gefallen; aber ihr obendrein den Finger abzuhauen — das zeugt von einer uncultivirten Lebensart und geziemt keinem braven Rittersmann. Wenn ich das vorher gewusst hätte, Camerad, ich wollte Dir den Abschied doch nicht so leicht gemacht haben, sondern hätte Dich noch ein wenig zappeln lassen, damit Dir bei der Gelegenheit Deine Sünden eingefallen wären. Du bist wirklich allzu leichten Kaufs davon gekommen.“ Er steckte nun seine Beute zu sich, bestieg dann wieder sein Maulthier und ritt an Rosalindens Seite hin, die vor Schrecken noch halb ohnmächtig war. „Dankt dem Geschick, dass es mich Euch zum Begleiter ersehen hat,“ sagte er zu ihr: „denn der Patron da war ein toller Raufbold und schien es weniger auf Eure Tugend, als auf Euer Leben abgesehen zu haben; dazu besaß er eine so genaue praktische Kenntniss seines Geschäftes, dass ich genöthigt war, mein bestes Kunststückchen an ihm zu probiren, das ich sonst nur für den alleräußersten Fall aufzusparen pflege, und wär's mir diesmal misslungen, so läg' ich wahrscheinlich da, wo er jetzt liegt. Ihr seht aber, schöne Dame, dass es Euch gar heilsam war, dass ich neben meinem eigentlichen Geschäfte auch noch ein anderes erstrebe, wobei man Gelegenheit hat, sich Fertigkeiten in gewissen Dingen zu erwerben, die man sich sonst nicht so leicht erwirbt, und die doch in manchen Fällen, besonders wenn man ein schönes Frauenzimmer durchs Land zu geleiten hat, gar nützlich werden können.“

Rosalinde war wie in einem Traume. Der Einsiedler, dessen Schutz sie vertrauensvoll sich überlassen hatte, war der

gefährlichste Bösewicht gewesen; der Prinz Nazim, von dem sie ihre Tugend gefährdet glaubte, war der Retter ihrer Unschuld und zeigte gegen sie den uneigennützigsten Edelmuth; und Hafiz endlich, vor dem sie sich am meisten fürchtete, war der Retter ihres Lebens, indem er kein Bedenken trug, sein eigenes für sie zu wagen. Rosalinde wußte gar nicht mehr, Was sie aus den Menschen machen sollte. Im Grunde aber war der Einsiedler kein so großer Bösewicht, als sie glaubte, Nazim nicht so edelmüthig, wie er ihr schien, und Hafiz kein so treuer, sich selbst aufopfernder Begleiter, als sie dachte. Was alle drei waren, das waren sie mehr durch die Fügung der Umstände, als aus innerem Antriebe. Es giebt keinen Bösewicht, der nicht zuweilen ein göttlicher Mensch sein kann, und keinen göttlichen Menschen, der nicht zuweilen einer unedlen Handlung fähig wäre.

Nach etlichen Tagereisen hatte Hafiz mit Rosalinden, ohne daß ihnen ein weiterer Unfall zugestoßen wäre, den Hafen erreicht. Ein Schiff, das nach dem Lande jenseits dem Meere segelfertig lag, nahm Rosalinden auf und brachte sie glücklich in ihre Heimath zurück. Da ihr auf der ganzen Reise weiter nichts Bemerkenswerthes begegnete, so melden wir nur, daß Rosalinde eines Tages, da schon die Sonne dem Untergang sich neigte, auf einem Maulthier, das sie diesseit des Meeres durch das Land getragen hatte, vor dem königlichen Schlosse in der Hauptstadt abstieg. Mit klopfendem Herzen, das vor Freude ihre Brust zu zersprengen droh'te, eilte sie die Treppe hinauf, öffnete das Zimmer ihres Herrn, und eh' dieser noch den Sturm abzuwehren vermochte, lag sie in seinen Armen.

Der König stand jetzt auf und sagte: „Es ist gut, Rosalinde, daß Du wieder da bist; aber Du erscheinst in einer so reichen und seltsamen Tracht, nicht als ob Du von der

Reise kämst, sondern als ob Du Dich zum Tanz geschmückt hättest, woran jedoch die lange Schleppe Deines Kleides Dir sehr hinderlich sein möchte." —

„Lieber Herr, es ist dieses die Tracht der Frauenzimmer im Land der schwarzen Heide, wo ich mich längere Zeit aufgehalten habe," antwortete Rosalinde.

„Ich kann es mir wohl denken," versetzte der König: „Aber sage mir, Rosalinde, woher hast Du denn den kostbaren Ring, der an Deinem Finger blitzt!" —

Rosalinde zog den Ring vom Finger und sprach: „Es ist dies ein Geschenk von dem Prinzen Razim, dem ich, wie ich Euch das nachher alles erzählen werde, sehr viele Verbindlichkeiten schuldig bin. Er hat mir aufgetragen, Euch den Ring in seinem Namen zu überreichen und Euch um Eure Freundschaft zu bitten." —

„Außerordentlich viel Ehre für mich!" versetzte der König: „und das kostbare Perlenhalsband, das Deinen Hals schmückt, das ist gewiss auch ein Geschenk von dem Prinzen Razim." —

„Nein, lieber Herr, das hat mir die gute Fee Benda geschenkt, die im Regenthal wohnt." —

„Ganz recht!" versetzte der König: „ich hatt' es beinahe vergessen. Und diese Perlen stehen in gewisser Beziehung zu dem Prinzen, unserm Sohn; ist es nicht so!" —

„Ja, so ist es," erwiederte Rosalinde: „denn wisst, sobald diese schwarzen Perlen weiss geworden sind, so ist unser lieber Sohn wieder aus dem Zustand seiner Verzauberung befreit." —

„Ei, das wäre!" rief der König: „und die Perlen haben die Eigenschaft, ganz von selbst weiss zu werden!" —

„Ja," erwiederte Rosalinde: „sobald nämlich der Zauber des Prinzen gelöst ist." —

„Das sind doch gar wunderbare Perlen," versetzte der König: „Apropos!" sagte er dann: „ich habe eine kleine Überraschung für Dich. Warte nur einen Augenblick auf mich, ich werde sogleich wieder hier sein."

Der König ging, und trat nach einer kurzen Weile wieder mit der Alten, die sich Ulma nannte, und mit einigen Bedienten in's Zimmer. „Kennst Du dieses Frauenzimmer?" fragte er Rosalinden.

„Ulma!" rief Rosalinde ganz erstaunt; denn die Alte hatte die Gestalt der Dienerinn Ulma, die der Prinz Nazim Rosalinden zur Aufwartung gegeben hatte, während sie sich auf seinem Schlosse befand.

„Und ist dies dieselbe Rosalinde, die Ihr kennt?" fragte der König, sich an die Alte wendend.

„Es ist dieselbe," entgegnete diese.

Der König hieß die Alte wieder abtreten, wandte sich dann an die Bedienten und sagte: „Ziehet diesem Frauenzimmer ihre Kleider aus und legt ihr Sclaventracht an." —

„Wie!" rief Rosalinde verwundert: „meint Ihr mich, mein Herr König?" —

„Thut, wie ich Euch gesagt habe!" rief der König den Bedienten zu." —

„Ach, Gnade! Gnade!" rief Rosalinde, indem sie sich dem König zu Füßen warf: „ich fühle, daſs ich strafwürdig bin, weil ich ohne Eure Erlaubniſs Euch verlassen habe; aber wisset, mein Herr König, daſs es mir gelungen ist, den Zauber des Prinzen, unsers lieben Sohnes, zu lösen, daſs Ihr ihn wiedersehen, ihn wieder in Eure Arme schließen und Euch wieder seiner Liebe freuen werdet." —

„Thut, wie ich Euch gesagt habe!“ rief der König in strengem Tone den Bedienten zu, die immer noch gezögert hatten, seinen Befehl zu vollziehen, jetzt aber Rosalinden ergriffen und anfingen, ihr die Kleider auszuziehen.

„Ach, mein Herr König,“ sagte Rosalinde: „thut doch nicht also an mir. Ich habe schon so viel, so unendlich viel gelitten, mehr als meine Worte zu nennen im Stande sind, und doch habe ich Alles, was ich gethan habe, nur aus Liebe zu Euch und aus Liebe zu unserm lieben Sohn gethan.“ —

„Hast Du denn auch aus Liebe zu mir mit dem Prinzen Razim gebuhlt!“ fragte der König sie.

„Wie!“ rief Rosalinde, als hätte ein Blitz sie getroffen: „Was war das, mein Herr König? — Ein solcher Verdacht — nein, es ist nicht möglich! — Ihr könnt keinen solchen Verdacht hegen. — Es wäre allzuschrecklich.“ —

„Nehmt Ihr auch das Halsband ab!“ rief der König den Bedienten zu, welche Rosalinden jetzt entkleidet hatten.

„Nein, nicht das Halsband, mein Herr König!“ rief Rosalinde: „nicht das Halsband! um der Barmherzigkeit des Himmels willen nicht das Halsband! Es ist das Einzige, was mich noch trösten, was mich noch aufrecht erhalten kann in meinem grenzenlosen Elend.“ —

„Nehmt ihr das Halsband ab!“ wiederholte der König, und die Bedienten gehorchten.

„Ha!“ rief Rosalinde, indem sie noch krampfhaft mit der Hand das Halsband festhielt: „nur noch ein paar Secunden! nur noch so lange, bis es weiß geworden ist! und das muß jetzt, ja diesen Augenblick muß es geschehen.“ Dann rief sie plötzlich wieder wie aus einem Traum erwachend: „Ach nein, mein Herr König, nicht das Halsband! Thut Alles mit mir, was Euch beliebt! laßt mich in den Kerker

werfen und mich mit schweren Fesseln belasten — nur lasst mir das Halsband! lasst es mir nur so lange, bis diese schwarzen Perlen weiß geworden sind, und wenn sie weiß geworden sind, dann tödtet mich! dann will ich freudig sterben! dann weiß ich, daß der Prinz, unser Sohn, gerettet ist." —

„Verdammte Lügnerinn!" rief der König: „so lange willst Du leben, bis die schwarzen Perlen weiß geworden sind? Nicht so übel! Du willst also ewig leben. Her mit dem Halsband!" und mit diesen Worten riß er es ihr aus der Hand und warf es auf den Tisch.

Rosalinde stieß einen lauten Schrei aus, und sank dann halb ohnmächtig in die Arme der Bedienten zurück, welche damit beschäftigt waren, ihr die Sclaventracht anzulegen.

Als die Bedienten ihr Geschäft beendigt hatten, sagte der König: „Führt sie auf den Markt zu einem Sclavenhändler, daß er sie verkaufe."

Rosalinde sah, während die Bedienten sie abführten, starr vor sich hin; ihre Thränen hatten aufgehört zu fließen, und kein Laut kam mehr über ihre Lippen. Es schien, als ob sie in völliger Bewußtlosigkeit Dessen war, was mit ihr vorging. —

Als Rosalinde den Pallast verlassen hatte, rief der König die Alte, welche sich Ulma nannte, vor sich, warf ihr einen Beutel zu und sagte: „hier habt Ihr Eure Belohnung. Aber jetzt verlasst dieses Land! wenn Ihr in demselben noch gefunden werdet, wenn der Mond zum zweiten Mal seine Scheibe gefüllt hat, so wird man Euch aufknüpfen, wo man Euch trifft." —

Die Alte verließ augenblicklich den Pallast, und niemals hat man ihre Spur in diesem Lande wiedergesehen. Schon als sie aus der Pforte gegangen war, schien sie verschwunden

n sein. Wohl sah man unter den Fenstern des Pallastes in altes Weib an ihrem Stab vorüberkriechen, aber es war ies nicht dieselbe, die eben die Pforte verlassen hatte.

Längere Zeit nach diesem Auftritte stand eines Tages r Prinz Wunderschön an der Pforte des Pallastes. Er ffnete dieselbe, eilte die Treppen hinauf und trat in das immer seiner Mutter. Er fand es leer. Er begab sich jetzt Fatmens Zimmer, um bei ihr nach seiner Mutter zu for- ben; anstatt der Aufwärterinn aber, fand er einen Diener, r ihm fremd war.

„Wo ist Rosalinde, meine Mutter?" fragte der Prinz ihn.

„Ich weiß nicht, Wer Rosalinde, oder Wer Eure Mut- r ist," entgegnete der Diener: „übrigens, wenn Ihr ein rauenzimmer sucht, so müsst Ihr darnach anderswo fragen, s auf dem Schlosse, weil hier keine Frauen geduldet wer- n." —

„Was ist hier vorgefallen?" fragte der Prinz.

„Ich weiß es nicht," erwiederte der Diener: „Was sich er fruher zugetragen hat; denn ich bin erst seit kurzer Zeit f dem Schlosse angestellt." —

„Wo ist denn der König?" fragte der Prinz: „wo ist ein Vater?" —

„Der König ist in seinem Zimmer," versetzte der Be- ente: „wo aber Euer Vater ist, das kann ich Euch nicht gen, und möchte auch wohl schwer zu ermitteln sein."

Der Prinz eilte zu dem Zimmer seines Vaters. Einige hürsteher wollten ihm den Eintritt verwehren; aber er warf r bei Seite, öffnete das Zimmer und stürzte seinem Vater die Arme.

„Der alte König, der nichts weniger ahnte, als sein Sohn noch am Leben zu sehen, war vor Überraschung im A fang weder seiner Sinne, noch seiner Sprache mächtig. „M lieber Sohn!“ rief er endlich: „bist Du es denn wirklich, d ich in meine Arme schließe? Man hat mir für gewiss v sichert, Du wärst todt.“ —

„Ich war auch so gut, wie todt,“ versetzte der Prin „denn ich war verzaubert. Aber Ihr wisst ja, dass mei Mutter Rosalinde den Zauber wieder gelöst hat, und I müsst ja auch den Augenblick meiner Entzauberung schon läng erfahren haben, indem die schwarzen Perlen in dem Halsban das die Dame Benda meiner Mutter geschenkt hat, sich weiße verwandelten.“ —

„Wie!“ rief der König und sank leichenblass auf d Stuhl zurück: „die Dame Benda — — das Halsband — — Rosalinde — — Es kam mir vor, als sagtest Du Etwa mein Sohn.“ —

„Nun, ich sagte, wie Ihr das ja selbst wissen müsst, da meine Mutter Rosalinde meinen Zauber wieder gelöst ha und dass die schwarzen Perlen — —“ —

„Halt!“ rief der König und hielt ihm den Mund zu „sprich ihn nicht aus, den Fluch! Du hast einen gräßliche Fluch auf Deinen Lippen.“ —

„Aber Was ist Euch denn, mein Vater? und wo ist Ro salinde, meine Mutter?“ —

„Komm her, mein Sohn! komm her zu mir! ich will Dir ins Ohr flüstern; denn laut darf ich es nicht sagen. Ich habe sie verkauft,“ flüsterte er leise.

„Was?“ rief der Prinz: „Nein, es kann nicht sein! Ich habe unrecht gehört. Wo ist Rosalinde, meine Mutter? Va ter! Vater! wo ist meine Mutter?“ —

„Recht so! recht so! mein Sohn! stoße nur den Dolch in mein Herz, so tief Du kannst! Ha! vortrefflich getroffen! — Aber halt! — halt! sage ich Dir! — Es ist nicht wahr! — Junge, Du bist ja ein abscheulicher Lügner, und Deine Mutter ist eine verdammte Hure! Komm mit mir in meine Schatzkammer, ich will es Dir beweisen!"

Der Prinz folgte, ohne zu wissen, Was er that, dem König in die Schatzkammer.

„Sieh," rief der König und deutete auf ein Halsband, das an der Wand hing: „dort hangt es. Aber ich habe Recht; denn es ist nicht weiß, sondern schwarz. Es sieht zwar grau aus, aber grau ist schwarz. So sprich doch, mein Sohn! Deine Zunge ist doch sonst so geläufig, und Du kannst nicht einmal sagen, dass es schwarz ist!"

Der Prinz nahm das Halsband von der Wand und schüttelte den Staub ab, worauf der Glanz, der von den weißen Perlen ausstrahlte, die ganze Schatzkammer erfüllte.

„Ha! ha! ha!" lachte der König und seine Stimme war fürchterlich: „da hat die Hölle einmal ein Meisterstück gespielt! Ich sage Dir, Junge, es ist zum Todtlachen! Ha! ha! ha! ha!"

Nur mit Mühe gelang es dem Prinzen, von dem König zu erfahren, dass er Rosalinden zu einem Sclavenhändler auf den Markt geschickt hätte, damit derselbe sie verkaufe. Der Prinz begab sich augenblicklich zu dem Sclavenhändler und fragte ihn, ob er ein Frauenzimmer verkauft habe, das Rosalinde heiße und so und so aussähe.

„Ja," sagte der Sclavenhändler: „vor einiger Zeit habe ich ein solches Frauenzimmer verkauft." —

„Und an Wen habt Ihr sie verkauft?" fragte der Prinz.

„Ich habe sie an einen Landbauer verkauft, der aus dem

Rebellande ist und Babuck heißt," versetzte der Sclavenhändler.

„Und wo liegt das Nebelland?" fragte der Prinz.

„Das weiß ich nicht," erwiederte der Sclavenhändler.

Es war eine stürmische Nacht. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel und ein dicker Nebel hatte sich auf die Erde gelagert. Da erglomm auf öder Heide ein Fünkchen, das immer größer und größer wurde, bis es endlich zu einem hell lodernden Feuer aufflammte. Neben demselben stand eine alte Frau, die sich an einem Stab stützte und Etwas in die Flammen warf, worauf alsbald mitten in demselben, halb über der Erde, eine glühende Gestalt erschien und rief:

„Kommst Du, Norick? Gieb mir Deine Hand, damit ich Dich zu mir herunterziehe," und mit diesen Worten streckte der Glühende die Hand aus dem Feuer, aber zog sie schnell und erschrocken wieder zurück, wie Einer, der sich die Finger an heißen Kohlen verbrannt hat.

„Nicht so voreilig!" sagte die Alte: „Du siehst wohl, daß ich mich mit Alf-Ranken umgeben und mit der Hand in eine Hexenschlinge gefaßt habe, und überdies ist die verlängerte Frist, die Du mir gegeben hast, auch erst um drei Tage abgelaufen." —

„Was willst Du denn von mir," rief der Glühende: „wenn Du mir nicht meinen Lohn zahlen willst!" —

„Ich will Dich bitten, meine Frist noch um zwei Jahre zu verlängern," sagte die Alte: „mich hast Du immer gewiß, und ich schaffe Dir in der Zeit noch ein Opfer; dann erhältst Du Deinen Lohn gedoppelt." —

„Du lügst, Norick, Du lügst!" rief der Glühende: „Um

mir ein Opfer zu ſchaffen, müſsteſt Du tödten können; aber Du kannſt nicht tödten, Rorick!“ —

„Ich kann tödten, Radebeck, ſofern Du mir dazu die Friſt giebſt. Ich will den Baum mit allen ſeinen Zweigen verheeren, indem ich die Wurzel zerſtöre und Mandanen opfre.“ —

„Ha! ha! ha!“ lachte der Glühende mit einer gräſslichen Stimme: „Du kannſt nicht einmal das Leichte vollbringen, und willſt das Schwerſte unternehmen! Ich ſage Dir, Rorick, ehe der Mond zum dritten Mal über Deinem Haupte ſchwebt, muſs ich meinen Lohn haben; das ſteht unabänderlich.“ —

„Nur ein Jahr noch, Radebeck!“ —

„Auch nicht eine Minute! das ſchwör' ich Dir beim Jammer der Mutter, die ihr Neugebornes im Schlaf erſtickt.“ —

„Nun, mir iſt's einerlei; aber Du thuſt Dir ſelbſt Schaden. — Radebeck, ſage mir, wie wird mein Zuſtand ſein?“ —

„Dein Zuſtand? Du wirſt ſein wie Einer, den man auf einen Speer geſteckt hat, und der ſich um denſelben krampfhaft in die Höhe windet; ehe er aber noch das Ende erreicht hat, kehrt man den Speer um, und er fängt dann aufs neue an, ſich daran emporzuwinden, worauf man wieder den Speer umkehrt, und das dauert ſo lange fort, als das unterirdiſche Feuer währt.“ —

„Ich danke Dir, Radebeck, ich danke Dir! Es iſt gut, daſs ich meinen Zuſtand weiß, um mich damit vertraut zu machen. Jetzt habe ich nur noch eine Bitte an Dich, Radebeck.“ —

„Was willſt Du?“ —

„Laſs mich ſelbſt meinen Tod mir bereiten.“ —

„Die Bitte iſt Dir gewährt.“ —

„Schwöre es mir beim ewigen Höllenfeuer.“ —

„Beim ewigen Höllenfeuer! Und welche Todesart willst Du wählen?“ —

„Das laſs meine Sorge sein.“ —

„Auch gut!“ versetzte der Glühende mit einem furchtbaren Grinsen und sank wieder unter die Erde.

„Ha! ha! ha!“ lachte die Alte ihm nach: „die Hölle hat diesmal die Hölle betrogen, und Du musst so lange warten, Radebock, bis ich meinen Tod mir bereite, und wenn Du ewig warten solltest. Ha! ha! ha! ha!“

Vor einer Lampe, die mit einer sonderbaren Flamme brannte, erblicken wir die Alte wieder, die wir auf der Heide sahen, an einem mit allerlei Figuren ausgelegten Tisch; sie zeichnet auf demselben mit Kreide Punkte, schüttelt den schwarzen Sand in einer Schachtel, oder streichelt auch eine schwarzgraue Katze, welche neben ihr an der Erde sitzt, um aus ihren Haaren elektrische Funken zu locken. „Im Nebellande also,“ ruft sie. Plötzlich steht sie auf, tritt ans Fenster und blickt hinaus an den Himmel, während eben der Mond hinter der Wolke hervortrat. „Da bist Du ja wieder, alter Freund,“ ruft sie: „und das nun schon zum zweiten Mal, und morgen wird es das dritte Mal, und übermorgen das vierte Mal, und Radebock ist voll Verzweiflung, daſs ich mir immer noch meinen Tod nicht bereiten und sein will wie Einer, der an einem Speer steckt und nicht herunter kann, weil man den Speer immer umkehrt. Hu! das muſs gräſslich sein, so an einem Speer zu stecken! Ich muſs doch wissen, wie das wohl ist.“ Sie nahm jetzt die Lampe, ging damit auf den Boden und suchte zwischen allerlei Gerümpel einen alten verrosteten

Speer hervor; dann trat sie wieder ins Zimmer, strich ihre Katze und sagte: „Komm, Mieschen, wir wollen ein wenig im Mondschein spazieren gehen.“ Die Katze folgte ihr schnurrend in den Garten. „Komm Mieschen,“ sagte sie dann: „leg' dich nieder an die Erde, damit ich dir das Fell ein wenig krane. Mieschen hatte sich niedergelegt. Die Alte aber ergriff plötzlich den Speer und bohrte ihn der Katze durch den Leib, so daß die Spitze in die Erde fuhr. Der Schwarze stieß ein furchtbares Geschrei aus, dreh'te die Augen, die wie zwei leuchtende Kugeln glüh'ten, wild im Kopf herum und machte Miene, der Alten zu Leibe zu springen; aber der Speer, den die Alte am obern Ende angefaßt hatte, hielt ihn zurück. Plötzlich schien der Kater sich besonnen zu haben: er drehte sich einige Male an dem Speer herum und wand sich dann unter gräßlichem Geschrei an demselben hinauf, wobei er beständig seine glühenden Augen auf die Alte gerichtet hatte. „Recht so! Kätzchen! recht so!“ rief die Alte: „wie ist dir zu Muthe, Kätzchen! Thut es denn wirklich so weh, daß du so gewaltig schreien mußt?“ Unterdessen hatte der Kater sich beinahe um den Speer hinauf gewunden, und die Alte kehrte denselben um, so daß die Spitze nach oben wandte, worauf der Kater von neuem anfing, sich an demselben hinaufzuwinden. „Das also sollte mein Schicksal sein, Radebock!“ rief die Alte: „Wahrhaftig! es ist ein lustiger Spaß, ein wahrer Höllenspaß, sich so beständig an dem Speer hinaufzuwinden, und nie das Ende erreichen zu können,“ und mittlerweile kehrte sie den Speer wieder um: „Du hattest es wirklich gut mit mir im Sinne, Radebock; es thut mir nur leid, daß Du ein wenig lange warten mußt, eh' Du Dir einen solchen Spaß mit mir machen kannst; denn ich habe noch gar nicht Lust, mir sobald meinen Tod zu bereiten, zu-

mal — sie kehrte den Speer wieder um — zumal, da ich nun ungefähr eine Idee habe, wie Einem zu Muthe ist, der sich so um den Speer winden muss. Könntest du, mein Kätzchen, wie du wolltest, ich glaube, du wärst jetzt im Stande, mir die allerzärtlichsten Liebkosungen zu erzeigen, unter denen ich den Geist aufgeben müßte; aber dazu bekommst du keine Zeit, Kätzchen, denn siehe, ich kehre den Speer wieder um — und sie kehrte ihn um — und du hast nun die Mühe, die Reise wieder rückwärts zu machen." Die Wunde der Katze hatte sich indeß nach und nach immer mehr erweitert, und sie wand sich nun schneller und immer schneller an dem Speer hinauf, so daß die Alte denselben fast beständig umkehren mußte. „Stirb jetzt, mein Kätzchen!" rief sie: „stirb jetzt! denn du hast es mir nun deutlich gezeigt, Was ich sehen wollte; Mehr verlange ich nicht von dir; — und sie kehrte schnell den Speer wieder um — darum sei nun auch artig und stirb, mein Kätzchen! denn es fällt mir nach gerade sauer, beständig den Speer umzukehren — sie kehrte ihn schnell um — und ich darf doch nicht damit aufhören; denn sonst würdest du dich loswinden und mir an die Gurgel fahren, und ich hätte dann selbst meinen Tod bereitet — Ha! Hölle! Was ist Das!" rief sie plötzlich, von einer schrecklichen Ahnung erfaßt: „Ha! Radebock! nun begreife ich Dein furchtbares Grinsen!" — von jetzt an kehrte sie beständig den Speer um — „Du hast mir gestattet, mir selbst meinen Tod zu bereiten — — und Du bist es, der mir den höllischen Gedanken in die Seele gegeben hat — — zu erforschen, wie Einem ist, der sich an dem Speer hinaufwindet — — und ich habe mich bethören lassen und mir vielleicht selbst meinen Tod bereitet — — so stirb doch, du schwarzer Unhold! du blutgieriger Satan! — — wie lange denkst du denn, daß ich

noch im Stande bin, den Speer umzukehren! — — Du willst nicht! — — Du willst nicht! — — Ha! wie es mir vor den Augen schwindelt! — — wie du mich anglotzest! — — wie deine Zunge nach Rache lechzt! — — Ha! Dank dir, du Schwarzer! — — Dank dir! — — also das Gefühl der Rache bleibt! — — freue dich, Nerid! — — das Gefühl — — der Rache bleibt!" — Hier entsank ihr der Speer. Der Schwarze fuhr ihr an die Gurgel und erwürgte sie.

Auf einem offenen Felde, das auf der einen Seite an die Landstraße stößt, sah man eine Anzahl Frauenzimmer, theils in gebückter Stellung, theils auf den Knien liegend, damit beschäftigt, das Unkraut zwischen den Pflanzen auszugäten, die auf diesem Felde wuchsen. Ein Mann von riesenhaftem Körperbau und wildem Aussehen ging hinter ihnen her und ertheilte mit einer Peitsche, die er in der Hand trug, bald dieser bald jener von ihnen Hiebe, besonders aber einem Frauenzimmer, dessen zarter Körperbau und Schönheit sich unter der groben Sclaventracht dennoch nicht verleugnen ließ, und die fast beständig hinter den andern Frauenzimmern zurück blieb, da sie überhaupt der Arbeit, die sie verrichtete, gar nicht gewohnt zu sein schien. So oft der Mann an ihr vorüberging, bekam sie regelmäßig etliche Hiebe. „Wenn Ihr mich immer an derselben Stelle schlagt," sagte sie endlich zu ihm: „so werdet Ihr mir das Bein lahm schlagen, daß ich nicht mehr darauf fort kann; schlagt doch auch einmal an einer andern Stelle." — „Willst Du es besser wissen, als ich, wo ich zu schlagen habe!" rief der Mann und fuhr fort, sie mit der Peitsche an das Bein zu schlagen, bis das Frauenzimmer auf die Erde hinsank und sagte: „Ich hab' es Euch

so gesagt, daß Ihr es mir lahm schlagen würdet, und seht, nun habt Ihr es gethan." — „Nur Geduld! ich will es Dir gleich wieder gesund schlagen," sagte der Mann und fuhr fort, sie unbarmherzig an das Bein zu schlagen, bis endlich die Frau in Ohnmacht fiel. Der Mann ließ sie auf der Stelle liegen, wo sie niedergesunken war, und vertheilte nun seine Hiebe, ärgerlich darüber, daß sein Geschäft eine Minderung des Fortgangs erlitten hatte, unter die andern Sclavinnen noch desto freigebiger, als wolle er dadurch bewirken, daß sie durch verdoppelte Anstrengung ihrer Kräfte den Mangel der nun fehlenden Hände erstatten sollten. In diesem Geschäfte wurde er von einem jungen Mann unterbrochen, der auf ihn zutrat und ihn fragte:

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich einen Mann finde, der Babuck heißt, und der, wie man mir gesagt hat, in dieser Gegend wohnen soll?" —

„Wenn Ihr den Babuck sucht," antwortete jener: „so habt Ihr ihn gefunden; denn der Babuck bin ich." —

„Wollt Ihr mir denn nicht sagen, ob Ihr eine Sclavinn habt, die Rosalinde heißt?" sprach der junge Mann.

„Die hab ich," versetzte Babuck.

„Und wollt Ihr mir diese Sclavinn nicht verkaufen?" —

„Nun, wenn bei dem Handel Etwas zu verdienen ist, so will ich sie Euch wohl verkaufen." —

„Und welche Summe fordert Ihr?" —

„Unter hundert Goldstücken geb' ich sie nicht weg." —

„Die will ich Euch geben," versetzte der Prinz, den die Leser schon erkannt haben, und zählte ihm das Gold zu: „Seid nun so gut und übergebt mir die Sclavinn."

„Kommt mit, ich will Euch zu ihr führen," sagte Babuck und führte den Prinzen zu der Stelle hin, wo Rosalinde lag.

„Wie!“ rief der Prinz: „todt!“ —

„Nein, todt ist sie nicht,“ versetzte Babuck: „sie ist nur in Ohnmacht gefallen. Wollt Ihr aber meinem Rathe folgen, so gebt Ihr nur einige Hiebe mit dem Steck, den Ihr in Eurer Hand habt, dann wird sie wohl wieder zu sich kommen; denn durch dasselbe Mittel, wodurch man sie in Ohnmacht fallen macht, kann man sie auch wieder daraus erwecken. Ich habe das öfter versucht.“ —

„Barbar!“ rief der Prinz: „Ihr habt sie getödtet!“ —

„Wofür haltet Ihr mich!“ sagte Babuck: „ich bin ein ehrlicher Mann und pflege keine todte Sclavinn für eine lebendige zu verkaufen. Probirt nur das Mittel, das ich Euch gesagt, und Ihr werdet sehen, daſs ich die Wahrheit geredet habe.“ —

„Sagt mir denn, wo hier in der Nähe ein Ort ist,“ sprach der Prinz zu Babuck: „wo ich die für den Zustand der Sclavinn nöthige Pflege erhalten kann und gebt mir dann einige Leute, daſs ich sie fortschaffe.“ —

„Pah!“ rief jener! „das gehört nicht in unsern Handel. Ich habe Euch die Sclavinn verkauft; wie Ihr sie aber fortschafft, das muſs Eure Sorge sein.“ —

„Ungeheuer!“ rief der Prinz: „habt Ihr denn gar kein Herz in Eurer Brust, daſs Ihr alles menschlichen Gefühls beraubt seid!“ —

„Junger Mann,“ sagte Babuck: „macht nun, daſs Ihr die Sclavinn fortschafft! ich will sie nicht länger auf meinem Acker liegen haben.“

Der Prinz, da er sah, daſs der harte Mann ohne Mitleid war, nahm Rosalinden auf seine Arme und trug sie fort, ohne zu wissen, wohin er mit ihr wollte. Als er in einen Wald gekommen war, sah er am Wege ein Veilchen blühen,

und es fiel ihm ein, sich durch Hülfe des Zauberblättchens mit Rosalinden in die Wohnung der Nymphe zu begeben; denn er zweifelte nicht, daſs auch Rosalinde sich mit ihm verkleinern würde, indem er sie auf seinen Armen trug, da er aus Erfahrung wuſste, daſs das Zauberblättchen auf Alles seine Wirkung äuſserte, was unmittelbar seinen Körper berührte. Es geschah, wie es der Prinz dachte. Er trug Rosalinden in die Wohnung der Nymphe hinab und erblickte auf dem Flur das liebliche sanfte Mädchen, wie er es schon im Regenthal hatte kennen lernen. „Schöne Nymphe," sagte er zu ihr: „der Prinz Wunderschön bittet Euch um Obdach und Pflege für seine Mutter Rosalinde, die durch ein unglückliches Schicksal in den Zustand versetzt worden ist, worin Ihr sie erblickt." — „Seid mir willkommen, Prinz Wunderschön," sagte sie zu ihm: „Obdach und Pflege soll Eure Mutter bei mir finden, so gut ich beides zu bieten vermag," und darauf führte sie ihn durch ihr Zimmer in das Schlafgemach, wo der Prinz Rosalinden auf das weiche Lager der Nymphe niederlegte. Er setzte sich an ihre Seite und lauschte, ob nicht der Athem in ihre Brust zurückkehren würde. Nach einiger Zeit schlug sie die Augen auf, ohne jedoch, wie es schien, die Gegenstände, die sie umgaben, zu bemerken. Plötzlich fuhr sie zusammen und rief: „Warum schlagt Ihr mich, Babuck! Ich thue ja, Was ich kann, und kann doch nicht mehr thun, wenn Ihr mich auch noch so viel schlagt." —

„Liebe Mutter," rief der Prinz: „besinnt Euch! Ihr seid nicht mehr bei Babuck, Ihr seid in den Armen Eures lieben Sohnes."

Rosalinde horchte auf, blickte den Prinzen an und stieſs einen lauten Schrei aus.

„Fasst Euch, liebe Mutter!" sprach der Prinz: „Euer

Leiden hat nun ein Ende. Ihr habt Euern lieben Sohn wieder, den Ihr von seinem Zauber gelöst habt, und der Euch nie wieder verlassen wird." —

„Ach, ich bin in einem Traum," rief Rosalinde.

„Nein, liebe Mutter, Ihr seid bei mir, bei Eurem lieben Sohn," versetzte der Prinz.

„Ach, wie natürlich!" rief Rosalinde: „Alles, als wenn es wirklich wäre. Sogar seine Stimme, sein schönes Antlitz, seine hellen Locken, der kindliche Ausdruck in seinem Gesichte, Alles so, wie im Leben. Komm, Du schönes Schattenbild, komm an meine Brust, dass ich Dich an mein Herz drücke! Doch nein! nein! bleib! der Traum duldet nicht das höchste Entzücken, und Du würdest unter meinen Händen wie Nebel zerrinnen. Bleib! und lass mich selig sein in Deinem Anschau'n! Vielleicht, dass auch Dich ein Traum umfängt, in dem ich Dir erscheine, sowie Du jetzt mir erscheinst. Wenn daher meine Gedanken Einfluss auf Dich haben, und Dein Geist meine Worte vernehmen kann, so höre, Was ich Dir sage: Deine Mutter ist in Elend und Sclaverei gerathen. Dein Vater hat sie verkauft, weil er einen falschen Verdacht gegen sie hegte. Zürne aber nicht Deinem Vater; denn er hat es im Irrthum gethan, indem er glaubte, dass ich ihm untreu geworden sei, und ist darum noch unglücklicher, als ich. Deine Mutter aber befindet sich im Rebellande und ist die Sclavinn eines Mannes, der Babuck heißt. Dieser Mann behandelt sie sehr hart und wird Deine Mutter tödten. Ja, ich fühle es, in kurzer Zeit werde ich nicht mehr unter den Lebendigen sein; denn ich trage den Tod schon in meinem Busen. Siehe hier diese Wunde an meiner Brust, die hat mir Babuck geschlagen, und der nagende Krebs hat daran weiter gefressen und durchdringt schon meinen ganzen Körper.

Wenn Du aber Deine Mutter im Leben noch einmal sehen willst, so begieb Dich nach dem Nebellande, in welches Du gelangst, wenn Du von der östlichen Grenze Deines Vaterlandes zwanzig Tagereisen gegen Morgen fortwanderst, suche dort einen Mann auf, welcher Babuck heißt, — dieses wird Dir nicht schwer werden, da sein Name im Lande allgemein bekannt ist — und bei ihm wirst Du Deine Mutter finden, sofern sie dann noch lebt; bin ich aber schon todt, so laß Dir mein Grab zeigen und weine darauf Deine Thränen, damit Deine Mutter nicht unbeweint in ihrem Grabe liege." —

„Mutter! Mutter!" rief der Prinz und warf sich an ihre Brust: „arme, unglückliche Mutter! täuscht Euch doch nicht länger! Ihr seid ja in keinem Traum; ich bin ja wirklich bei Euch; es ist Euer lieber Sohn, der Euch an seine Brust drückt." —

„Wie sich meine Gedanken so wunderbar gestalten!" rief Rosalinde: „so, dachte ich, würde mein Sohn sprechen, wenn er mich sähe: und wie ich denke, so träume ich; aber ich habe noch nie so lebhaft geträumt."

Es war umsonst, daß der Prinz sie überzeugen wollte, daß sie wach, und nicht im Traume sei. Ihre Gedanken hatten einmal diese Richtung genommen, und sie befand sich in einem Zustande, welchen man den stillen Wahnsinn nennt. Der Prinz war darüber untröstlich; aber Alles, Was er sagte, schrieb sie ihren eigenen Gedanken zu, indem sie glaubte, daß sie alle Worte, die der Prinz zu ihr sprach, ihm selbst in den Mund legte. — Die Sehne an ihrem Fuß hatte durch die Ruhe ihre Spannkraft wieder gewonnen, und sie konnte das Bein ansetzen, ohne Schmerzen zu empfinden. „Daß ich im Traum bin," sagte sie für sich selbst hin: „kann ich auch daran erkennen, daß ich dieses Bein ansetzen kann, welches sonst

lahm ist. Ach, welch ein schöner Traum! ich empfinde keine Schmerzen." Aber ein furchtbares Hu! das plötzlich von ihren Lippen drang, drückte den gewaltigen Schmerz aus, der sie ergriffen hatte. „Hu!" rief sie: „welch ein furchtbarer Schmerz durchzuckt meine Brust! diesen vermag selbst der Traum nicht zu unterdrücken, weil er allzu heftig ist." —

„Sagt mir doch," wandte sich der Prinz an die Nymphe: „wo schaffe ich ärztliche Hülfe für meine Mutter?" —

„Geht zu der Stadt," versetzte die Nymphe: „die gegen Mittag hinter diesem Walde liegt; dort könnt Ihr wohl einen Arzt erfragen."

Der Prinz begab sich nach der Stadt, und es gelang ihm bald, die Wohnung eines geschickten Arztes zu erkunden. Er trat zu ihm ein und sprach:

„Wollt Ihr für eine angemessene Belohnung mich wohl zu einer Dame begleiten, die in der Umgegend wohnt, um ihr ärztliche Hülfe zu leisten?"

Der Arzt zeigte sich dazu bereit.

„Ich muss aber dabei eine Bedingung machen," sagte der Prinz: „Wenn wir bis zu dem Walde gekommen sind, der unweit dieser Stadt liegt, so müsst Ihr erlauben, dass ich Euch die Augen verbinde. Ich werde Euch dann durch den Wald führen, und wenn wir zu der Wohnung der Dame gekommen sind, müsst Ihr meinen Nacken umschlingen und Euch an mir festhalten, damit ich Euch zu ihr hineintrage. Wollt Ihr auf diese Bedingung eingehen? Ich zahle Euch reichlich für Eure Mühe." —

„Junger Mann," versetzte der Arzt: „wenn es Euch darum zu thun ist, die Wohnung dieser Dame geheim zu halten, so bedarf es gar nicht der Vorsicht, dass Ihr mir die Augen verbindet. Auch mit sehenden Augen werde ich nicht

sehen, [illegible] ich je der Dame im Leben begegnen sollte, so habe ich sie nie gekannt." —

„Es kann nicht anders sein, als ich Euch gesagt habe," versetzte der Prinz: „denn es hat mit der Sache noch eine andre Bewandtniß." —

„Nun, wie Ihr wollt," erwiederte der Arzt: „ich will Euch unter der Bedingung, die Ihr macht, meine Hülfe nicht versagen." —

„So nehmt diesen Beweis meiner Dankbarkeit im voraus," versetzte der Prinz und überreichte dem Arzt einen Beutel mit Goldstücken.

„Laßt das," versetzte der Arzt: „ich verlange nicht Mehr, als meine Mühe bezahlt, wie in jedem andern Falle. Führt mich aber, wenn es Euch beliebt, gleich zu der Dame; denn ich muß heute noch eine Reise über Land machen." —

Der Prinz begab sich nun ohne Säumen mit dem Arzt auf den Weg und brachte ihn auf die von ihm vorgeschlagene Weise in die Wohnung der Nymphe.

Seine Mutter war erstaunt, ihn mit einem fremden Mann zurückkehren zu sehen, welchen er ihr als den Arzt vorstellte, und wiederholte nur, Was sie schon öfter gesagt hatte: „Ich habe nie so natürlich geträumt;" doch erlaubte sie, daß der Arzt die Wunde an ihrer Brust besah.

Als darauf der Prinz den Arzt auf dieselbe Weise wieder zurückführte, wie er ihn hingeführt hatte, fragte er ihn, ob er glaube, daß er der Dame helfen könne.

„Junger Mann," erwiederte der Arzt: „ich kann Euch darauf keine bestimmte Antwort geben; die Wunde ist aber sehr gefährlich, ja wohl gar tödtlich, und Ihr dürft daher auf das Schlimmste gefaßt sein."

Der Prinz kehrte hierauf mit dem Arzt in die Stadt

zurück, um die Heilmittel zu holen, welche derselbe verordnet hatte.

Rosalinde schien nach, wie vor, in ihrem Traum fortzuleben. Sie war gewöhnlich still und gedankenvoll und schien oft nicht darauf zu achten, Was der Prinz, oder die Nymphe zu ihr sprachen, und wenn sie ja zuweilen sich in eine Unterhaltung mit ihnen einließ, so brach sie oft plötzlich wieder ab und versank aufs neue in ihre stille Melancholie, als ob sie sich wieder erinnere, daß Alles doch nur ein Traum sei. Die Nymphe führte sie hinaus in den Garten, wo sich Rosalinde über die Pracht und den Wohlgeruch der Blumen erfreu'te. Als sie zu einer rieselnden Quelle gekommen war, tauchte sie ihre Hand in die Fluth und wusch die brennende Wunde an ihrer Brust. „Ach, wie das kühlt!" rief sie: „wie es den Schmerz besänftigt, als ob ich Wasser aus dem Brunnen des Lebens geschöpft hätte! Ich will mich in dieser Quelle baden," sagte sie dann, entledigte sich ihrer Kleider und tauchte ihren Körper in die kühlende Fluth. Es war, als ob das Bad neues Leben in alle ihre Adern gegossen hatte, auf ihren sonst mit einer bleichen Farbe überzogenen Wangen erglüh'te wieder ein sanftes Roth, und man hörte sie an diesem Tage nicht mehr das furchtbare Hu! ausstoßen. An der Nymphe schien Rosalinde großes Gefallen zu finden, sie zog sie auf ihren Schoß, küßte ihren Mund und strich ihr mit der Hand die schönen Locken, die um ihren Nacken herabwallten. „Welch ein sanftes, liebes Mädchen!" sagte sie: „Ich habe mir oft ein Töchterchen gewünscht, und wenn ich eins hätte, so möchte ich, daß es aussähe, wie dieses schöne liebliche Wesen, das sich vor meiner Phantasie spiegelt. Aber woher kommt mir dieses Traumgesicht, und Was ist seine Bedeutung?" — Sie

schlug wieder in stilles Nachdenken zu versinken und rief dann: „Doch ein sonderbarer Traum!“

Als am andern Tage der Prinz wieder mit dem Arzt eingetreten war, und dieser die Wunde an Rosalindens Brust untersuchte, rief er erstaunt: „Hier ist eine große Krisis eingetreten, und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß zuweilen eine üble Krankheit ohne erklärbare Ursache plötzlich einen guten Ausgang gewinnen kann, so möchte ich beinahe an ein Wunder glauben: denn die Wunde, die gestern noch krebsartig war, ist heute rein und nichts weniger, als gefährlich, und wenn nicht etwa besondere Zufälle eintreten sollten, so darf nach wenigen Tagen die völlige Heilung erfolgen.“ —

„Wie das Alles mit meinen Gedanken übereinstimmt!“ sagte Rosalinde: „ich fühle keinen Schmerz mehr in der Brust, und sogleich malt mir meine Phantasie einen Arzt, der mir die Genesung verkündet.“

Der Prinz wußte nicht, ob er sich freuen, oder betrüben sollte. Der frohe Gedanke, seine Mutter von einer lebensgefährlichen Krankheit geheilt zu sehen, wurde durch den andern getrübt, sie auf ewig dem Wahnsinn übergeben zu wissen. Alle Versuche, sie zu überzeugen, daß sie im wachen Zustande sich befinde, waren vergeblich; das Ende derselben war immer ihr Ausruf: „Wie natürlich!“ „Etwas Eigenthümliches aber,“ fügte sie einmal hinzu: „hat doch jeder Traum: „ich bin nun schon, wie es mir vorkommt, mehre Tage an diesem Orte und genieße keine andre Kost, als des Morgens eine perlende Flüssigkeit, die mir ein liebliches Mädchen reicht, wie man es in der Wirklichkeit nicht findet, und doch empfinde ich niemals Hunger, oder Durst, sondern fühle mich im Gegentheil so gesättigt, als hätte ich jeden Tag die

reichlichſte Mahlzeit genoſſen. Ein ſchöner Traum! aber ach! wie ſchrecklich wird das Erwachen ſein!“

Roſalinde fuhr fort, ſich jeden Tag in der Quelle zu baden, und ſo oft ſie das Bad verließ, ſchien es, als ob ihre Kräfte und ihre Geſundheit gedoppelt zurückkehrten; ſie erblüh'te wieder in ihrer ganzen Schönheit, und die Wunde an ihrer Bruſt war beinahe völlig vernarbt.

Da ſagte eines Tages der Arzt zum Prinzen, als dieſer ihn aus der Wohnung der Nymphe zurückgeleitete: „Mein Geſchäft bei der Dame, die ich bisher behandelt habe, iſt, was ihre körperliche Krankheit betrifft, beendigt, und es bleibt nun noch die geiſtige Krankheit zurück.“ —

„Ach!“ rief der Prinz: „ſollte keine Hoffnung ſein, ſie je von dieſem Wahnſinn zu befreien?“ —

„Sie kann geheilt werden,“ ſagte der Arzt: „wenn Ihr genau den Rath befolgen wollt, den ich Euch ertheile. Man muſs die Dame dahin bringen, daſs ſie glaubt, wieder aus ihrem Traum zu erwachen, und dieſes kann durch Hülfe eines Schlaftrunkes geſchehen, den ich Euch verabreichen werde. Sobald ſie dann erwacht, muſs ſie ſich wieder an demſelben Ort und in derſelben Umgebung befinden, wie damals, als ſie entſchlummerte, und Alles muſs wieder ſo ſein, wie es vor ihrem Entſchlummern war. Wenn dieſes geſchieht, dann wird ſie Alles, was ſie in der letzten Zeit erlebt hat, für einen Traum halten und glauben, erſt jetzt aus demſelben erwacht zu ſein, und nicht länger daran zweifeln, daſs ſie wieder in der Wirklichkeit lebt. Hiernach aber muſs Niemand es verſuchen wollen, ſie zu überreden, daſs ſie nicht geträumt habe, Was ſie geträumt zu haben glaubt; denn es würde dann augenblicklich bei ihr der Gedanke entſtehen, daſs ſie auch noch jetzt träume, und dann würde ihre Heilung nie mehr zu er-

[illegible] Schleier muß die Vergangenheit [illegible], und Was bei ihr Traum war, muß Traum sein; [illegible] so, und nicht anders, kann sie geheilt werden."

Der Prinz dankte dem Arzt für seinen heilsamen Rath, den er in Allem getreu nachzukommen versprach, und wollte ihm eine ansehnliche Summe für seine Bemühung aufdringen; aber der Arzt schlug sie aus und nahm nur so Viel an, als er in jedem gewöhnlichen Falle für seine Dienste zu empfangen pflegte. Mit dem Schlaftrunk, den er dem Prinzen reichte, kehrte dieser in die Wohnung der Nymphe zurück.

Am andern Tage begab sich der Prinz nach dem Felde, wo er einige Zeit zuvor Baduk mit seinen Sclavinnen angetroffen hatte. Er fand denselben wieder, wie ehedem, damit beschäftigt, seinen Sclavinnen Hiebe zu ertheilen, während diese eben so, wie damals, das Unkraut ausgäteten.

Sobald Baduk den Prinzen erblickte, rief er ihm zu: „Was wollt Ihr von mir? Seid Ihr etwa nicht mit dem Handel zufrieden, den Ihr mit mir gemacht habt? Ihr habt Euch nicht über mich zu beklagen; ich hab' Euch die Sclavinnen nicht aufgeschwatzt und sie für Nichts besser ausgegeben, als sie [illegible]. Jeder hat seine Augen, damit er seine Waare [illegible], ehe er sie kauft. Ihr dürft nicht sagen, daß [illegible]."

„Davon ist mir gar nicht die Rede," versetzte der Prinz: „denn ich bin mit dem Handel, den ich mit Euch gemacht, vollkommen zufrieden und komme nur, um Euch zu fragen, ob Ihr Lust habt, Euch noch einmal eine solche Summe zu verdienen, wie Ihr schon von mir erhalten, und zwar, ohne daß Ihr mir Etwas dafür geben sollt." —

„Der Handel, den Ihr mir da anbietet," versetzte Baduk: „scheint mir unvortheilhaft zu sein, und ein Geschäft,

Mann darf nie einen ehrlichen Gewinn ausschlagen. Wenn daher Das, was Ihr von mir verlangt, der Art ist, daſs es mit meiner Ehre und mit meinem Gewissen bestehen kann, so bin ich nicht abgeneigt, mit Euch das Geschäft abzuthun. Laſst mich also hören, Was es ist." —

„Die Sclavinn, welche ich von Euch gekauft habe," versetzte der Prinz, „ist in dem Wahn befangen, daſs sie sich in einem Traum befinde, und glaubt daher nicht an eine Veränderung ihres Schicksals. Um sie nun von dieser Idee abzubringen, ist es, nach dem Rathe des Arztes nöthig, sie aus ihrem Traum erwachen zu lassen, das heiſst, sie dahin zu bringen, daſs sie glaubt, als ob sie erwache. Um dieſes zu erreichen, wird man ihr einen Schlaftrunk geben, worauf sie alsbald in einen tiefen Schlummer sinken wird. Wenn sie dann aus demselben erwacht, so muſs sie sich wieder an demselben Orte befinden, wo sie sich vor ihrer Ohnmacht befand, und Alles muſs dem Anschein nach wieder so sein, als es ehedem war, mit einem Worte: sie muſs glauben, noch Eure Sclavinn zu sein, indem sie wieder auf derselben Stelle erwacht, wo ich sie vor einiger Zeit ohnmächtig von Euch hinweggetragen habe." —

„Ich habe die Sache ganz begriffen," versetzte Babuck: „und weiſs nun genau, welche Rolle ich dabei zu spielen habe. Bringt sie nur her und legt sie wieder auf der Stelle hin, wo Ihr sie weggenommen habt, und wenn sie dann erwacht, will ich sie schon in einem Tone anreden, daſs es ihr nicht im entferntesten einfallen soll, als ob sie noch träume. Ich hoffe, Ihr sollt mit mir zufrieden sein." —

„Aber keine körperliche Züchtigung!" versetzte der Prinz.

„Wie Ihr wollt," erwiederte Babuck: „ich meinte sonst,

[illegible] Erwachen noch natürlicher zu [illegible]; übrigens will mich hierin ganz nach Euch richten.“

Nachdem der Prinz diese Verabredung mit Babuk getroffen hatte, begab er sich wieder in die Wohnung der Nymphe, wo er seine Mutter Rosalinde noch immer, wie gewöhnlich, mit halbgeschlossenen Augen und leise Worte für sich hin sprechend erblickte. Der Prinz nah'te sich ihr mit einem geheimnißvollen Wesen:

„Mutter,“ begann er: „könnt Ihr die Worte vernehmen, welche ich zu Euch rede?“

„[illegible],“ versetzte Rosalinde: „denn auch im Traume klingen Deine Worte meinem Ohre angenehm.“

„Mutter,“ fuhr der Prinz fort: „der Augenblick nah't heran, wo Ihr aus Eurem Traum wieder erwachen werdet. Erinnert Ihr Euch noch, wo Ihr Euch eigentlich befindet, und in welcher Gestalt?“

„Ach ja,“ versetzte Rosalinde und seufzte tief: „ich liege auf einem Pflanzenfelde, wo die Sclavinnen Babuk's, zu denen auch ich gehöre, das Unkraut ausgäten. Ich kenne auch wohl meinen Zustand, denn ich habe eine tiefe Wunde in meiner Brust und bin an dem einen Fuß gelähmt, obgleich [illegible] im Traum nicht so vorkommt.“

„Ihr habt recht gesprochen, Mutter,“ versetzte der Prinz: „was den ersten Punkt betrifft, denn Ihr liegt auf einem Pflanzenfelde und seid Babuk's Sclavinn, und als solche werdet Ihr auch wieder erwachen; aber die Wunde in Eurer Brust wird nicht mehr sein, und auch Euer Fuß nicht mehr gelähmt sein; denn ein wohlthätiger Thau, der eine wunderbare Kraft besitzt, ist vom Himmel gefallen und hat die Wunde in Eurer Brust geheilt und den Sehnen Eures Fußes ihre Spannkraft wiedergegeben und Euern ganzen Körper gekräf-

ge, so daß Ihr völlig in dem Zustande wieder erwachen werdet, worin Ihr Euch im Traum befindet." —

„Ach, mit welchen schönen Hoffnungen täuscht mich meine Phantasie!" sprach Rosalinde für sich selbst: „und doch, warum sollte es nicht möglich sein, daß es in diesem Lande einen solchen wunderthätigen Thau giebt? Ja, ich will es fast glauben, daß dem so ist; denn wäre der Schmerz in meiner Brust noch, so müßte er mich ja auch im Traume durchzucken, weil er allzu heftig ist, um gänzlich verstummen zu können." —

„Wenn Ihr erwacht seid," fuhr der Prinz fort: „wird Babuck Euch wohl mit harten Worten anreden, und Ihr müßt wieder Sclavenarbeit bei ihm verrichten. Aber seid ohne Furcht; denn Euer Sohn wird noch in derselben Stunde kommen und Euch von Babuck für hundert Goldstücke zurückkaufen, und Ihr werdet dann mit ihm wieder heimziehen zu meinem Vater, der schon längst von Eurer Unschuld überzeugt ist, und er wird Euch herrlich erheben, und Ihr werdet all Euer Leid und all Euern Kummer vergessen und hiernach nur die Tage der Freude und des Glückes kennen." —

„Ach! woran soll ich erkennen, daß dieser Traum mir Wahrheit verkündet!" versetzte Rosalinde.

„Ihr werdet sogleich bei Eurem Erwachen die Wahrzeichen an Euch selbst erkennen," erwiederte der Prinz: „da die Wunde in Eurer Brust geheilt und Euer Fuß nicht mehr gelähmt sein wird."

Als am andern Morgen Rosalinde erwachte, reichte ihr die Nymphe, wie gewöhnlich, den Becher mit dem perlenden Morgenthau, worin aber diesmal der Schlaftrunk gemischt war. Rosalinde sank bald wieder auf ihr Kissen zurück und fiel in einen tiefen Schlummer, worauf der Prinz sie auf

[illegible] und nach Babuck's Pflanzenfeld zurückgegangen, [illegible] an derselben Stelle, wieder [illegible] wo er sie von der [illegible] hatte. — Hierauf kehrte er in die Wohnung der Nymphe zurück, um ihr sein letztes Lebewohl zu sagen und [illegible] Dank für die Freundschaft und die Pflege abzustatten, welche das schöne Mädchen seiner Mutter erzeigt hatte. [illegible] wie erschrack er, als er die Blässe ihres Antlitzes [illegible] und ihre Hände in den seinigen vor Kälte zittern fühlte. „Schöne Nymphe," sagte er: „Ihr seid krank; Ihr habt um die Pflege meiner Mutter Eure eigene Ruhe aufgeopfert und dadurch Eure Gesundheit untergraben." — „Ach nein," sagte sie, „mich friert bloß ein wenig, weil ich heute zu früh in die Morgenluft gegangen bin;" aber ein plötzliches Huh! das von ihren Lippen drang, kündigte an, daß sie [illegible] durchzuckte, welcher der sichre Zeuge der schrecklichsten, tödtlichen Krankheit ist. — Indem Rosalinde aus der Lebensquelle der Nymphe neue Kräfte und Gesundheit schöpfte, hatte sie darin das furchtbare Gift zurückgelassen, das nun in den Adern der Nymphe wüthete — sie hatte Tod um Leben getauscht. —

Rosalinde schlug die Augen auf. Sie fühlte an ihre Brust, und die Wunde war geheilt; sie bewegte ihren Fuß, und er war nicht mehr gelähmt.

„Nun, Du Faulenzerinn!" redete Babuck sie an: „hast Du endlich ausgeschlafen, Du Tagedieb? Ich war eben gesonnen, Dich mit meiner Peitsche wieder munter zu machen." — „Sagt mir doch, Babuck," fragte Rosalinde: „wie lange habe ich hier geschlafen?" —

„Wie lange? fragst Du? Den ganzen Vormittag hast Du geschlafen, Du faule Trulle! und mir meine Arbeit versäumt. Mach fort und scher Dich wieder an Dein Geschäft,

oder ich werde Dir mit meiner Peitsche ein Warnungszeichen geben, daß Du es zeit Deines Lebens nicht wieder vergessen sollst.“ —

„Schlagt mich nicht, Babuck!“ versetzte Rosalinde, indem sie aufstand: „ich werde ohnehin meine Arbeit verrichten; aber ich habe einen wunderbaren Traum gehabt, und mein Fuß ist nicht mehr lahm, und die Wunde in meiner Brust ist auch geheilt.“ —

„Nur Geduld!“ erwiederte Babuck: „ich werde Dir bald eine neue Wunde schlagen, damit es Dir nicht in Vergessenheit geräth, daß Du nicht umsonst Dein Brod essen sollst.“

Rosalinde ging an ihre Arbeit.

„Babuck,“ begann sie nach einer Weile, als dieser an ihr vorüberging: „würdet Ihr mich wohl verkaufen wollen, wenn mich Jemand Euch abkaufen wollte?“ —

„Pah!“ rief Babuck: „Wer sollte Dich wohl kaufen wollen? Es würde mir Niemand für Dich ein Goldstück bieten.“ —

„Sagt das nicht, Babuck, es könnte doch wohl sein, daß mich Jemand kaufen wollte.“

Babuck ging wieder vorüber.

Babuck kehrt zurück.

„Däucht es Euch nicht, als ob hinter dem Hügel ein Mann heraufkommt, Babuck?“ —

„Was geht Dich der Mann an? bekümmre Dich um Dein Geschäft!“

Babuck geht vorüber.

Babuck kehrt zurück.

„Der Mann kommt auf Euch zu, Babuck; er will mit Euch einen Handel abschließen. Ihr werdet doch einen guten Handel nicht ausschlagen?“ —

[illegible] mir Deinem Geschwätz! [illegible] ein Wort, und es sollen so viele Hiebe auf Dich regnen, daß Du dieses Pflanzenfeld für eine Windmühle ansehen sollst."

Der Prinz hatte sich indessen genähert und trat auf Babuck zu. „Könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich einen Mann finde, der Babuck heißt," sagte er, laut genug, daß Rosalinde es hören konnte: „und der, wie man mir gesagt hat, in dieser Gegend wohnen soll?" —

„Wenn Ihr einen Babuck suche, so habt Ihr ihn gefunden; denn der Babuck bin ich." —

„Wollt Ihr mir denn nicht sagen, ob Ihr eine Sclavinn habt, die Rosalinde heißt?" —

„Die hab' ich," versetzte Babuck.

„Und wollt Ihr mir diese Sclavinn nicht verkaufen?" —

„Nun, wenn bei dem Handel Etwas zu verdienen ist, so will ich sie Euch wohl verkaufen." —

„Und welche Summe fordert Ihr?

„Unter hundert Goldstücken geb' ich sie nicht weg." —

„Die will ich Euch geben," versetzte der Prinz und zählte ihm das Gold zu: „Seid nun so gut und übergebt mir die Sclavinn."

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief Rosalinde und stürzte sich in seine Arme: „mein lieber lieber Sohn! hier hast Du mich! hier hast Du Deine Mutter Rosalinde!" —

„Ach, meine liebe Mutter!" rief der Prinz und umarmte sie: „muß ich in diesem Zustande wiederfinden, Was mir das Theuerste auf Erden ist?" —

„Ach ja, mein lieber Sohn, ich bin unglücklich gewesen,

sehr unglücklich," versetzte Rosalinde: „aber nun ich Dich wieder habe, ist all mein Unglück vergessen."

Babuck war ein stiller Zeuge dieser Scene gewesen, und ein Gefühl von Mitleid, dem auch die härtesten Naturen in gewissen Augenblicken nicht widerstehen können, schien sich seiner Brust bemächtigt zu haben. „Junger Mann," redete er den Prinzen an: „ich nehme Theil an dem Schicksale dieser Dame; aber ich habe nicht geahnt, daß sie die Mutter eines so edlen Mannes sein könnte, wie Ihr, und gewiß einst bessere Tage gekannt hat; sie wurde mir um ein Spottgeld als eine Person verkauft, mit der man Nichts anzufangen wüßte, und die zu keinem ordentlichen Geschäfte tauglich wäre. Mag Vergessenheit das Geschehene bedecken, und sie so glücklich werden, wie sie es verdient. Wollt Ihr aber ein freundschaftliches Anerbieten nicht verschmähen, so mache ich Euch den Vorschlag, mir mit Eurer Mutter in meine Wohnung zu folgen, die hinter jenem Hügel liegt. Ich werde dort für einen passenden Anzug für sie sorgen und Euch, wenn Ihr es wünscht, zwei Maulthiere zur Reise überlassen; denn ich vermuthe, daß Ihr Eure Mutter doch nicht zu Fuße heimführen wollt. Ich werde Alles aufs billigste für Euch einrichten, und Ihr sollt keine Ursache haben, zu sagen, daß Babuck eigennützig gehandelt habe."

Der Prinz trug kein Bedenken, das Anerbieten Babuck's anzunehmen, zumal da er für den Augenblick wirklich auch keinen besseren Rath wußte. Er folgte ihm daher mit Rosalinden in seine Wohnung, welche hinter dem Hügel lag, den sie in einiger Entfernung erblickten, und in welcher sie bald darauf anlangten. Schon von weitem kam ihnen ein kleines freundliches Mädchen entgegengehüpft, das Babuck's Hand ergriff und sich an ihn anschmiegte, worauf dieser sie

[redacted] hob und sie küßte. „Aber Miza," sagte er [redacted]: „Du bist wieder ausgegangen, ohne Dir ein Tuch um den Hals zu binden. Du wirst Dich wieder erkälten und krank werden, wie damals, und dann wird Mutter wieder bei Deinem Bette sitzen und weinen." — „Das ist gewiß [redacted] kleine Tochter," sagte der Prinz. „Ach nein," versetzte Babuck: „das Mädchen ist die Tochter eines Landmannes, der ehedem in dieser Gegend wohnte und mein Nachbar war. Er hatte in der letzten Zeit viele Unglücksfälle, der Mann. Sein Vieh erkrankte und starb ihm hin; seine Felder wurden [redacted] und das Das, was übrig blieb, brachten ihm seine treulosen Sclaven, gegen die er immer zu nachsichtig war. Er nahm sich sein Unglück so sehr zu Herzen, daß er darüber erkrankte und starb. Als er auf seinem Todbette lag, ließ er mich zu sich rufen und sagte zu mir: „Babuck, ich hinterlasse Nichts, als einen Sohn und eine Tochter, und die vermach ich Euch. Handelt an ihnen, als ob sie Eure eignen Kinder wären." Ich habe mich auch genau nach seinem Testamente gerichtet. Ich nahm beide Kinder zu mir; den Sohn habe ich zu einem tüchtigen Landmann erzogen und ihm seinen Acker gepachtet, den er jetzt bearbeitet; die Tochter aber will ich bei mir behalten, bis einmal ein wackerer Mann sie heirathet, und habe fünfhundert Goldstücke zu ihrer Aussteuer bestimmt. Ich weiß, mein Nachbar würde dasselbe an meinen Kindern gethan haben, wenn ich in seinem, und er in meinem Falle gewesen wäre."

Der Prinz und Rosalinde sahen einander an und wußten nicht, Was sie von Babuck denken sollten. Es bestätigte sich aber auch hier wieder die Wahrheit, daß die Menschen selten Das sind, was sie zu sein scheinen, sondern daß sie es nur

unter gewissen Umständen sind, und dieses gilt sowohl im guten, als im bösen Sinne.

Als Babuck mit dem Prinzen und Rosalinden in seiner Wohnung angelangt war, übergab er seine ehemalige Sclavinn alsbald seinen Frauen, welche sie in ein Bad führten und ihr prächtige Kleider anthaten. Als Rosalinde darauf wieder zu Babuck und dem Prinzen ins Zimmer trat, konnte erßerer nicht genug ihre hohe Schönheit bewundern und wußte ihr deßwegen gar feine Artigkeiten zu sagen. Babuck bat seine Gäste mit einem Mittagsmahl bei ihm fürlieb zu nehmen, wobei er selbst Rosalinden bediente und ihr alle Aufmerksamkeit erzeigte, die man einer schönen Dame schuldig ist. Wäre jetzt ein Fremder in das Zimmer getreten, so würde er Rosalinden für die Herrinn, und Babuck für ihren Sclaven gehalten haben; so sehr hatten beide die Rollen gewechselt.

Der Prinz und Rosalinde bestiegen noch an demselben Tage die Maulthiere, welche Babuck ihnen überlassen hatte, und zogen wieder des Weges dahin in ihre Heimath. Babuck aber ging wieder auf sein Pflanzenfeld und vertheilte unter seine Sclavinnen Hiebe.

Wie nun Rosalinde unterweges dem Prinzen ihr ganzes Schicksal, besonders aber ihren letzten wunderbaren Traum erzählte; und wie der Prinz ihr dagegen seine erlebten Abenteuer, mit Auslassung alles Dessen, was Rosalinden nicht interessiren konnte, mittheilte; und wie nachher der alte König sich übermaßen freu'te, seine geliebte Rosalinde wiederzusehen, von deren Unschuld er längst völlig überzeugt war; und wie Rosalinde sich so glücklich fühlte, die Liebe und Achtung ihres Herrn wieder gewonnen zu haben und täglich ihren lieben Sohn, den Prinzen Wunderschön, in ihre Arme schließen zu

[illegible] dieses können sich unsre Leser und Leserinnen [illegible] vorstellen, als wir es ihnen mit Worten zu beschreiben im Stande sind, weshalb wir es denn auch gar nicht versuchen wollen. Dass aber der König hiernach Rosalinden zu seiner Gemahlinn erhob, um das Unrecht wieder gut zu machen, das er ihr verübt, und dass Rosalinde ihm nach einiger Zeit ein Töchterchen gebar, welches ganz der schönen Nymphe des Veilchens glich, die einst ihre liebreiche Pflegerinn gewesen war — das konnten unsre Leser und Leserinnen nicht [illegible], wenn wir es ihnen nicht gesagt hätten.

[illegible] der König Wunderschön wieder in seine Heimath zurückgekehrt war, [illegible] er es seine fürnehmste Sorge sein, seinen Garten mit den schönsten Blumen zu verzieren, die weit und breit nur aufzutreiben waren. Er ließ sogar aus fremden Ländern ganze Säcke voll Blumensamen auf Maulthieren kommen und streu'te ihn in seinem Garten aus, den er durch Ankauf von Ländereien noch bedeutend erweitert hatte; und Blumen, die unter freiem Himmel im Garten nicht fortkommen wollten, pflanzte er in Töpfe und stellte sie in seine Treibhäuser hin, und er hatte zu ihrer Pflege mehre Gärtner angenommen und war selbst ein so fleißiger Blumengärtner geworden, dass sich die Leute darob nicht genug verwundern konnten und nicht zu begreifen im Stande waren, wie der junge Wunderschön plötzlich ein so großer Blumenliebhaber geworden, was er denn auch im eigentlichsten Sinne des Wortes war. Wenn seine Mutter ihn fragte: „Lieber Sohn, welche Eigenschaft hat denn Dein Zauberblättchen?“ antwortete er ihr: „Liebe Mutter, es hat die Eigenschaft mich so unendlich viele Male zu verkleinern, dass kein menschliches Auge mich mehr erblicken kann, was beinahe eben dasselbe ist, als ob es mich unsichtbar mache;“ und um es ihr noch deutlicher

machen, nahm er das Zauberblättchen in ihrer Gegenwart zwischen die Lippen, und der Prinz Wunderschön war verschwunden. „Das ist doch eine gar sonderbare Eigenschaft, die Dein Zauberblättchen hat," versetzte Rosalinde: „und macht es Dir denn so viel Vergnügen, Dich in einem so sehr verkleinerten Zustande zu erblicken?" — „Das Zauberblättchen gewähret mir unendlich viel Vergnügen," versetzte der Prinz: „denn ich bin durch Hülfe desselben im Stande, mich in den Reich einer jeden Blume zu begeben, und die innere wundervolle Einrichtung derselben zu betrachten, die sonst jedem menschlichen Auge verborgen ist." — „Laſs mich doch auch einmal die Eigenschaft Deines Zauberblättchens versuchen," sagte Rosalinde. „Recht gern, liebe Mutter," erwiederte der Prinz: „aber es wird Euch nichts helfen, da das Zauberblättchen nur für mich seine wunderbare Eigenschaft besitzt, weil ich es erobert habe." Rosalinde nahm das Zauberblättchen zwischen die Lippen, aber sie wurde um Nichts kleiner, als sie es gewesen war, weil sie nämlich den Ring nicht hatte, der dazu gehörte, welchen Umstand ihr der Prinz mitzutheilen vergessen hatte. — Da nun die Eigenschaft des Zauberblättchens nach und nach den Leuten bekannt wurde, war es zuletzt Niemanden mehr auffallend, den Prinzen zuweilen, wenn er eine schöne Blume erblickte, plötzlich verschwinden zu sehen, und man konnte sich nun auch seine große Leidenschaft für die Blumen erklären, obwohl doch Niemand der Sache auf den wahren Grund kam, weil man gewisse Nebenumstände, die damit verknüpft waren, nicht kannte. Einige schöne Damen schienen zwar eine Ahnung zu haben, wozu das Zauberblättchen zu gebrauchen sei, obwohl sie doch auch noch nicht das Rechte trafen. „Prinz," sagten sie zu ihm: „Ihr seid durch das Zauberblättchen ein gefährlicher Mensch. Keine schöne Dame

[illegible] in verkleinerter Gestalt in ihr Busentuch, oder in irgend eine Falte ihres Kleides schlüpft und [illegible] daß sie Etwas davon weiß, in ihr Schlafkämmerlein tragen lasset, wo sie zu schwach sein würde, Euch zu widerstehen. Ihr seid wirklich ein gefährlicher Mensch, Prinz, und jedes schöne Frauenzimmer muß vor Euch in Furcht leben." Der wahre Sinn dieser Worte aber war im Grunde kein anderer, als: „Prinz, bedient Euch doch des Zauberblättchens, um in verkleinerter Gestalt in unser Busentuch, oder in irgend eine Falte unsers Kleides zu schlüpfen, damit wir [illegible] Schlafkämmerlein tragen, wo wir uns gewiß nicht würden irren können, einen jungen schönen Mann an unsrer Seite zu erblicken." Aber der Prinz schien den wahren Sinn dieser Worte nicht zu verstehen, oder wollte ihn vielmehr nicht verstehen, weil keine Schönheit der Töchter Embla's ihn zu reizen im Stande war, da auch die Schönste von ihnen weit hinter der einfachsten Blumennymphe zurückstehen mußte; nur zwei Frauenzimmer ließ der Prinz als Ausnahme gelten, und das waren seine Mutter Rosalinde und die Pathe Mandane, deren Schönheit, wie er zu sagen pflegte, gar und durchaus keinen Vergleich duldete. —

Der Gärtner wäre unglücklich gewesen, der es gewagt hätte, in dem Garten des Prinzen eine Blume abzupflücken, sie mochte bloß einen Stengel, oder mehre Stengel haben, ganz einerlei, der Prinz litt es nun einmal gar nicht, und jeden Gärtner, den er annahm, mußte vorher die Bedingung unterschreiben, bei augenblicklichem Verlust seiner Stelle, kein Blümchen, geschweige denn ein Blatt einer Blume abpflücken zu wollen.

Wenn der Prinz des Morgens, da noch der Thau auf den Blumen lag, in seinen Garten ging und sein Zauberblätt-

chen an den Mund nahm, war es ein entzückendes Schauspiel für ihn, jede Nymphe mit einem Becher in der Hand in dem Kelch ihrer Blume zu erblicken, um von dem Thau zu schöpfen, und von tausend Lippen erscholl es dann: „Guten Morgen, Prinz Wunderschön! Guten Morgen, Prinz Wunderschön!“ und war solch ein Lachen und Tosen und Kichern und Schwatzen, daſs der Prinz sich oft vor dem gewaltigen Lärm beide Ohren zuhalten muſste. Sobald er aber das Zauberblättchen wieder von dem Mund genommen hatte, war jede Nymphe vor seinen Blicken verschwunden, und das Geräusch verstummt, und er wandelte dann so einsam in seinem Garten umher, als ob in demselben kein andres lebendiges Wesen sich befände, als er.

Da der Prinz selbst sich die Pflege der Blumen auf das sorgfältigste angelegen sein ließ, so gediehen dieselben in seinem Garten so wohl, daſs die meisten von ihnen gefüllte Blumen wurden; dennoch aber konnte er bei all seiner Aufmerksamkeit und Pflege es nicht verhüten, daſs eines Jahres die Raupen sich gewaltig in seinem Garten vermehrten und seine schönsten Blumen bis auf die Stengel kahl fraßen. Die Nymphen klagten gewaltig über dieses schädliche Gewürm und baten den Prinzen, daſs er doch mehr Gärtner annehmen möchte, ihre Blumen zu säubern; aber alles Säubern half nichts, der Raupen wurden mehr und immer mehr, und der Prinz wuſste zuletzt gar keinen Rath mehr. Da gedachte er, wenn er Petermännchen kommen ließe, der würde ihm hier wohl am allerbesten zu rathen wissen. Er setzte sich daher hin und schrieb an ihn folgenden Brief:

„Liebes Petermännchen, der Prinz Wunderschön wünscht Dir Gesundheit und das ewige Glück. Wie geht es Dir, Petermännchen! Denkst Du noch zuweilen an mich und an

[illegible] wie wir mit einander in dem Garten [illegible] herumspaziert haben! Ich habe jetzt meine [illegible] beendigt und lebe wieder an dem Hof meines Vaters und habe einen großen schönen Garten, und darin gar herrliche Blumen aller Art und Bäume und tanzende Quellen und schattige Lauben, so daß kein schönerer Garten zu finden weit und breit; aber es fehlt mir an einem tüchtigen Gärtner, der ihn in Stand halte, und meine Blumen vor den Raupen bewahre, und da habe ich denn an Dich gedacht, Petermännchen, und biete Dir die Stelle eines Obergärtners [illegible] mit einem jährlichen Gehalt von hundert Goldstücken. Hast Du nun Lust, die Stelle anzunehmen, so komm mit dem Mann, welcher Dir diesen Brief überbringt, herüber zu mir, und Du sollst es bei mir gut haben und außer Deinem Gehalt auch freie Wohnung und Alles, was Du sonst [illegible] und sollst mit mir an meiner eigenen Tafel essen, und sollen alle Leute, die ich unter Deinen Befehl geben werde, Dir in Allem gehorchen, was Du ihnen sagst, als ob ich es ihnen selbst befohlen hätte. Wenn Du nun also Lust hast, in meinen Vorschlag einzugehen, so säume nicht, Petermännchen, [illegible] alsbald herüber zu mir. Es grüßt Dich der Prinz Wunderschön."

Diesen Brief übergab der Prinz einem treuen Boten, den er damit an Petermännchen abschickte, nachdem er ihm zuvor dessen Aufenthalt genau beschrieben und ihm auch das Losungswort gesagt hatte. Der Bote langte nach einiger Zeit richtig an Ort und Stelle an, rief dreimal laut den Namen Petermännchen, und dieser trat bald darauf hinter einer Erdscholle hervor. „Habe ich die Ehre, den Herrn Petermännchen zu sprechen?" fragte der Bote in ehrerbietigem Tone. „Der bin ich," versetzte Petermännchen: „Was steht zu Be-

fehl?" — „Ich habe einen Gruß an Euch zu bestellen von dem Prinzen Wunderschön," versetzte der Bote: „und er hat mir aufgetragen, Euch diesen Brief zu übergeben." — „Aha! ich weiß schon," rief Petermännchen, indem er den Brief entfaltete: „der Prinz schickt nach dem Buche, das ich ihm versprochen habe. Nun ja, ich habe das Werk beendigt, und ich werde es ihm schicken." Als er aber den Brief still durchgelesen hatte, schüttelte er nachdenklich den Kopf und sagte: „Hm! der Prinz meint es gewiß gut; aber ich mag kein Fürstendiener sein, und kann daher auf seinen Vorschlag nicht eingehen. Aber das Werk, welches ich ihm versprochen habe, werde ich ihm schicken; wartet nur einen Augenblick, ich will es sogleich holen;" und mit diesen Worten ging er zurück in seine Wohnung und erschien bald darauf wieder mit dem Buche in der Hand, das in Leinwand wohl verpackt und mit Wachs verklebt war. „Grüßt den Prinzen von mir," sagte er: „und sagt ihm, daß dieses das Buch wäre, das Petermännchen ihm versprochen hätte, und ich ließe ihm viel Glück und Heil wünschen." — „Und welche Antwort soll ich dem Prinzen bringen auf das Schreiben, das ich Euch von ihm überbracht?" fragte der Bote. „Sagt ihm," erwiederte Petermännchen: „ich könne mich auf die Sache nicht einlassen; wenn ich ihm aber in sonst Etwas gefällig sein könne, so dürfe er auf meine Freundschaft rechnen." Mit diesem Bescheid kam der Bote zu dem Prinzen zurück, der nun selbst zusehen mußte, wie er seine Blumen von den Raupen befrei'te; doch war er neugierig zu wissen, was das für ein Buch sei, das Petermännchen geschrieben hatte. Aber wenn er auch die ganze Welt hätte gewinnen können, so wäre er nicht im Stande gewesen, einen Buchstaben zu erkennen; denn das ganze Buch war nur einen halben Zoll lang und einen viertel Zoll breit

enthielt wenigstens achtzig enggeschriebene Zeilen. Der Prinz legte das Buch hin, ohne zu wissen, Was er damit anfangen sollte; endlich fiel es ihm ein, die Schrift durch Hülfe eines Vergrößerungsspiegels zu lesen; er that es, und die Buchstaben hoben sich nun deutlich hervor, aber sie standen alle verkehrt, wie auf den Typen der Buchdrucker, und Wer nicht gewohnt ist, eine solche Schrift zu lesen, kann nicht damit zu Stande kommen. Der Prinz stellte nun vor den Vergrößerungsspiegel einen andern gewöhnlichen Spiegel, der die verkehrten Buchstaben aufnahm und sie wiederum verkehrte, wodurch dieselben denn endlich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt wurden. Der Prinz las auf dem Titelblatte: „Geschichte des Volks der Petermännchen" und überzeugte sich bald, daß Petermännchen die Geschichte seines Volkes von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem endlichen Untergange geschrieben hatte. Da der Prinz nicht zweifelte, daß die Geschichte dieses aus der Wirklichkeit längst verschwundenen Volkes viel Interessantes darbieten könnte, so ließ er davon sogleich eine mit Menschenhänden geschriebene Abschrift besorgen, indem die Buchstaben auf die von ihm angegebene Weise lesbar gemacht wurden. Nach einem Jahre war die Abschrift zu Stande gebracht, und der Prinz konnte nun seine Neugierde befriedigen.

Folgende Bruchstücke sind uns aus der Mappe des Prinzen von diesem merkwürdigen Buche zu Gesichte gekommen:

„Die Urgeschichte des Volkes der Petermännchen verlor sich, wie die Geschichte eines jeden Volkes in die Fabelzeit. Die Petermännchen waren von Abend gegen Morgen ausgezogen und hatten in den Ländern, die sie nachher beherrschten, ein Volk angetroffen, noch kleiner, als sie, nämlich das Volk der Heinzelmännchen. Mit diesem Volke hatten die Peter-

männchen langwierige Kriege geführt, bis sie endlich dasselbe ganz unterjocht und ihre Spur, mit Ausnahme Weniger, die nach entfernten Ländern entflohen, von der Erde vertilgt hatten. Der erste ihrer Könige, dessen die Geschichte gedenkt, war der König Teitiotu, doch von ihm kennt man auch nur den Namen, eben so von seinem Nachfolger Mirakad, dessen Gemahlinn Mapa, wegen ihrer großen Schönheit, wie man meint, ihm in der Regierung folgte. Erst hier beginnt die eigentliche Geschichte der Petermännchen. Von der Königinn Mapa berichten die Geschichtsschreiber, daß sie die Freiheit der Frauenzimmer so weit auszudehnen gesucht habe, wie nur möglich. Unter andern kennt man von ihr folgendes Gesetz: „Wir verordnen und befehlen, daß es den Schönsten unsers Geschlechts erlaubt sein soll, so viel Männern oder Narren den Kopf zu verdrehen, als sich denselben nur wollen verdrehen lassen, und daß es jenen hingegen, wenn sie toll genug sein sollten, sich zu Ehren der Dame ihres Herzens zu ersäufen, zu erhenken, oder sonst auf irgend eine Weise um's Leben zu bringen, frei gegeben sein soll, hierin ganz nach ihrem eigenen Vergnügen zu handeln.“ Die Königinn Mapa war auch noch dadurch merkwürdig geworden, daß sie jedem ihrer Unterthanen eine jährliche Contribution von einem Blumenstrauß aufgelegt hatte.

Die Regierung war in uralter Zeit eine uneingeschränkt monarchische und hatte rathgebende Stände, deren Mitglieder alle Sprecher genannt wurden. So gab es einen Großsprecher, einen Vorsprecher, einen Fürsprecher, einen Mitsprecher, einen Nachsprecher, einen Zusprecher und einen Widersprecher; die Könige aber wurden von den Vornehmsten des Volkes gewählt.

Die ältesten Geschichtsschreiber, deren Petermännchen ei-

[illegible] zu haben vorgiebt, nur daß er ihre Worte [illegible] wiedergegeben, führen ihre Helden [illegible] ein, um dadurch eine deutliche Anschauung ihres Charakters zu geben. Man könnte sagen, daß sie hierin dem [illegible] oder [illegible] nachgeahmt hätten, wenn nicht der [illegible] dawider spräche, daß es damals, als die Petermännchen ihre Geschichtsbücher schrieben, noch gar keine Griechen und Römer in der Welt gab; auch weichen die Reden der Petermännchen darin von denen jener Schriftsteller ab, daß diese nicht im Kriege und an die Soldaten gehalten werden, [illegible] Frieden an ruheliebende Bürger und [illegible]; auch hatten diese Reden noch das Besondere, daß sie zuletzt fast immer in ein Gespräch endigten, indem Andre auf die Worte des Redners erwiederten, worauf denn wieder von Andern erwiedert wurde, und so immer [illegible]. So war dieses besonders mit den Kronreden der [illegible], wobei oft die Sprecher als Opponenten aufzutreten schienen.

Nachdem die Königinn Mapa das Irdische gesegnet hatte, folgte ihr in der Regierung der König Heipomuck, welcher, [illegible] die hohen Stufen seines Throns gestiegen war, folgende Rede hielt:

„Kraft des mir vom Volke übertragenen hohen Amtes will ich weises Regiment im Lande führen; doch bedarf ich hiezu des Beistandes meiner Sprecher, die mir zu rathen haben, wie den Übeln, welche durch die allzuschwache Regierung meiner Vorgängerinn tiefe Wurzeln gefaßt und an dem Herzen des Landes zehren, Einhalt gethan werden möge. Wohin man jetzt nur den Blick wendet, sieht man melancholische, trübsinnige Gesichter. Hier wandelt ein Jüngling mit dem Strick in der Hand, um sich aus Verzweiflung, daß seine

Schöne seinem albernen Geschwätz nicht länger ihr Ohr leihen will, an den nächsten Baum aufzuknüpfen; ein anderer hält schon das Schwert in der Hand und besieht die scharfe Schneide und die Spitze, und ein dritter steht auf dem Sprunge, eine Reise zu Wasser ohne Schiff zu machen. Dazu findet sich in meiner Schatzkammer statt des baaren Geldes ein solcher Wust von Blumensträußen, welche die Länge der Zeit bereits zu Heu gemacht hat, daß es ein ganzes Jahr bedarf, um sie wegzuschaffen, und sie der Verwesung, der sie längst anheimgefallen sind, zu übergeben. Ich fordre daher meine getreuen Sprecher auf, mir zu rathen, wie diesen Übeln am besten abzuhelfen sein möge."

Der Vorsprecher nahm hierauf das Wort und sprach: „Um der Schwärmerei der jungen Männer Einhalt zu thun, wüßte ich kein besseres Mittel vorzuschlagen, als das in unsrer Zeit so sehr zur Mode gewordene Romanlesen zu verbieten." —

„Dem müssen wir widersprechen," versetzte der Widersprecher.

„Das erwarten wir auch von Euch," bemerkte der König: „denn wozu wärt Ihr sonst der Widersprecher?" —

„Das Mittel, das der Vorsprecher empfiehlt," versetzte der Widersprecher: „würde nur wenig fruchten; denn so lange noch Romane geschrieben werden, wird die leselustige Jugend immer Gelegenheit finden, sich dieselben zu verschaffen.

Der König. Man müßte also das Übel bei der Wurzel angreifen und die Presse hinsichtlich der Herausgabe von Romanen beschränken.

Der Widersprecher. Was wird's helfen? Man würde die Sache umgehen und nun eine Novelle, eine Alltagsgeschichte, ein Mährchen u. s. w. herausgeben, worin der weitläufigste Roman ausgesponnen ist.

Man müßte also die Presse noch mehr [illegible] und auch die Herausgabe solcher Schriften ver-

Der Mitsprecher. Ew. Majestät sollten lieber die Presse gar nicht beschränken, sondern die Leute so lange schreiben lassen, bis sie es von selbst überdrüssig werden, und das dürfte vielleicht sehr bald geschehen; denn eine Sache, die nicht verboten ist, behält nicht lange ihren Reiz.

Der Großsprecher. Meine unmaßgebliche Meinung in dieser Sache ist, man sollte dergleichen Ungebühr junger [illegible] aus der Welt abweisen, ehe man ihnen den Reisepaß geschrieben hat, gradezu mit Lebensstrafe belegen: ich meine, der Selbstmord müßte bei Lebensstrafe verboten werden.

„Ich erkläre mich für die Meinung des Großsprechers," bemerkte der Fürsprecher.

„Das heißt weise gesprochen," versetzte der König: „die Sache ist abgemacht, der Selbstmord wird bei Lebensstrafe verboten. Was fangen wir aber mit den verwelkten Blumenkränzen an?"

„Sagen Sie uns, Was wir damit anfangen," flüsterte der Widersprecher dem Großsprecher ins Ohr.

Der Großsprecher. Die lassen Ew. Majestät an Dero Unterthanen statt baaren Geldes auszahlen; es wird wenigstens von eben so gutem Werthe sein, als das so allgemein geschätzte Papiergeld.

Der König. Die Idee scheint nicht übel.

Der Widersprecher. Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich wüßte einen bessern Gebrauch vorzuschlagen. Es giebt nämlich in Höchstdero Landen noch mehre unbebau'te Flächen, die theils Sümpfe, theils unfruchtbaren Boden ent-

halten. Einen Theil der Blumensträuße könnte man nun dazu anwenden, die Sümpfe auszufüllen, und den andern Theil könnte man zu Asche verbrennen, um damit die Erde zu düngen.

Hierauf erwiederte der König: „Ich werde diesen Vorschlag genauer erwägen und darnach meine Maßregeln zu treffen suchen.“

Der König Heipomuck legte seine Gebeine zu seinen Vätern, und der König Kajack setzte die Krone auf sein Haupt. Er hielt bei seiner Thronbesteigung folgende Rede:

„Indem ich das schwere Scepter der Regierung ergreife, fühle ich die ganze Wichtigkeit meines hohen Berufs. Vieles ist mir zu thun übrig gelassen, Vieles zu verbessern, was mein Vorgänger, der, noch fest an dem Alten klebend, sich nicht zu dem Geiste der neuern Zeit emporschwingen konnte, übel gemacht hat. Nachdem es ihm gelungen war, durch Hülfe der in seiner Schatzkammer vorgefundenen Blumensträuße die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen, war das Austrocknen der Sümpfe dermaßen sein Steckenpferd geworden, daſs er überall Sümpfe austrocknen wollte, wo gar keine auszutrocknen waren. So hat er denn in seinem Eifer ganze Seen und Bäche unter Schutt vergraben. Quellen, die uns trinkbares Wasser zuführten, sind verstopft, und Flüsse, worauf sonst leichte Kähne schaukelten, und auf deren weißem Grunde die Schmerle mit glänzenden Schuppen spielte, sind zu dürrem Pflugland umgewandelt. Der Boden umher seufzt nach Nahrung und Frische, und vergebens blickt der Wanderer sich um nach einem kühlenden Trunk, daſs er seine am Gaumen lechzende Zunge erquicke — überall nur Pflugland, und Nichts, als dürres Pflugland! Auch in seinem Eifer, den Leuten die

[illegible] in die andre Welt zu verbieten, ist mein [illegible] offenbar zu weit gegangen, da sich jetzt ein Jeder [illegible], das Irdische zu gesegnen, wenn auch Alter und Gebrechlichkeit ihn schon längst für die bessere Welt überreif gemacht haben. Wenn es mir daher gelingen sollte, während der Zeit meiner Regierung das wieder gut zu machen, was mein wackerer Vorfahr bei seinem besten Willen übel gemacht hat, so scheide ich mit dem frohen Bewusstsein von hinnen, nicht vergebens das Scepter der Regierung geführt zu haben. Ein Anderer mag dann nach mir so handeln, wie er es den [illegible] andrer Zeit angemessen findet."

Auf diese Rede wußten die Sprecher Nichts zu erwiedern, und gingen daher, ohne ein Wort zu sagen, aus einander.

Der König Kajack wurde zu seinen Vätern versammelt, und der König Bimbam bestieg den Thron. Beim Antritt seiner Regierung sprach er sich ungefähr in folgenden Worten aus:

„Ich sehe mich umgeben mit dem königlichen Schmuck — die Krone auf meinem Haupt, und das Scepter in meiner Hand; aber die Krone ist ohne Glanz, und das Scepter [illegible]. Einförmig und träge schleicht das Leben dahin, gleich einem moderichten Sumpf, den nimmer der Sturm bewegte, der frisch durch die Wipfel der Eichen saust. Das Bestreben meines Vorfahren ging nur darauf hinaus, überall das Gleichgewicht zu erhalten. So blieben die besten Kräfte ungeprüft; der hohe Geist, der sich nur in Widerwärtigkeiten und Gefahren bewährt, im Kampf mit der Natur und dem Schicksal, versauerte unter dem Wohlbehagen der Ruhe und der Gemächlichkeit. Ja, hätte mein Vorfahr nur wenigstens einige

dumme Streiche gemacht, so würde doch dieſes noch die Laune der Satire geweckt haben; aber auch dieſe ſchweigt, und die ganze Nation ſcheint in eine dumpfe Lethargie verſenkt zu ſein. Um ſie nun aus dieſem Todtenſchlummer zu erwecken, ſehe ich kein anderes Mittel als den Krieg — und wahrlich! wir haben nicht lange zu ſuchen, wo wir denſelben finden ſollen. Durch die Ruhe und Duldung, die mein Vorfahr überall zu verbreiten ſuchte, ſind die ſcheueſten Thiere auf der Welt, die Vögel unter dem Himmel, ſo kühn geworden, daſs ſie mit den Petermännchen nicht anders umgehen, als mit ihres Gleichen. Schwalben niſten unter dem Gebälk eines jeden Hauſes, und Sperlinge und Buchfinken raiſonniren auf den Straßen umher, als gehörte die Stadt ihnen. Und die Störche — nicht genug, daſs ſie ein jedes Dach bequem finden, dort ihre Wohnung aufzuſchlagen, haben ſich ſogar eine ganze Inſel angemaßt, wo ſie mit ihrem Geklapper einen ſolchen Lärm machen, daſs man es meilenweit in der Runde hören kann. Was ſoll endlich aus dieſem Unfug werden, wenn man demſelben keinen Einhalt zu thun ſucht? Eine Inſel haben die Störche ſchon im Beſitz, und Wer ſteht uns dafür, daſs ſie es dabei werden bewenden laſſen? Wenn, was zu befürchten iſt, ihre Zahl ſich vermehrt, welches in dieſer Zeit der Ruhe und des Friedens die natürliche Folge ſein muſs, werden ſie alsbald ihre Eroberungen weiter auszudehnen ſuchen, und endlich die eigentlichen Bewohner dieſes blühenden Landes, das viel zu gut iſt, um die Wohnung hochbeiniger klappernder Störche zu werden, aus ihren ſo lange behaupteten Sitzen vertreiben. Darum laſſt uns denn zu einem Krieg gegen dieſe ungeſchlachten Thiere ſchreiten und dadurch zwei Zwecke auf einmal erreichen: die Nation aus ihrer Dumpfheit reißen und uns zugleich von dieſen überläſtigen Uſurpatoren befreien."

[illegible] erhob sich hierauf von seinem Sitz und [illegible] Folgendes:

„So weise und wohlredend Ew. Majestät Sich auch in einer musterhaften Rede über die Mängel und Gebrechen des Staates, wie er jetzt besteht, verbreitet haben, und so weise und wohldurchdacht auch Höchstdero Vorschläge sind, denselben abzuhelfen, so steht dennoch zu erwägen, daß die Störche, gegen welche Ew. Majestät, und zwar nicht mit Unrecht, tiefe Verachtung blicken lassen, zu sehr im Geruche der Heiligkeit stehen — da das Vorurtheil des Volkes sie für heilbringende Wesen hält, unter deren Neste das Glück und die Zufriedenheit wohnt, — als daß man es wagen dürfte, ihnen, ohne den Volksglauben zu sehr zu verletzen, den Krieg anzukündigen." —

„Es ist schlimm genug," versetzte der König: „daß ein König immer mit zwei Übeln zu kämpfen haben soll: mit dem Übel selbst und mit dem Volksglauben. Aber mit den Störchen kann es einmal nicht bleiben, wie es ist; besser, daß wir sie vertreiben, als daß sie nachher uns vertreiben." —

„Es ist besser, daß wir sie vertreiben, als daß sie nachher uns vertreiben," bemerkte der Nachsprecher.

Hiegegen wandte der Mitsprecher ein: „Wenn ich auch annehmen wollte, daß man bei einer so wichtigen Staatsangelegenheit, wie die vorliegende, sich über den Volksglauben hinwegsetzen dürfte — und in den Fall geräth ein König oft, daß er seine Unterthanen zwingen muß, wider ihren Willen glücklich zu werden — Wer bürgt uns dafür, ob auch der Kampf ein gleicher sein werde, ob es uns nicht ergehen könnte, wie ehedem den Pygmäen in dem Kriege mit den Kranichen?"

Der König. Ich hoffe doch nicht, Herr Mitsprecher, daß Sie meine Unterthanen für Pygmäen ansehen werden.

Der Mitſprecher. Ich nicht; aber es könnte leicht möglich ſein, daß die Störche uns als ſolche anſähen.

Der König. Scherz bei Seite, lieber Mitſprecher, die Pygmäen habe ich mir ſagen laſſen, ſollen nicht größer ſein, als mein kleiner Finger, wogegen doch der kleinſte meiner Unterthanen als ein ungeheurer Rieſe erſcheinen muß.

Der Mitſprecher. Mit den Augen der Petermännchen betrachtet, da haben Ew. Majeſtät ganz Recht, aber nicht, wenn von den Augen der Störche die Rede iſt, welche die Dinge hoch oben aus der Luft beſchauen, wo ſich ihnen denn Alles in verkleinertem Maßſtabe zeigt.

Der König. Aber geſetzt auch, daß wir den Störchen als wirkliche Phygmäen erſchienen, welche Waffen könnten ſie denn gegen uns gebrauchen, um uns einen empfindlichen Schaden zuzufügen?

Der Mitſprecher. Die ſtärkſten, die es in der Welt giebt: ihr loſes klapperndes Maul.

Der König. Ich hoffe nicht, daß es unter meinen Unterthanen ſo feige Memmen geben ſollte, die vor dem Klappern eines Storchs in Furcht geriethen.

Der Mitſprecher. Nicht vor dem Klappern eines einzigen, auch nicht zweier oder dreier, oder etlicher mehr, wohl aber, wenn eine ganze Inſel voll ihr abſcheuliches Geklapper aufſchlägt. Ich wette meine beſte Sonntagsperrücke gegen einen abgeſchliſſenen Pantoffel Ewr. Majeſtät, daß es in Dero ganzen Armee auch nicht einen Mann giebt, der ſein Trommelfell ganz behalten würde.

Der König. So muß man dieſes klappernde Geſindel mit gleichen Waffen zu bekämpfen ſuchen, und zu der Armee, die ich gegen ſie abſchicken werde, lauter ſolche Männer aus-

diesen, welche die stärksten Lungen zum Schreien haben. Um die Stellen der Anführer zu besetzen, hat man einzig nur auf die Stärke der Lungen Rücksicht zu nehmen, so daß Der, welcher am stärksten und lautesten in einem Athem zu schreien vermag, als Generalissimus an die Spitze der ganzen Armee trete.

Alle Sprecher gaben durch ein freudiges Gemurmel ihren Beifall zu erkennen.

Der König Bimbam theilte das Schicksal aller seiner Vorgänger, und welches zugleich das Schicksal aller Könige gewesen ist, die überhaupt in der Welt regiert haben, nämlich: er starb. Der König Bubu nahm jetzt den leergewordenen Thron ein und hielt beim Antritt seiner Regierung folgende Rede:

„Indem ich plötzlich durch das Schicksal auf einen Platz gestellt bin, wo es mir schwindelt, von meiner eigenen Höhe hinunterzublicken, fühle ich zugleich die ganze Bürde der königlichen Ehre, die man auf mein schwaches Haupt gewälzt hat. Die Augen von Millionen sind auf mich gerichtet; Millionen erwarten von mir, daß ich ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit, ihr Glück begründen werde; aber wie soll ein König, selbst der weiseste und beste, es anfangen, um es Allen recht zu machen, da die Wünsche und Neigungen der Menschen oft einander gradezu entgegenlaufen? Was der Eine für gut und nützlich ansieht, erscheint dem Andern als ein Übel, weil es nicht für seinen Plan taugt. Um daher den Wenigsten zu mißfallen, wollen Einige es für gerathen halten, zu thun, Was den Mehrsten gefällt. Aber Wer bürgt uns dafür, daß die Mehrzahl auch allemal das Bessere will? Ein König sollte daher immer nur mit eigenen Augen sehen und Das thun, was er nach seiner innern Überzeugung für seine Unterthanen am an-

gemeſſenſten hält; aber wie vermag ein König mit eigenen Augen zu ſehen, da man ihn die Dinge nicht mehr erblicken läſſt, wie ſie wirklich ſind, ſondern wie man wünſcht, daſs ſie von den königlichen Augen erblickt werden? „Um die Regenten," ſagt ein groſser Philoſoph: „iſt ein Zauberkreis gezogen, den ſie nicht zu überſchreiten vermögen." Darum giebt man dem Einzelnen Scepter und Diadem und erhebt ihn auf die höchſte Spitze der Ehre, um ihn ſchadlos dafür zu halten, daſs er heraustritt aus der Geſellſchaft der Petermännchen und einzeln und verlaſſen da ſteht, wie die Eiche auf der Spitze des Felſen, während unten im Thale grünendes Gebüſch gefällig ſeine Zweige durch einander ſchlingt — wahrlich! eine ſchlechte Entſchädigung für einen ſo groſsen Verluſt! denn er, welcher der Herr und Gebieter Aller ſcheint, iſt der Diener und Sclave Aller. — Werfe ich einen Blick auf die Geſchichte meines Staates, ſo hat noch kein König das Scepter niedergelegt, wo nicht Der, welcher es ergriff, wieder gut zu machen hoffte, Was jener übel gemacht hatte. Wie! waren denn alle dieſe Könige ſchlechte Regenten? und ging das Beſtreben eines jeden nur darauf hinaus, ſeine Unterthanen ins Verderben zu ſtürzen? Dieſes zu glauben wäre hart. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daſs es keinen König giebt, der nicht das Wohl ſeiner Unterthanen will — er müſste denn gegen ſein eigenes Fleiſch und Blut wüthen —; wie er aber dieſen Zweck erreicht, hangt gar zu ſehr davon ab, wie er ſein eigenes Intereſſe und ſeine herrſchenden Neigungen damit in Übereinſtimmung zu bringen ſucht. Blicke ich zurück auf die Regierung des jüngſt abgetretenen Fürſten, ſo hat auch dieſer ſeinen Hauptzweck gänzlich verfehlt, indem er zur Erreichung desſelben ſich des allerſeltſamſten und lächerlichſten Mittels bediente, das ſich nur denken läſſt. Er wollte

[illegible] Regierung seines sonst nicht unver-
[illegible] Vorfahren in ein gewisses Phlegma und lässiges
[illegible]en versunken war, aus ihrem geistigen Schlummer
erwecken, und dazu hielt er den Krieg für das geeignetste
Mittel. Aber wo sollte er den Augenblick einen Krieg her-
nehmen? Die Heinzelmäunchen waren schon lange unterjocht
und aus dem Lande vertrieben, und andre Feinde gab es nicht,
so weit der Himmel sich über das Reich der Petermännchen
wölbt. Da mußten nun die unschuldigen Störche herhalten,
die sich auf einer unbewohnten kleinen Insel zu einer mehr,
als gewöhnlichen Anzahl gehäuft hatten und die vorüberseglen-
den Schiffer oft durch ihr Klappern in Verwunderung setzten.
Um diese Thiere zu verscheuchen, hätte es in der That nur
einer Handvoll Jäger bedurft, die ein paar Dutzend Pfeile
unter sie abgeschickt hätten; aber das wäre ja kein ordentlicher
Krieg, sondern nur eine Vogeljagd gewesen, und einen Krieg
wollte er nun einmal haben, er mochte ihn auch hernehmen,
woher er wollte. Dazu sollten die Störche mit gleichen Waf-
fen bekämpft werden, und es wurde eine Flotte ausgerüstet,
die statt der Soldaten mit lauter Schreiern besetzt war, welche
einzig durch die Kraft ihrer Lungen dem Feind die Spitze
bieten sollten. Wäre nun diese Flotte bei günstigem Wind und
Wetter ausgelaufen, so hätte das Ganze noch als ein lustiger
Scherz hingehen mögen; aber es nahm leider! damit, wie es
uns allen noch in frischem Andenken ist, nur ein zu trauriges
Ende. Aus Nordosten erhob sich eben der fürchterlichste Sturm,
als der König den Befehl zum Auslaufen der Flotte ertheilte,
und obgleich der Ober-Steuermann versicherte, daß es höchst
gefährlich sein würde, jetzt in See zu stechen, beharrte dennoch
der König fest bei seinem Vorsatz; denn er hatte ja nun einen
Krieg, den er so sehnlich wünschte — den Krieg mit den Ele-

menten. Von der ganzen Flotte blieb nicht einmal ein Echo zurück. Der König ließ nun mit unsäglichen Kosten eine neue Flotte ausrüsten und plünderte dazu die blühendsten Provinzen seines Landes aus. Militair-Schulen wurden errichtet, wo man die Schüler, statt in militairischen Wissenschaften, im Schreien übte, und die besten Schreier galten für die besten Officiere auf der Flotte. Endlich lief bei günstigem Wind und Wetter die neue Flotte aus, und es begann nun der lächerlichste Krieg von der Welt, der fünf und zwanzig Jahre nach einander geführt wurde, was in den Ohren der Nachwelt, wenn man die Annalen unsrer Zeit lesen wird, beinahe als eine Fabel klingen möchte. Kein Petermännchenblut, kein Storchblut wurde hier vergossen — aber langsam drang das Gift der Schwindsucht, dieser träge, aber gewisse Mörder, in die Lungen der schreienden Armee; und noch jetzt keuchen auf den Straßen überall hektische und vom Husten abgemergelte Schatten umher, bejammernswerthe Überbleibsel tapferer Lungenhelden aus dem Kriege mit den langgeschnäbelten Bewohnern der Luft. Aber nicht bloß in den Lungen alter Invaliden, sondern auch in dem Staatskörper nagt das zehrende Gift der Schwindsucht, da jener eben so verderblich, als lächerliche Krieg beinahe eine Billion Staatsschulden auf unser Land gewälzt hat. Verloren wäre jetzt das Volk der Petermännchen, wenn wieder ein König den Thron bestiegen hätte, der nicht gewusst, Was man bei so bewandten Umständen zu thun hat."

„Und Was hat man zu thun?" fragte der Versprecher.

„Was man zu thun hat?" versetzte der König: „Haben wir denn nicht das Beispiel unsrer Vorgänger vor Augen? lehrt uns nicht die Geschichte, daß sie beständig dadurch ihr Volk in neues Unglück stürzten, weil jeder von ihnen bemüht

war, alle Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen, dass es weislich der Zeit zu überlassen, die Wunden des Staates zu heilen? Hat nicht jeder der Könige, die vor mir gelebt haben, dadurch sein Volk in weit größeres Elend gestürzt, weil er es freventlich versuchte, es aus dem Elend zu erretten, worin sein Vorgänger es zurückgelassen hatte? Braucht man also noch zu fragen, Was man zu thun hat?" —

„Es scheint demnach, als hätte man Nichts zu thun," bemerkte der Mitsprecher.

„Eben das ist es ja, was ich erwiesen habe," versetzte der König: „der Zeit und dem allgemeinen Lauf der Dinge muss man es überlassen, die Wunden des Staatskörpers zu heilen, anstatt mit verwegener Hand dem Schicksale vorgreifen zu wollen."

Alle Sprecher bewunderten die große Klugheit und Wohlredenheit ihres Königs, und es wurde hiernach Sitte, dass alle Könige, die nach und nach über das Land der Petermännchen regierten, das Beispiel des weisen Königs Bubu nachahmten, indem sie die Fehler und Gebrechen des Staates dadurch verhüllten, dass sie — Nichts thaten und es der Zeit und dem allgemeinen Lauf der Dinge überließen, einen wohlthuenden und beglückenden Einfluss zu äußern. Diesem weisen Regierungsprincip verdankte der Staat der Petermännchen seinen blühenden und glücklichen Zustand, worin es sich viele Jahrhunderte später unter der Regierung des Königs Heiloteita befand; aber indem es seine schönste Blüthe erreicht hatte, war es auch seinem Untergang nahe, und Birabi, der Nachfolger Heiloteita's, war der letzte König der Petermännchen gewesen. Dieser mächtige Staat hatte das Schicksal aller irdischen Dinge erlitten: er war entstanden, hatte Blüthen und Früchte getrieben und war aus der Wirklichkeit verschwunden.

Das Werk der Geschichte dieses Volkes schließt mit der merkwürdigen Prophezeihung: „Sowie einst die Heinzelmännchen von den Petermännchen, und diese wieder von den Menschen unterjocht und ihre Spur von der Erde vertilgt wurde: so wird hiernach einmal ein Geschlecht der Riesen erscheinen, das mit den Menschen thun wird, wie diese mit den Petermännchen, und diese zuvor mit den Heinzelmännchen gethan haben. Der Name Mensch wird aufhören, ein Geschlecht zu bezeichnen, das den Erdboden bewohnt." —

Der Prinz Wunderschön blieb, so lange er lebte, der größte Blumenliebhaber, den es je in der Welt gegeben hat, und fand sein größtes Vergnügen darin, immer neue Blumen hervorzubringen, indem er aus dem Kelch der einen den Kelch der andern befruchtete, wodurch denn allemal eine Blume entstand, welche die Eigenschaften beider Blumen in sich vereinigte. Jetzt würde es, mit wenigen Ausnahmen, ein vergeblicher Versuch sein, auf diese Weise neue Blumen hervorzubringen, da uns das wichtige Verbindungsmittel fehlt, das dazu erforderlich ist, nämlich das Zauberblättchen der Blumenkönigin. Ehe der Prinz Wunderschön das Zauberblättchen erobert hatte, gab es von den meisten Blumen in der Welt selten mehr als eine Art; die vielen Abarten aber, die man jetzt überall in den Gärten und auf den Feldern findet, beweisen uns, wie fleißig er dieselben zu vermehren gewusst hat. Als der Prinz in seinem Garten keine Blumen mehr übrig fand, um neue Arten davon zu schaffen, trat er eine Reise um die Welt an, die er zu Fuß machte, um besser jede Blume, die er früher noch nicht gesehen hatte, bemerken zu können. Es war ihm einerlei, ob er durch blühende Gefilde, oder öde Wüsteneien zog; wenn aus dem Boden nur hie und da ein Blümchen hervorblickte, so war ihm das Genug, da

in der Blume die holde Nymphe nicht unterließ, ihre Wüste zum Paradiese zu waffen. Auf dieser Reise war es, wo der Prinz zum ersten Mal den süßen Wechselgesang der Nachtigall und der Rose vernahm, dessen so oft bei den Dichtern des Orients Erwähnung geschieht. Der Abend dämmerte bereits, als er mitten in der Wüste eine Oase erreichte, die einem schönen mit tausend Blumen überstreuten Garten glich. Blühende Wälder und duftende Wiesen wechselten mit einander ab, und tanzende Quellen und rauschende Bäche vereinten ihr Gemurmel mit dem Gesang der gefiederten Bewohner der Lüfte. Da nah'te sich aus dem Dunkel des Haines die holde Nachtigall dem Garten, wo die Rose blüh'te, und klagte ihre Sehnsucht in süßen melodischen Tönen, und die Rose verwob ihren Duft zum holden Gesang, und sie sangen abwechselnd folgendes Lied:

Die Nachtigall.

„Wache, holde Rose, wache!
Dufte mild im Abendschein!
Leise rauscht der Schilf am Bache,
Leise zieht es durch den Hain."

„Schöner als im Licht der Sonne,
Blüh't die Flur im Abendthau,
Hain und Wiese athmen Wonne,
Und von Perlen glänzt die Au."

„Doch die schönste Perle blinket
Um die Blumenkönigin;
Dieser holde Schimmer winket
Mich in Deine Nähe hin." —

Die Roſe.

„Säuſelt der Zephyr im Thale!
Kräuſelt's am wogenden Bach!
Süße melodiſche Töne
Rufen den Wiederhall wach.“

Die Nachtigall.

„Könnt' ich, holde Roſe, ſingen,
Was ich fühle — jeder Ton
Sollte ſchön harmoniſch klingen,
Bitten ſanft um Minnelohn.“

„Doch der Minne Sehnſucht nennet
Kein Geſang in Thal und Hain;
Nur Wer ſelbſt die Minne kennet,
Zählt der Minne Luſt und Pein.“ —

Die Roſe.

„Iſt es ein lieblicher Vogel,
Der aus dem blühenden Baum
Lieder der Minne mir flötet?
Oder umfängt mich ein Traum?“ — —

Die Nachtigall.

„Ha! Was hör' ich! ſanftes Beben,
Ströme, wie von Blüthenduft,
Die ſich zum Geſang verweben,
Fließen durch die Abendluft.“

„Oft ſchon ſang ich meine Lieder,
Meine Sehnſucht durch den Hain;
Echo gab mir Antwort wieder,
Und ich fühlte mich allein.“

„Doch in klaren Düften ſchallen
Holde Klänge in mein Ohr,
Milde Roſenlüfte wallen
Aus dem Blüthenſtrauch empor.“ —

Die Rose.

„Nahe Dich, lieblicher Sänger,
Flötend dem blühenden Strauch!
Mit Düften vermähl' ich den süßen
Liebeweckenden Hauch." —

Die Nachtigall.

„Schön bist Du, o Rose, prangend
In der Jugend Purpurschein,
Ruft mit Düften mich, verlangend,
Aus dem stillen Abendhain."

„Dir nur weih' ich meine Lieder,
Echo nennt nur Dich allein.
Sag' es mir in Düften wieder:
Willst Du meine Liebe sein?" —

Die Rose.

„Wohl blühet die Rose im Garten,
Wohl blüh't sie dem Auge zur Lust;
Doch nah'st Du Dich liebend, Geliebter,
Zerfleischen Dir Dornen die Brust." —

Die Nachtigall.

„Holde Rose, Dich zu küssen,
Mich im trau'ten Dämmerlicht
Treu von Dir geliebt zu wissen,
Fürcht' ich Deine Dornen nicht.

„Sieh, schon winkt der Stern der Liebe,
Hesperus, und schmückt den Hain.
Laß des Herzens süße Triebe,
Laß uns sie dem Sterne weih'n!" —

Die Rose.

„Nicht länger bezwing' ich das Sehnen,
Der Liebe erwachende Lust.
Komm, lieblicher Vogel, und wiege
Mich selig an liebender Brust."

Und es ſchwebt der holde Sänger
Froh herab zum Blüthenſtrauch,
Trinket aus dem Honigkelche
Friſch den vollen Roſenhauch.

Noch erſchallt im ſtillen Thale
Seiner Stimme Zauberklang:
Denn er fühlt nicht, daß der Roſe
Scharfer Dorn ins Herz ihm drang.

Seine Freude, ſein Entzücken
Stirbt im letzten Wiederhall —
Und die holde Roſe trauert
Um den Tod der Nachtigall.

Und der Prinz nahm die Nachtigall und begrub ſie unter dem blühenden Strauch, und es wuchs daraus die Philomelenroſe empor.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.